This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 117 482

Logic LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received Jan. 1887
Accessions No. 33271 *Shelf No.*

Natürliche Dialektik.

Neue logische Grundlegungen

der

Wissenschaft und Philosophie

von

Eugen Dühring,

Docent an der Berliner Universität.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

Berlin 1865.

Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn.

(Koch-Straße Nr. 69.)

BC79
D8

33271

Natürliche Dialektik.

Vorrede.

Einleitung.

Absicht der Unternehmung.

Erster Theil.

Logische Vorbereitungen.

Erster Abschnitt. Das Identitätsprincip.

		Seite
Erstes Capitel.	Verschiedene Formulirungen	18
Zweites Capitel.	Wahrer Sinn des Princips	23
Drittes Capitel.	Voraussetzungen der Anwendbarkeit	43
Viertes Capitel.	Empirische Vorbedingungen	53
Fünftes Capitel.	Tragweite und Grenzen	60

Zweiter Abschnitt. Das Princip vom zureichenden Grunde.

Erstes Capitel.	Bisherige Vorstellungen	73
Zweites Capitel.	Das begründende Denken	78
Drittes Capitel.	Princip des fehlenden Grundes	88
Viertes Capitel.	Beweislast	96
Fünftes Capitel.	Erkenntniß der Analogien	105

Zweiter Theil.

Dialektische Ausführungen.

Erster Abschnitt. Begriffe von Unendlichkeiten.

Erstes Capitel.	Allgemeine Gestalt der Aufgabe	109
Zweites Capitel.	Unendlichkeiten der bloßen Logik	112
Drittes Capitel.	Unendlichkeiten der reinen Mathematik	128

Zweiter Abschnitt. Begriffe von letzten Gründen.

Erstes Capitel. Der Begriff in der Fragestellung 136
Zweites Capitel. Vernünfteleien 146
Drittes Capitel. Deuteleien 150
Viertes Capitel. Der Verstand als letzte Instanz 157

Dritter Abschnitt. Vermittelnde Begriffe.

Erstes Capitel. Entbehrliche Vermittelungen 161
Zweites Capitel. Metaphysische Einbildungen 172

Vierter Abschnitt. Entwickelung aus Begriffen.

Erstes Capitel. Reines Denken 191
Zweites Capitel. Empirisches Denken 196

Fünfter Abschnitt. Unterbrechung und Stetigkeit.

Erstes Capitel. Discontinuität in den Begriffen 203
Zweites Capitel. Stetigkeit in den quantitativen Uebergängen 209

Sechster Abschnitt. Vorstellungen von einer organischen Gedankenentwickelung.

Erstes Capitel. Die gestaltenden Kräfte im Denken 220
Zweites Capitel. Die Principien 224

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Vorrede.

Ueber den eigenthümlichen Inhalt sowie die völlig selbstständige Richtung dieser Schrift giebt die Einleitung eine vorläufige Auskunft. Es bleiben mir daher nur noch Bemerkungen über die äußerliche Stellung meines Gedankenkreises und über einzelne mehr den Gelehrten als den Studirenden angehende Punkte übrig.

Zunächst die Sicherung einer Priorität. Man findet im zweiten Abschnitt des ersten Theils dieser Schrift eine kritische Beseitigung des Dogma vom zureichenden Grunde. Der Kern dieser neuen Lehre wurde bereits im Jahre 1861 in meiner Abhandlung über Raum, Zeit und Causalität mit Entschiedenheit und völlig unzweideutig ausgesprochen. Namentlich wurde dort der Satz vom zureichenden Grunde bereits in einen rein logischen und in einen ungehörig metaphysischen Bestandtheil zerlegt und so ein Austrag der alten Streitfrage über die Bedeutung der Causalität möglich gemacht. Jahr und Tag nach dem Erscheinen dieser Abhandlung wurde eine Vertheidigung Humes gegen Kant veröffentlicht, bei welcher einige Aeußerungen untergelaufen sind, die mit meiner neuen Auffassung des Satzes vom zureichenden Grunde einige Berührungspunkte haben. Weit entfernt nun, den Verfasser jener Vertheidigung (Herrn Suhle) einer verhehlten Benutzung meiner Abhandlung beschuldigen zu wollen, freue ich mich im Gegentheil, wahrgenommen zu haben, daß auch das selbständige Denken eines Andern eine Richtung auf dasjenige Ziel eingeschlagen hat, welches bereits in meiner angeführten Abhandlung erreicht war. Es kommt mir also hier darauf an, mich durch die Nachweisung der Priorität selbst vor einer Verdächtigung zu schützen. Herr Suhle wird einerseits, so

nahe meine Abhandlung auch seinem Gegenstande lag, nicht vermuthet haben, im Bereich der Dissertationen eine Förderung antreffen zu können, und er würde andererseits, hätte er meine Ausführungen gekannt, wahrscheinlich in seinen Aufstellungen entschiedener gewesen sein, — zwei Umstände, die für die Selbständigkeit seiner Auslassungen beweisend sind.

Die Thatsache, daß sich ein neues System zunächst in dem geringen Umfang der vorliegenden Schrift einführt, mag denen befremdlich erscheinen, die weder dem Geiste des Zeitalters Rechnung tragen, noch den Verfall bemerken wollen, welcher die philosophische Literatur auch in materieller d. h. ökonomischer Beziehung betroffen hat. Was zunächst die Art und Weise unseres regsamen und auch für die Philosophie nicht mehr blos in der Gelehrtenstube arbeitenden Zeitalters anbetrifft, so liebt man aus gutem Grund die dickleibigen Bücher nicht sonderlich, zumal wenn es sich um eine erste Kenntnißnahme eines neuen Systems handelt. Andererseits ist die schriftstellerische Arbeit in Sachen der Philosophie dem Schicksal des inneren Gehalts gewisser philosophischer Speculationen dieses Jahrhunderts verfallen. Die schlechten Absatzaussichten philosophischer Bücher sind notorisch. Der enge Kreis sowie die verhältnißmäßige Theilnahmlosigkeit des Publikums sind Folgen der inneren Werthminderung. Ueber die Ursache dieser Werthminderung giebt die vorliegende Schrift eine indirecte Rechenschaft. Indem sie das, was in der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts der Beachtung unwerth ist, theils mit Stillschweigen übergeht, theils nur ganz im Allgemeinen und meist ohne Nennung der Namen polemisch berührt, erspart sie außerordentlich viel Raum für ihre eigenen Theorien. Dennoch ist sie nur als eine für die Beurtheilung der Gelehrten und für das Bedürfniß der Studirenden gerade genügende Formulirung der Hauptpunkte des metaphysischen Systems zu betrachten. Nur in einem größeren Werk, nur in einer „Theorie der logischen Functionen" wird man künftig die mehr elementare Erkenntnißtheorie sowie die Aufschlüsse über das Wesen der formalen Logik mit Ausführlichkeit entwickelt finden. Die gekennzeichneten beiden Gründe haben den Verfasser bewogen, ein umfangreicheres Werk noch nicht zu veröffentlichen.

Die eben gegebene Auskunft soll keine Entschuldigung der Kürze sein, mit welcher in der „Natürlichen Dialektik" einige Lehren behandelt

werden. Die vorliegende Schrift ist eine auf sich selbst beruhende und, was ihren Hauptgegenstand anbetrifft, selbständig abgezweigte und keiner Ergänzung bedürftige Arbeit. Die Rechenschaft, die ich von meinen persönlichen Gründen, gerade mit diesem Buch den Anfang zu machen, gegeben, sollte eine allgemeinere Bedeutung haben. Der heutige Schriftsteller muß, falls er nicht etwa blos auf die Gunst gelehrter Verbindungen ausblickt, sondern die lebendige Theilnahme des Publikums gewinnen will, ganz anders verfahren, als der Schriftsteller von ehemals. Das ancien regime wird auch in der Philosophie bald zu Ende sein. Das Beispiel Schopenhauers ist in dieser Hinsicht belehrend. So wenig die praktische Philosophie dieses Denkers nach dem Geschmack des Publikums und Zeitalters ist, so hat der Frankfurter Weise seine Würdigung doch einzig und allein der Initiative eines weiteren Kreises zu verdanken. Ferner erinnere ich an die junge lebenskräftige Richtung, welche von der Naturwissenschaft ausgehend und obwohl mit einer ganz unzureichenden Dialektik kämpfend, dennoch vermocht hat, philosophische Hauptfragen bis in die Volksjournale zu tragen, und welche in allen Richtungen den freien Gedanken vertheidigt hat. Die Zukunft der Philosophie beruht also darauf, daß sie eine breitere Basis und einen festeren Rückhalt gewinnt, als ihn die Macht bloßer Staatsanstalten zu gewähren vermag. Wie viel Hoffnungen man auch auf die Umgestaltungen des staatlichen Geistes und der öffentlichen Anstalten setzen möge, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß eine freiere und von dem Absolutismus der Systeme unabhängige Philosophie nur bestehen kann, wenn sie zugleich einen Boden in der Gesellschaft hat und auch allenfalls ohne Staatshülfe, ja sogar wenn nöthig im Kampfe mit der sie etwa treffenden Ungunst einer gerade am Ruder befindlichen Partei für ihre Fortpflanzung zu sorgen vermag. Ueberdies erlaubt die freiere Richtung unserer Tage keine Beschränkung der Wissenschaft auf gelehrte Körperschaften. Sie fordert im Gegentheil den möglichst directen Verkehr zwischen der Gesellschaft und ihren Denkern, und strebt offenbar dahin, eine gewisse vormundschaftliche Belehrungsart d. h. die blos schulmäßige Mittheilung der Philosophie in die zweite Linie zu setzen. Der heutige Schriftsteller wendet sich also an einen weiten Kreis, in welchem die Schulen nur einen Bruchtheil ausmachen. Hieraus folgt, daß die Form der Mittheilung jeden Zug von Pedanterie oder behaglicher Breite zu vermeiden habe. Einigen Gelehrten mag es vielleicht

zunächst mißfallen, wenn sie das gewöhnliche Schachtelwerk der Rubriken vermissen und einer scheinbar losen Aneinanderreihung begegnen. Doch werden sie sehr bald bemerken müssen, daß dafür der innere Zusammenhang um so fester geknüpft sei. Uebrigens glaube ich auch in der Eintheilung und Form einem gesunden Maß von Schulansprüchen genügt zu haben.

Weniger wird dagegen der innere Gehalt nach dem Geschmack derjenigen Schulen sein, welche in Ermangelung eines herrschenden Systems an der Oberfläche schwimmen und eine Art mehrköpfigen Principats mit Noth und Mühe aufrecht erhalten. Für diese Schulen wird mein Buch wenig Anziehungskraft haben und auch wirklich wenig Ausbeute gewähren. Denn es beschäftigt sich mit ihren Herzensangelegenheiten leider gerade am wenigsten. Der Standpunkt meiner Schrift wird ihnen womöglich gar als vorsündfluthlich gelten, weil er ganz einfach auf der Ansicht beruht, daß das Kantische das letzte seiner ernstlichen Berücksichtigung würdige große System sei, daß man aber auch nicht etwa bei Kant anzuknüpfen, sondern ein wenig radicaler zu Werke zu gehen habe. Ein tieferes logisches System hat sich mit der Kantischen mehr als mit jeder anderen Philosophie auseinander zu setzen; doch kann es nur wenige Aufstellungen des großen Kritikers und auch diese nur unter berichtigenden Beschränkungen als bleibende Errungenschaften gelten lassen und verwerthen. So z. B. fehlt es bei Kant an der Nachweisung der erkenntnißtheoretischen Grundlagen der Einsichten der formalen Logik gänzlich. Noch haben wir keine logische oder metaphische Philosophie, deren Charakter als strenge Wissenschaft bereits völlig ausgebildet wäre. Wer eine logische Grundlegung unternimmt, kann daher den besten Theil seiner Einsicht wahrlich nicht von der Geschichte der Philosophie entlehnen. Er muß diesen Theil aus sich selbst schaffen und darf sich selbst mit der formalen Logik nicht in den Rahmen der noch sehr eingeschränkten Gesichtspunkte des Aristoteles bannen. Kant hat sich im Großen nnd Ganzen durch die logische Ueberlieferuug beengen lassen. Er hat seine Kritik nicht auf die eigentliche Logik selbst ausgedehnt, und dieser Umstand hat den freien Flug des Gedankens gehemmt. Die „Natürliche Dialektik“ befreit den Verstand aus den Schlingen, mit denen er sich selbst umstrickt und einem grundlosen Glauben in Gefangenschaft gegeben hatte. Sie beschäftigt sich mit jenen ernsten Untersuchungen, die sich am Horizonte unseres Jahrhunderts

noch in einer respectablen Gestalt vertreten finden. Sie setzt sich aber hinweg über das kleinliche und pedantische Treiben, welches an die Stelle der großen Fragen eine Art Klostergezänk setzte. Sie nimmt daher im Voraus den Vorwurf der Vorsündfluthlichkeit gelassen hin und erlaubt sich nur hinzuzusetzen, daß sie sehr froh ist, sich mit einer gewissen philosophischen Sündfluth, die dem Namen der deutschen Philosophie gerade keine Ehre eingebracht hat, Nichts zu thun gemacht zu haben. Die Wasser dieser Sündfluth verlaufen sich allgemach, und es bildet sich ein Publicum für eine Philosophie des freien und praktischen Gedankens gegen die Philosophirer der Restauration nnd des Obscurantismus. Schopenhauer und die erwähnte von der Naturwissenschaft ausgehende Richtung haben hier, wenn auch in sehr verschiedenem Sinne, so doch zu Gunsten eines unabhängigen Philosophirens Bahn gebrochen. Die Theilnahme für solche Bestrebungen, die der freiheitlichen Richtung des Zeitgeistes auch im speculativen Denken dienen, ist im Wachsen begriffen. Der heutige Schriftsteller kann sich also auch in dieser Hinsicht an einen weiteren Kreis wenden, zumal wenn er sich bewußt ist, mit allen seinen Arbeiten auf die größte Verbreitung der tieferen philosophischen Bildung hinzuzielen. Diese Schrift kann allerdings ihrem Gegenstande nach theilweise eine gewisse Trockenheit nicht vermeiden. Indessen haben ja auch die Sätze des Euklides ihren eigenthümlichen Reiz und sicherlich ein praktisches Interesse. Aehnlich verhält es sich nun auch mit den logischen Aufstellungen, Schematisirungen und Wendungen. In ihnen ist oft der Schlüssel zur Lösung sehr interessanter Probleme anzutreffen. Ich rechne daher mit der Zeit auch auf die Theilnahme derjenigen, die sich jetzt gegen die abstractere Philosophie aus guten Gründen spröde verhalten. So hege ich die Zuversicht, daß ein Theil meiner Theorien sehr bald ernstlich in diejenigen Fragen eingreifen und zu einer kräftigen dialektischen Unterstützung derjenigen philosophischen Bestrebungen dienen werde, die bisher ihr Rüstzeug hauptsächlich aus der Naturwissenschaft entlehnten. Zunächst wird von dieser Seite einige Ueberwindung nöthig sein. Das Mißtrauen gegen die Philosophie ist stark und zum Theil auch gerecht. Doch wird man sich, hoffe ich, bald überzeugen, daß das Studium eines kleinen Abschnitts, ja oft eines einzigen Capitels meiner Schrift die Mühe der abstracten Gedankenanstrengung, die es manchen Lesern verursachen mag, reichlich durch seine orientirende und aufklärende Kraft lohnen werde.

Die Vertreter der strengen und auch die anderer positiver Wissenschaften sind es, an deren Beifall mir vorläufig am meisten gelegen sein muß. Die Pfleger der Mathematik und der rationellen Mechanik werden Schwierigkeiten der logischen Constitution ihrer Wissenschaften wenn auch bisweilen nur in der gelegentlichen Entwickelung einzelner Beispiele gelöst und so manchen Punkt, an dem sich Philosophen und Positivisten bisher vergebens versucht haben, aufgeklärt und in Ordnung gebracht finden. Die Kritik der Unendlichkeitsbegriffe, welche den Schwerpunkt der höheren Logik bildet, ist auch auf den mathematischen Unendlichkeitsbegriff von Einfluß gewesen. Bereits die oben erwähnte Abhandlung enthielt als Anhang eine zwei Bogen lange Erörterung derjenigen Schwierigkeiten, welche der Rechnung des Unendlichen ihrer Fassung der Grundbegriffe wegen anhaften. Hier findet man nun eine kurze und dem System eingefügte Formulirung meines Grundgedankens, welcher die ganze Frage da aufnimmt, wo der in Deutschland in der fraglichen Beziehung niemals berücksichtigte Carnot sie vor einem halben Jahrhundert gelassen hatte, und wo sie abgesehen von der hier gegebenen kritischen Auflösung des Problems noch bis heute stand. Auch die strengere Naturwissenschaft wird hoffentlich in meinen Aufstellungen das Streben, dem Geiste ihrer großen Begründer gerecht zu werden, nicht vermissen. Der an Newtons Gravitationsbegriff als an einem charakteristischen Beispiel entwickelte Satz, daß die Auffindung richtiger Analogien das äußerste Ziel der Erkenntniß sei, und daß es über diese Erkenntniß hinaus nur noch grundlose und unverständliche Erdichtungen geben könne, ist eine Probe der logischen Auffassung und Schematisirung des naturwissenschaftlichen Denkens. Mir gelten die Galilei sehr viel, aber die Bacon ungleich weniger. Ich habe den logischen und speculativen Geist mehr in den Leistungen der genialen Positivisten als bei den specifischen aber untergeordneten Denkern studirt und zu erfassen gesucht. Dies mag als Andeutung meiner Richtung in dieser Beziehung genügen. Ich übernehme für die Beispiele, die ich aus den verschiedenen positiven Wissenschaften herbeigezogen habe, die volle Verantwortlichkeit, und scheue die Fachkritik des Mathematikers und Mechanikers so wenig, daß ich vielmehr glaube, in einigen Detailpunkten hier sogar Fingerzeige für eine richtigere logische Behandlung gewisser materieller Lehren gegeben zu haben.

Die beispielsweise kurz entwickelte neue Rechtstheorie, welche die Gerechtigkeitsbegriffe auf das Ressentiment oder die Rache zurückführt, möchte für Naturrecht und Jurisprudenz von großer Tragweite sein. Ich muß jedoch den juristischen Leser auf Ausführungen und weitläufigere Rechtfertigungen dieser auf den ersten Anblick paradoxen Ansicht vertrösten. Mein (in Kurzem erscheinender) „Werth des Lebens", eine Schrift, welche überhaupt als materielle Ausführung der praktisch metaphysischen Andeutungen des vorliegenden Buchs wenigstens in einer gewissen Richtung zu betrachten ist, enthält in der zweiten Beilage einen Aufsatz über die transcendente Befriedigung der Rache. Letzterer wirft bereits einiges Licht auf jene Paradoxie (vgl. auch die Vorrede zur angeführten Schrift).

Wenn ich oben erwähnte, daß ich zunächst mehr auf die Anerkennung der Positivisten als der gerade an der Oberfläche befindlichen Philosophie rechne, so muß ich einer naheliegenden Mißdeutung begegnen. Von denen, die aus ursprünglichem Antrieb für die Sache selbst eingenommen sind und auch nicht etwa einer falschen Ehre halber glauben, bei der Fahne eines Systems in Irrthum und Wahrheit, in Gut und Schlimm aushalten zu müssen, hoffe ich allerdings auch schon jetzt auf einige Theilnahme und Förderung. Auch hat mein Gedankenkreis zu viele und erhebliche Ziele mit den aus dem Lager der Naturwissenschaft hervorgegangenen Kämpfern gemeinsam, als daß ich besorgen sollte, von ihnen mit dem größten Theil der übrigen Philosophie confundirt zu werden. Allein auch abgesehen von den erwähnten zwei Kreisen, bei denen meine Sympathien, so weit sie überhaupt etwas bereits Bestehendes betreffen, vorwiegend sein müssen, bin ich doch in besonderer Beziehung auf das engere Gebiet der Logik nicht so gänzlich in der traurigen Lage, für die Leistungen der Gegenwart oder überhaupt des neunzehnten Jahrhunderts überall nur die oben erwähnte Sündfluth und deren sich nun schließlich im Sande verlaufende Wasser zu sehen. Es würde ein doppeltes d. h. ein persönliches wie ein wissenschaftliches Unrecht sein, wollte ich hier nicht nachdrücklich aussprechen, daß ich den „Logischen Untersuchungen" und deren um ein gründlicheres Studium und ernsteres Verhalten zu den logischen Problemen der Philosophie anerkanntermaßen so hoch verdienten Verfasser mannichfaltige und erhebliche Förderung verdanke. Um nur ein einziges Beispiel zu nennen, so habe ich Trendelenburgs Aufstellungen über die metaphisischen Be-

ziehungen des Zwecks und der wirkenden Ursache in meinen einschlagenden Untersuchungen zum Ausgangspunkt genommen, und nur der Umstand, daß ich überhaupt die citirenden Anführungen zur Nebensache gemacht habe, ist daran Schuld, daß auch der Name des Verfassers der „Logischen Untersuchungen" nur einige Mal, wo die wissenschaftliche Gerechtigkeit es gebot, herbeigezogen wird.

Auch die deutsche Philosophie, obwohl sie in und durch Kant alle gleichartigen Bestrebungen anderer Völker überflügelt und daher den Schwerpunkt ihrer Welt in der eigenen Behausung zu suchen hat, muß jetzt ernstlich auf Europa und alle civilisirten Nationen ausblicken. Sie muß die Kluft ausfüllen, durch die sie theils vermöge ihres großen Vorsprungs theils aber auch in Folge ihres Verfalls oder vielmehr der Restaurationssucht des philosophischen Tychonismus von den übrigen hoch entwickelten Nationen getrennt worden ist. In dieser Hinsicht dürfte man von einer heutigen Philosophie wohl eine Rücksichtnahme auf den Franzosen August Comte und auf den Engländer Stuart Mill erwarten; allein ich erinnere daran, daß Stuart Mill nur hinsichtlich der Forschungstheorie und zwar auch nur der Baconischen in Frage kommen könnte, und daß die „positive" Philosophie Comtes für die in der vorliegenden Schrift behandelten Stoffe keine Ausbeute an völlig originellen Ideen gewährt, so werthvoll auch übrigens einige Aufstellungen und Untersuchungen jenes isolirten französischen Denkers sein mögen. Doch wird man das vorliegende Buch hoffentlich den gediegeneren Bestrebungen von Denkern der verschiedensten Nationalitäten entsprechend finden, nnd so sei es denn innerhalb und außerhalb des Vaterlandes allen denen empfohlen, die für eine logische Neugestaltung der Philosophie Sinn und Verständniß haben.

Berlin, im Januar 1865.

Dg.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Natürliche Dialektik.

Einleitung.

Absicht der Unternehmung.

Der Name, welchen wir dem Inbegriff der in dieser Schrift dargestellten Einsichten beilegen, erfordert einige Erklärungen. Dialektik ist die antike Bezeichnung für eine Gattung von Lehren, die weit über den engen Kreis der gemeinen Logik hinausreichen. Schon die bei den Alten übliche und in der That auch ganz natürliche Eintheilung der Philosophie in Dialektik, Physik und Ethik läßt uns ermessen, in welcher allgemeinen Bedeutung die Dialektik verstanden wurde. Der Aufschluß, welchen uns die äußerliche Bedeutung des Wortes geben kann, ist ebenfalls nicht zu verachten. In der Unterredung treten die Gedanken in Verkehr; verschiedene Begriffe müssen sich verständigen; ein gemeinsamer Anhalt muß gesucht werden. In dieser Bestrebung ist der Keim für alle logischen Aufstellungen zu suchen. Die Gedanken klären sich über sich selbst auf, indem sie sich in einem andern Subject bestätigen, widerlegen, berichtigen. Innerhalb desselben denkenden Wesens ist der Reiz zur Gedankenerzeugung verhältnißmäßig gering. Erst wenn sich die eigne an der fremden Vorstellung mißt, erst wenn das isolirte Subject zu einem Gattungs- und Gemeinleben des Gedankens übergeht, ist der Boden für eine fruchtbare Bethätigung der Verstandeskräfte gewonnen. Man giebt gegenwärtig zu, daß der Mensch in gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht ein von Natur auf das Gemeinleben angelegtes Wesen sei; man wird aber auf die Dauer auch nicht leugnen können, daß ein verständigender Austausch der Gedanken für den geistigen Wohlstand ebenso wesentlich ist, wie der Verkehr mit materiellen Gütern für das wirthschaftliche Gedeihen. Die Dialektik ist das Gemeinleben des Denkens. Sie erhebt den Menschen über die Beschränktheit eines vereinzelten Gedankenganges und entfesselt den Verstand, indem sie dessen mannichfaltige Bethätigungen in dem einigenden Verkehr zusammenwirken und die einseitigen Begriffsfassungen in ihrer Beschränktheit erkennen läßt. Die Dialektik hat auch eine zeugende Kraft. Während nämlich das isolirte Subject einzig und allein von der ge-

dankenlosen Natur angeregt wird, schöpft das intersubjective Verhalten aus einer ganz neuen Quelle. Die Vorstellung, daß in einem andern denkenden Wesen ein ähnlicher Vorgang wie in uns selbst stattfinde, wird zum Mittel der Prüfung. Ein Gegengrund, der nicht blos als schwacher Einwand in unserm eignen Denken aufzusteigen versucht, sondern als Macht von gleicher Wirklichkeit mit unserm Selbst von einem andern Wesen vertreten wird, ist von ganz anderer Erheblichkeit als irgend ein selbst gemachtes Bedenken. Unser eigner Gegankengang kann von vorherrschenden Begriffen beschränkt oder einseitig geleitet sein. Hier bedarf es dann einer Störung und Befreiung durch die Kraft des fremden Verstandes. Löst diese Art der Berichtigung auch niemals die großen Fragen, welche die Natur der Dinge dem allgemeinen Verstande stellt, so erlöst sie doch wenigstens von der zufälligen Beschränktheit und Verkommenheit des isolirten Verstandesgebrauchs. Sie macht einen allgemeinen Verstand, einen Verstand der Gattung, überhaupt erst möglich. Ohne den dialektischen Austausch der jeweiligen Leistungen der Verstandeskräfte bleibt das menschliche Denken roh und unvollkommen.

Die Dinge werden nicht durch den Mißbrauch geschändet, den man mit ihren Bezeichnungen treibt. Es mag bedenklich sein, für eine gute Sache ein Wort zu brauchen, welches vielfach einer Carricatur den Namen geliehen hat. Allein die zeitweiligen Abneigungen können nicht endgültig entscheiden. Ein Theil der antiken Dialektik ist, um mit Kant zu reden, in der That eine Kunst zu schwatzen; ein Theil der neuern Dialektik ist noch weniger, nämlich weiter Nichts als ein Merkzeichen verschiedener Arten der Gedankenverwirrung. Soll uns nun aber der bloße Umstand, daß es Entartungen gegeben hat und giebt, davon abhalten, den reinen Gattungen die ihnen ursprünglich angehörigen Namen zu lassen? Kann uns nicht die Dialektik eines Sokrates über den schlechten Klang beruhigen, welchem der an sich unschuldige und völlig zutreffende Name in unsern Tagen verfallen ist? Ich gestehe, daß es mir einige Ueberwindung gekostet hat, Angesichts desjenigen, was man in Deutschland Dialektik genannt hat, auf meine Abneigung zu verzichten und ein Buch, welches sich um ernstliche Wissenschaft bemüht, durch einen Namen zweideutig zu machen, der eben erst der elendesten Verzerrung der Sache als Parole gedient hat. Doch die Rücksicht auf mein Publicum hat mich über alle Bedenken hinweggehoben. Die Abneigung ist local und temporell; sie reicht nur so weit, als der Mißbrauch des Namens Dauer und Verbreitung gewinnt. Nun ist dafür gesorgt, daß die Entartungen und Verzerrungen kein allzu langes Leben ertragen. Das Unhaltbare geht bald zu Grunde und schrumpft vor dem Blick, welcher die gesunden Gestaltungen der Jahrtausende mustert, zu einer winzigen Störung zusammen. Mag ein Theil der deutschen Schulen von dem krankhaften Gebahren ergriffen und so der hohe Name deutscher Philosophie herabgewürdigt worden sein; — diese Schicksale der Schulen sind nicht maßgebend für die civilisirte Welt der Gegenwart oder gar der Zukunft.

Um mich jedoch ausdrücklich von jeglicher Gemeinschaft mit den wirren Erscheinungen des verkommenen Theils der deutschen Philosophie loszusagen, habe ich ein Beiwort gewählt, welches mich von vornherein vor unsauberen Unterstellungen sichert. Das Prädicat der Natürlichkeit schmeckt nicht sonderlich nach den verschrobenen Neigungen der Carricaturen des logischen Denkens. Vielmehr erinnert jener Beisatz an Unternehmungen, die darauf gerichtet waren, dem Verstand seine Freiheit wiederzugeben und die Gebilde des Wahns zu verscheuchen. Mit jener großen Vergangenheit, die daran arbeitete, die gesunden Ueberlieferungen des Alterthums zur Aufhellung einer barbarischen Dunkelheit zu verwerthen, fühle ich mich einig. Einfache Natürlichkeit ist mir im Denken wie im Wollen das Grundgesetz. Wenn ich meine Dialektik eine natürliche nenne, so geschieht dies im Gegensatz gegen unnatürliche Beschränkungen und Wendungen. Doch haftete mein Gedanke bei der Wahl jenes Beiwortes keineswegs an der Vorstellung einer ephemeren feindlichen Erscheinung. Die Abirrung von der natürlichen Haltung liegt allen Zeiten nahe, und es wird stets richtender Kräfte bedürfen, um die Entartungen zu verhüten oder wieder auszugleichen.

Was wir bisher zur Auslegung des Titels unserer Schrift beigebracht haben, ist mehr äußerlicher Natur. Eine tiefere Einsicht in die Ziele unserer Unternehmung wird erst dadurch möglich, daß wir unsern besondern Begriff von der Dialektik und von deren Natürlichkeit kennzeichnen.

1) Unser Begriff von Dialektik.

Dialektik ist höhere Logik. Um diesen Satz verständlich zu machen, muß ich an das Verhältniß der niedern und höhern Mathematik erinnern. Das rechnende Denken kommt nicht weit, wenn es nicht Unendlichkeiten und Stetigkeiten zu beherrschen und mit den Größenveränderungen ebenso wie mit den bestimmten Größen selbst umzugehen weiß. Die äußerliche Abgrenzung der niedern und der höhern Mathematik mag schwanken; die größte innere Verschiedenheit beruht auf dem Umstande, daß man einerseits fertige Ergebnisse und Gebilde, andererseits aber die erzeugenden Veränderungen selbst betrachtet. Aehnlich verhält es sich mit dem höheren Denken überhaupt. Es giebt eine Gattung logischer Functionen, die ohne den Begriff einer möglichen Unbegrenztheit nicht denkbar sind. Die Wiederholung derselben Gestalt der Gedankenthätigkeit kann unbeschränkt sein. Es fragt sich alsdann, wie die logische Vorstellung des Grundes dieser Unbeschränktheit zu denken sei. Ueberall, wo ein Verstandesbegriff zu einer Reihe von Vorstellungen führt, deren Unvollendbarkeit von vornherein feststeht, muß das Gesetz der Reihe sowie der Unendlichkeit ihrer Glieder irgendwie durch einen höheren Begriff gedacht werden können. Dieser höhere Begriff wird stets von anderer Gattung sein als die Vorstellungen von den einzelnen Vorgängen und Beziehungen, die innerhalb der Reihe anzutreffen sind. Je nachdem nun die

Unendlichkeit in angemessener oder widersprechender Weise concipirt wird, ergeben sich haltbare und unhaltbare Begriffe vom System der Dinge. Die höhere mathematische Analysis kann uns hier wiederum eine erklärende Analogie an die Hand geben.

Bis auf den heutigen Tag trägt man sich mit chimärischen Begriffen von den mathematischen Unendlichkeiten. Selbst da, wo man geneigt ist, dem Zuge des Verstandes zu folgen, versteht man es nicht, seinen besseren Gedanken eine nach allen Richtungen übereinstimmende Fassung zu geben. Man hängt noch in irgend einer Weise mit den alten rohen Phantasmen und mit deren Consequenzen zusammen. Man hat den Instinct des Richtigen; aber man kennt die logische Formel nicht, die mit dem Falschen gänzlich zu brechen in den Stand setzte.

Man sollte glauben, daß es für Philosophen und höhere Logiker hätte ein Leichtes sein müssen, den richtigen Begriff der mathematischen Unendlichkeiten aufzufinden. Allein nicht einmal einem Kant, dem die Sache sehr nahe gelegen hat, scheint irgend ein Zweifel an der Haltbarkeit der überlieferten Vorstellungsweise gekommen zu sein. Es war ja leichter, rein philosophische Schwierigkeiten in Haufen zu lösen, als eine einzige Verlegenheit des mathematischen Denkens zu beseitigen.

Wir werden uns also wohl nicht wundern dürfen, wenn wir die höhere Logik, die im Gebiet der Mathematik bisher gescheitert ist, im eigentlich philosophischen Felde immer noch bei dem Anfang finden. Es wäre im Gegentheil überraschend, wenn diejenigen, die mit den einfachsten Formen des höheren mathematischen Denkens nicht ins Reine zu kommen vermochten, oder wohl gar nicht einmal zu einer richtigen Fragestellung gelangten, sonderliche Aufschlüsse über das Denken überhaupt gegeben hätten.

In der mathematischen Analysis sind die Begriffe scharf bestimmbar und wird die dialektische Verwirrung leichter bemerkt. Es ist daher Jedem, der nicht ein sehr gutes Gewissen und außerdem noch etwas mehr als das gewöhnliche Maß von Redlichkeit besitzt, ernstlich zu rathen, seine Hände von einer Sache zu lassen, bei welcher er um den Credit seines Denkerthums gar leichtlich kommen möchte. Wer dagegen gewaltige Enttäuschungen nicht scheut, der mag seine ganze Logik und Dialektik an der Begriffsfassung der mathematischen Unendlichkeiten versuchen. Er wird finden, daß selbst die besten Gedanken eines Kant unzureichend sind, das anscheinend so einfache Problem zu lösen. Er wird sich aber auch über die Misere philosophischen Dünkels erheben und auf dem Wege einer natürlichen Bescheidenheit zur Entfesselung des durch seine eignen Irrthümer eingeschränkten Verstandes gelangen.

Allem Denken sind gewisse Grundgestalten gemeinsam. Das mathematische Denken enthält Formen, die in concreteren Gedankenbewegungen mannichfaltig verwickelt erscheinen, in völliger Reinheit. Wenn eine Dialektik wahr zu sein beansprucht, so darf sie keine Scheu vor dem Probirstein scharfer mathematischer Begriffsfassungen hegen.

Auch darf sie mit letzteren nicht so leichtfertig umspringen, als wären sie nur dazu gemacht, die Beute irgend eines überklugen Gedankenspiels zu werden. Man kann Begriffe, ohne welche das mathematische Denken keinen Fortgang hat, nicht der bloßen Bequemlichkeit wegen ableugnen. Man muß sich gefallen lassen, daß die Vertreter der reinen Mathematik ernstlich nach der Fruchtbarkeit der logischen Kritik fragen, und daß sie voraussetzen, ein wirklicher Aufschluß über die richtige Art, gewisse Begriffe zu denken, müsse der mathematischen Gedankenbewegung völlige Widerspruchslosigkeit, Freiheit und Eleganz ertheilen. Wird nun in der That eine solche Berichtigung, welche die Chimären von Jahrhunderten und in gewisser Hinsicht auch von Jahrtausenden zutreffend kennzeichnet, durch die Macht des strengen Denkens zu Wege gebracht, so müssen die Consequenzen dieser formalen Umwälzung eine unabsehbare Tragweite haben. Man kann sich nicht vornehm abschließen und die Angelegenheit für eine Sache des Mathematikers erklären. Es handelt sich bei der Beseitigung der von der reinen Mathematik bisher geduldeten widersprechenden Begriffsgebilde um ein logisches, oder, wenn man will, dialektisches Interesse, welches mit der Theilnahme für die Fragen der engern Philosophie im innigsten Zusammenhange steht.

Wir sagten, daß gewisse Grundgestalten der Vorstellung allem Denken gemeinsam sind. Wir wiesen darauf hin, daß die Begriffsfassungen der Unendlichkeiten eine allgemeine logische Bedeutung und eine Tragweite haben, von welcher sich der bloße Mathematiker Nichts träumen läßt. Erklären wir uns näher. Es giebt logische unendliche Reihen und überhaupt logische Unendlichkeiten, von denen die ähnlichen mathematischen Begriffe nur besondere Gestaltungen sind. Die Frage, wie eine Unbegrenztheit durch einen einfachen Begriff zu denken sei, ist eine rein logische. Sie bleibt es auch noch, wenn die Aufgabe für den bestimmten Fall mathematischer Conceptionen gestellt wird. Wie kann man nun glauben, ein logisches Problem gefaßt oder gar gelöst zu haben, wenn man sich in dem einfachsten und klarsten Fall seiner Anwendung unsicher fühlt? Wenn schon da, wo die Prüfung der Richtigkeit verhältnißmäßig leicht ist, die vermeinte Weisheit ohne Auskunft läßt und Nichts an der hergebrachten Vorstellungsart ändert, wie soll man erwarten, daß in Dingen, die etwas mehr als die reine Mathematik mit den Leidenschaften der Menschen verwebt sind, eine haltlose, zweideutige, mit sich selbst uneinige Fassung erheblicher Begriffe etwas ausrichten werde? Sehet hin, wie sich der mathematische Gedankengang durch die Klippen falscher Begriffe hindurch steuert und im Ganzen und Großen zu fehlerfreien Ergebnissen gelangt! Eine einfache logische Bemerkung kann dies Räthsel lösen. Der alte Satz, daß aus Falschem Wahres gefolgert werden könne, ist zu allgemein, um uns hinreichend aufzuklären. Eine passendere Formel ist nöthig. Die einen Gedankengang vermittelnden Begriffe können ihrem besondern Inhalt nach für gewisse Folgerungen gleichgültig sein. Sie können bloße Durchgangspunkte bilden, bei denen man Allerlei denkt, wovon man keine ernstliche Anwendung macht.

Das Wesentliche des Gedankenganges kann von der phantastischen Ausstattung jener Begriffe unabhängig sein, so daß dieselben, von ihrer widersprechenden Natur abgesehen, mindestens als überflüssige Erdichtungen und als ein unnützer Ballast gelten müssen. Begriffe, die man nicht braucht, verunzieren gleich einem plumpen Luxus den Gedankengang. Die einzige Rechtfertigung der Anwendung selbst eines widerspruchlosen Begriffs ist dessen Unvermeidlichkeit. Stellt sich nun aber gar noch heraus, daß der fragliche Begriff eine gedankliche Unvereinbarkeit einschließt, die wohl vor der gedankenlos dichtenden Phantasie, aber nicht vor einer strengen logischen Besinnung Bestand haben kann, so nöthigt uns schon ein ästhetisches Interesse, d. h. der Sinn für unverkünstelte Wendungen, über ein Gedankenspiel den Stab zu brechen, welches besonderer Kunstgriffe bedarf, um seine ursprünglichen Fehltritte unschädlich zu machen.

Ich verfolge die eben angedeutete Analogie und berufe mich vorläufig auf die unmittelbare Empfindung. Glaubt ihr, daß ein Gedankengang wie der Kantische (und dieser ist das Höchste, was die tiefere Dialektik bis jetzt aufzuweisen hat) jemals einen natürlichen Verstand und einen unbefangenen Sinn befriedigen werde? Wer auch nur auf die Aeußerlichkeiten der schwankenden Haltung dieses mächtigen Denkers blickt, muß inne werden, daß die Schwierigkeiten, deren vollständige Lösung vorgegeben wird, nicht überwunden sind. Wer das Verfahren des höheren Calcüls kennt, wird vielleicht versucht sein, an die Richtigkeit gewisser Resultate zu glauben und die Fehler in der formalen Begründung zu suchen. Was er aber sich nie wird verhehlen können, ist die sich selbst unklare Art der Gedankenbewegung, die gerade in den entscheidenden Fragen und selbst für den oberflächlichen Blick erkennbar wird. Wenn man Jemandem, der von der Sache selbst wenig verstände und daher an die fraglichen Erscheinungen nur einen so zu sagen ästhetischen Maßstab legen könnte, an die Proceduren des höhern Calcüls heranführte, so würde er nach einiger Betrachtung merken, daß in dem Gedankengange eine Ungehörigkeit unterlaufe. Er würde bald dahinter kommen, daß man bei gewissen Conceptionen nicht recht wisse, was man bei ihnen denke oder denken solle. Eine ähnliche Erfahrung würde mit der metaphysischen Dialektik der besten Denker und vornehmlich eines Kant gemacht werden können. Wer sich an den Kantischen Begriffsfassungen des Raumes, der Zeit und der reinen Verstandesconceptionen völlig befriedigen kann, wer den dialektischen Gedankengang des Königsberger Kritikers für vollkommen natürlich hält, der muß schon die Mitgift des gesunden Sinnes irgend welchen Vorurtheilen geopfert haben. Bei dem großen Verbesserer der hergebrachten Begriffsfassungen des Raumes und der Zeit ist die Geschraubtheit und Verkünstelung des Gedankenganges begreiflich und entschuldbar. Der Zwiespalt des Gemüths mit dem Verstande erklärt manche Drehungen und Windungen der Theorie. Wo dieser Zwiespalt aber nicht mehr statthat, da kann auch keine Vorliebe für jene unglücklichen Transactionen das gesunde Urtheil täuschen. Der Mangel an Natürlichkeit drängt sich dem leidenschaft-

losen Betrachter als eine unwillkürliche Beobachtung auf. Die Unsicherheit des Ausdrucks wird ein Erkennungszeichen der Unbestimmtheit des Denkens. Der mit sich selbst nicht übereinstimmende Gebrauch gerade der erheblichsten Begriffe weist auf die Schwächen und Schäden der Gedankenhaltung hin. So wird schon ohne ein tieferes Eindringen die disharmonische Natur der Behauptungen erkannt, und es zeigt sich ganz wie in der Mathematik der verkünstelte Charakter des Raisonnements.

Die Hauptfrage der höheren Logik bezieht sich auf die Art, wie die Begriffe von Unendlichkeiten zu fassen seien. Kant gab in dem wichtigsten Fall dieser Gattung von Begriffsfassungen eine Antwort, die einen haltbaren Kern in einer unhaltbaren Formulirung verbarg. Er war aber weit entfernt, den eigentlichen Grund der Schwierigkeiten in völliger Absonderung und Reinheit zu erfassen. Er blieb in einem ähnlichen Verhalten befangen, welchem noch heute die reine Mathematik mehr oder minder ergeben ist. Er brachte seine instinctiven Entdeckungen und die Technik seiner mächtigen Kritik zu keiner ungetrübten logischen Klarheit. Er erkannte das Richtige und bewegte sich dennoch in den von nun an unerlaubten Wendungen. Er brach mit der Verdinglichung des Raumes und der Zeit und vergaß über dieser Errungenschaft die Kraft des logischen Denkens, welche ihn in den Stand gesetzt hatte, seine eigenen neuen Begriffe zu fassen und zu formuliren. Er wendete seine Kritik gegen einen Gebrauch des Verstandes, dem er selbst seine tiefere Einsicht zu verdanken hatte. Er wollte der Gedankenbewegung ein neues Halt zurufen, um sie zu hindern, chimärische Begriffe zu eliminiren. Die Art, wie er die Wirklichkeit von Unendlichkeiten vorstellt, schmeckt noch sehr nach den bekannten mathematischen Unvereinbarkeiten. Mag auch immerhin ein großer Schritt zur Lösung der uralten Eleatischen Schwierigkeiten gerade durch Kant geschehen sein, soviel steht fest, daß der Gedankengang des Kriticismus mindestens ebenso fehlerhaft ist, als das Verfahren des höhern Calcüls, der, um Lagrange's eigne Wendung anzuführen, regelmäßig eines zweiten Denkfehlers bedarf, um einen ersten wieder gut zu machen.

Was redest du uns von Ungehörigkeiten in gewissen Grundgestalten des mathematischen Denkens? Wir wollen Philosophie und Nichts als Philosophie treiben. Wir wollen wissen, wie wir das System der Dinge ohne Widerspruch denken können. Wir wollen wissen, wie unsere Handlungen mit unserer Natur in Einklang zu bringen sind. Wir wollen erkennen, welches die Gesetze der Schönheit sind. Zu diesem allen suchen wir die Hülfe der logischen und dialektischen Mittel nach und lassen übrigens die Mathematiker ihre eigenen Angelegenheiten besorgen. Welche wunderliche Laune treibt dich an, Dinge mit einander in Beziehung zu setzen, die Nichts mit den Interessen der Philosophie zu theilen haben?

Auf diese Vorwürfe antworte ich mit dem Hinweis auf eine bisher unerkannte Wahrheit. Ich werde in dieser Schrift darthun, daß es keine einzige fertige formale logische Einsicht giebt, die nicht auf

den Formen des aus der reinen Mathematik bekannten Vorstellens beruhte. Ist es nun aber wahr, daß keine einzige logische Einsicht ohne die Vermittelung der Grundformen des mathematischen Denkens gewonnen werden kann, so erscheint alles Denken in einem neuen Lichte. Die Verlegenheiten bei mathematischen Begriffsfassungen müssen dann eine allgemeine Bedeutung für allen Verstandesgebrauch haben, und man wird behaupten können, daß mit der Lösung der fraglichen Schwierigkeiten die gesammte Dialektik, gleichviel ob sie sich auf mathematische Einsichten beziehe oder nicht, von einer gewaltigen Fessel befreit werde. Allerdings ist das mathematische Problem in letzter Instanz ein rein logisches; aber man hat ein Recht, die Schwierigkeit zunächst da anzufassen, wo sie sich am fühlbarsten macht, und alle vorgebliche Weisheit, die sich über die ernstlichsten Bedenken mit einem leichtfertigen Sprunge hinwegzuhelfen meint, nachdrücklich herauszufordern, die eingebildete Ueberlegenheit ihrer Künste an einer unzweideutigen Bestimmtheit logisch mathematischer Fragen zu bewähren.

Unsere Vergleichung der höhern Logik mit der höhern Mathematik hat sich als wahre Analogie erwiesen. Der Grund der Schwierigkeiten in dem einen Gebiet entspricht dem Grunde der Verlegenheiten in dem andern. Wer die eine Aufgabe löst, kann nicht umhin, auch die andere ins Reine zu bringen. Wer dagegen die bestimmtere Gestalt des Problems nicht zu bewältigen weiß, kann unmöglich die allgemeinere beherrschen. Die Gemeinsamkeit der Grundgestalten alles Denkens zeigt mithin ihre Folgen. Man kann das Verwickelte nicht entwirren, ohne sich vorher über die einfachsten Gestalten der Schwierigkeiten völlig aufgeklärt zu haben. Die Scheu vor dem Probirstein der Mathematik und der treue Instinct, welcher so etwas wie Achselzucken oder Lächeln der Mathematiker wittern läßt, sind herrliche Erkennungsmittel der sich selbst und Andere belügenden Scheinweisheit. Wer den Grund der Schwierigkeit, die Begriffe von Unendlichkeiten zu denken, in der reinen Mathematik auf sich beruhen läßt, von dem kann man sicher sein, daß sein theoretisches Interesse noch gewaltig durch praktische Befangenheit getrübt sei. Er hat keinen Sinn für reine Wissenschaft. Denn hätte er ihn, so würde er die Schwierigkeit da aufgesucht haben, wo sie am wenigsten von der fälschenden Einwirkung unlauterer Zwecke verhüllt werden kann. In der reinen Mathematik ist es bloße Trägheit gewesen, was die Gedankenkraft an ihrer Bethätigung gegen das Widerwärtige chimärischer Begriffsfassungen gehindert hat. Ohne Unredlichkeit konnte es freilich bei der Ueberlieferung auch hier nicht abgehen. Denn wo sich die Fortpflanzung der fraglichen Kenntnisse und Fertigkeiten nicht gerade in der Form bloßer Abrichtung vollzog, d. h. wo der Unterricht etwas mehr war als die Uebertragung der eigenen Abrichtung auf Andere; da mußte sich doch bisweilen das Gewissen des Lehrenden regen, wenn er vergebliche Versuche machte, sich und seinen Schülern zu verhehlen, wie unbestimmt und schwankend seine Begriffe waren. Doch lassen wir die moralische Seite der

Sache. Handeln wir hier nicht davon, daß die Naivetät des Gemüths und der Sinn für Wahrhaftigkeit Vorbedingungen gerade der höchsten Erfolge in der Philosophie sind. Gehen wir an dem unerschöpflichen Thema von den Gründen, durch welche die Dialektik in Sophistik entartet, vorüber, und halten wir uns einzig und allein an die Probe, durch welche wir gerade in der gegenwärtigen Verwirrung des dialektischen Treibens die Anmaßungen des Ueberverstandes zum Geständniß seiner Nichtigkeit bringen können. Werden wir nicht müde, uns zu erkundigen, was uns die vermeinten Träger hoher logischer Einsichten in Beziehung auf simple logisch-mathematische Fragen zu antworten haben. Wir werden auf diese Weise bald erfahren, was wir in Rücksicht auf schwierigere Aufgaben von denen zu erwarten haben, die in richtigem Instinct ihrer durch irgend eine Art von Skepticismus erzeugten Verstandesohnmacht lieber in Gebieten weilen, in denen Nebeln und Schwebeln mit besserem Anstande versucht werden kann. In unseren Händen wird die Erkenntniß der Gemeinsamkeit des Grundes für formal logische und rein mathematische Einsichten ein unfehlbares Mittel bleiben, alle gegen den Verstand gerichtete Skepsis (gewisse Seiten des Kriticismus nicht ausgenommen) fern zu halten.

Das Unterscheidungszeichen des höheren Theils der Logik ist das Verfahren mit Begriffen von Unendlichkeiten. Durch diese Bestimmung ist aber der Charakter der Dialektik ebenso wenig erschöpft, als etwa derjenige der höhern Analysis durch die Bezeichnung einer Rechnung mit dem Unendlichen. Beherrschung der Stetigkeiten und Veränderungen durch einen entsprechenden Calcül ist die Voraussetzung des quantitativ bestimmten Denkens über die Naturvorgänge. Höhere Naturwissenschaft war so lange unmöglich, als man noch keine Methoden erdacht hatte, die Größenerscheinungen in ihrem stetigen Wachsen und Schwinden zu begleiten. Man brauchte den Begriff der Unbeschränktheit der Theilungen und Zusammensetzungen nur dazu, in die Gesetze der stetigen Veränderungen und in die Beziehung der Abhängigkeiten veränderlicher Größen einzudringen. Es wird sich im Laufe dieser Schrift zeigen, daß die Logik, welche Anwendung sie auch finden mag, die Begriffe von Unbeschränktheiten der Verstandesoperationen nur gebraucht, um Charaktere und Gesetze der wirklichen Vorgänge zutreffend aufzufassen und zu bestimmen. Man könnte daher sagen, daß es die Dialektik mit den Veränderungen innerhalb der Begriffe und mit den Umgestaltungen der Gedanken, insofern dieselben durch Vermittelung stetiger Vorgänge veranlaßt werden, zu thun habe. Doch würde auch diese Angabe das eigenthümliche Gepräge der natürlichen Dialektik nicht vollständig darstellen. Eine echte Wissenschaft, wie z. B. die Chemie, läßt sich nicht durch eine vorläufige Begriffsbestimmung, die sich nicht einmal auf den jeweiligen thatsächlichen Inhalt berufen soll, vorwegnehmen. Der Name einer Logik des Veränderlichen könnte wohl einen hervortretenden Zug der Sache bezeichnen, darf aber nicht die Sache selbst vertreten wollen. Erst aus den besonderen Gestaltungen erfährt man,

was es mit einer Wissenschaft für eine Bewandtniß habe, und die allgemeinen Begriffsbestimmungen ganzer Wissenschaften haben nur Sinn, insofern sie die Kenntniß eines besonderen Stoffes voraussetzen. Bei Erörterungen und Aufstellungen, die zum Theil ganz neu sind, wäre es Thorheit, von vornherein Begriffe von unbekannten Dingen durch bloße Wortformeln geben zu wollen. Noch Niemand hat die Mathematik als Ganzes oder in ihren Theilen gehörig definiren können, ohne auf den besonderen Inhalt zu verweisen. So wenig man von der Zahlentheorie anders als durch charakteristische Beispiele einen vorläufigen und dennoch stets höchst unvollkommenen Begriff geben kann, ebenso wenig sind wir im Stande, den Charakter der natürlichen Dialektik hier vollständig zu anticipiren. Es muß genug sein, durch eine für den Kenner der höhern Mathematik verständliche Analogie das Wesentliche der Sache angedeutet zu haben. Sollte jedoch Jemand meinen, es hieße dem Logiker zu viel zumuthen, wenn man ihn auf Analogien des mathematischen Denkens verweist, so erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß sich in dieser Schrift herausstellen wird, daß es kein Denken giebt, welches nicht auf denselben Erkenntnißgründen beruhte, durch welche die mathematischen Einsichten vermittelt werden. Einen allgemeinen Begriff von dem Wesen des mathematischen Denkens muß sich der Logiker verschafft haben, wenn er auch nur den geringsten Schritt über die gemeine Einsicht hinaus thun will. Es ist nicht nöthig, daß er diese oder jene Rechnungsart verstehe, d. h. zu handhaben wisse; aber es ist erforderlich, daß ihm kein erheblicher allgemeiner Begriff, welcher die Form des mathematischen Denkens betrifft, unbekannt bleibe. Denn die allgemeine Gestalt des mathematischen Denkens ist, wie wir nicht genug wiederholen können, auch die Grundform und Grundbedingung alles niederen und höheren Verstandesgebrauchs.

2) Natürlichkeit.

Unsere Dialektik soll in einer doppelten Beziehung natürlich sein. Sie soll sich einerseits nicht mit secundären Aufgaben, die nur in ganz besonderen Abirrungen ihren Grund haben, beschäftigen und soll andererseits keine verzwickten und unnatürlichen Formen als Richtmaße der Gedankenbewegung gelten lassen. In der einen Hinsicht soll sie nur diejenigen Probleme behandeln, welche von der Natur des Denkens unvermeidlich gestellt werden. In der andern Hinsicht soll sie jede unwillkürliche und ungesuchte Wendung, auf welche das unbefangene Denken verfallen möchte, in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen bemüht sein.

Legen wir zunächst Rechenschaft ab, was wir unter natürlichen Aufgaben verstehen. Es giebt unvermeidliche Irrthümer, denen das menschliche Denken seinen eigenen Gesetzen gemäß ursprünglich verfallen muß. Ein großartiges Beispiel ist die so zu sagen naturwüchsige Annahme, daß die Sonne einen Bogen über der Erde beschreibe. Es mußte lange dauern, ehe die sinnlichen Data genügend

anwuchsen, um jene Annahme als mit einer einfachen Vorstellungsart der Weltkörperbewegungen unvereinbar erscheinen zu lassen. Empirische Widersprüche mußten sich in Gestalt ästhetischer Unhaltbarkeiten zeigen, um den menschlichen Verstand anzutreiben, seinem Zuge nach Harmonie zu entsprechen und die ursprüngliche Voraussetzung mit einer andern erfahrungsmäßig bewährten Möglichkeit zu vertauschen. Der Satz, daß die Bewegungserscheinung dieselbe, die Ursachen, d. h. die an sich vorhandenen Beziehungen der fraglichen Körper verschieden sein können, mußte erst durch Beobachtung festgestellt sein, um auch nur die Möglichkeit einer andern Vorstellungsart zu beglaubigen. Die Natur hatte bestimmte Mittelglieder nöthig, um den neuen Gedanken zu erzeugen. Dennoch kam die Lösung, soweit wir wissen, mindestens einmal zu früh. Eine natürliche Dialektik hatte in dem Kopfe eines Aristarch das Räthsel gelöst; aber die Unmöglichkeit, von der Wahrheit genaue, d. h. durch strenge Größenbegriffe vermittelte Beweise beizubringen, ließ den großen Gedanken wirkungslos vorübergehen. Später mußte von Neuem und in dringenderer Weise die Aufgabe wiederkehren, und nun erinnerte sich ein aufrichtiger Denker, daß bereits einmal eine eigenthümliche und befremdliche Auflösung der Schwierigkeit versucht worden war. Einige glückliche Umstände trafen zusammen, um die neue Lösung der Naturaufgabe vor einem zweiten Schiffbruch zu bewahren.

Könnte man die Urkunden der eben angedeuteten Gedankenarbeit vertilgen und deren Andenken mit ihren lebendigen und todten Trägern auslöschen; könnte man Menschen und Schriften hinreichend ausrotten, um die Errungenschaften der großen Verstandesbemühungen in der Nacht der Vergessenheit zu begraben: so würde die Natur ihr Spiel von Neuem beginnen. Das Denken würde sich stufenweise zurechtfinden und schließlich bei derselben Lösung und bei derselben Enttäuschung über den unvermeidlichen Irrthum anlangen. Eine solche Gedankenbewegung nenne ich natürliche Dialektik; eine solche von der Natur des Denkens und Vorstellens gestellte Aufgabe gilt mir als natürlich und als Gegenstand eines besonderen Theils der Erkenntnißtheorie.

Ein anderes, noch erheblicheres Beispiel wird erst unsern Nachfolgern vollständig darzustellen vergönnt sein. Denn wir selbst stehen mitten in der Entwickelung desselben. Doch möchte vielleicht der Antheil, den wir uns an der Lösung der hier fraglichen natürlichen Aufgabe zuschreiben dürfen, einigermaßen berechtigen, dem Urtheil der Zukunft vorzugreifen. Eine spätere Zeit wird hinter den Schulspäßchen der Eleaten nichts Geringeres als Gedanken gleich denen des Aristarch erkennen. Doch wird sie die Form des Bewußtseins weit niedriger anschlagen müssen. Sie wird wissen, daß die Eleaten keinen deutlichen Begriff von ihrem vermeinten Nichtsein des Raumes hatten. Sie wird ferner von dem Untergange der zweideutigen Ergebnisse jener Eleatischen Anläufe und von einer neuen ernstlichen Fragestellung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu berichten haben. Auch wird sie einräumen müssen, daß einem deutschen

Denker die Beantwortung der durch die Natur des Denkens seit Jahrtausenden gestellten Aufgabe gleichsam mit einem Schlage und durch einen glücklichen Einfall gelungen sei. Doch wird sie die Vermischung des Richtigen der neuen lichtgebenden Conception mit vielem alten Dunkel zu bedauern nicht umhin können. Sie wird wiederum zu constatiren haben, daß hinreichende Beweise gefehlt hatten, um die neue Vorstellungsart für die nächste Zeit sicher zu stellen und vor Mißverständniß und Untergang zu bewahren. Was sie außerdem noch anzuerkennen genöthigt sein wird, betrifft unsern Antheil an der Sache, ein Punkt, über den wir getrost hinweggehen können. Wir sind sicher, für die Lösung des fraglichen natürlichen Problems so unzweideutige Formulirungen und so zwingende Nachweise zu besitzen, daß die Tychos der Zukunft Mühe haben sollen, ihre ärmlichen Vermittelungen zwischen Wahrheit und Wahn zurecht zu stutzen.

Die Schwierigkeiten, das System der Dinge einheitlich und ohne Widerspruch zu denken oder mit andern Worten dem Weltbegriff eine gehörige Form zu geben, haben auf eine Verbesserung der Vorstellungen von der Art von Wirklichkeit geleitet, die man den räumlichen und zeitlichen Unendlichkeiten zuzuschreiben hat. Diese Aufgabe war, wie Kant mit Recht behauptet, von der Natur des Denkens selbst gestellt. Können wir auch nicht in jeder Beziehung mit dem Königsberger Philosophen übereinstimmen, so müssen wir doch anerkennen, daß ein Theil der Aufgabe und ein Theil der Lösung ein in seiner Art einziges Beispiel von natürlicher Dialektik vorstellt. Dagegen können wir auch gleich den Gegensatz des natürlichen Ursprungs der Probleme bei demselben Denker antreffen. Die Lehre von den Schranken des Gebrauchs der reinen Verstandesbegriffe hat eine Schatten- und eine Lichtseite. Einerseits giebt es natürliche Grenzen des Denkens, und sich dieser bewußt zu werden, ist offenbar ein Fortschritt und muß dem Verstande Sicherheit verleihen. Andererseits ist gerade der unbegrenzte Gebrauch der Verstandesbegriffe so wie eine von den Grundformen der sinnlichen Auffassung in einer gewissen Hinsicht unabhängige Anwendung der Denkformen die einzige Schutzwehr gegen die Unterdrückung der menschlichen Intelligenz durch die Täuschungen des Gemüths. Es heißt mit dem Verstande selbst brechen, wenn man ihm zumuthet, gerade da Halt zu machen, wo er im Begriff steht, seinen eigenen Trug zu entdecken. Es ist eine unnatürliche Wendung, wenn man darauf ausgeht „das Wissen aufzuheben“, um einem für natürlich gehaltenen „Glauben Platz zu machen“. Diese Aufgabe war von der Macht des Vorurtheils, aber nicht von einer unvermeidlichen Gesetzmäßigkeit der natürlichen Gedankenerzeugung gestellt. Wir stehen daher keinen Augenblick an, den Kantischen Versuch, den Verstand in Fesseln zu schlagen, für ein secundäres und einem fest gewordenen Irrthum dienstbares Unternehmen zu erklären. Wir werden bei der Erörterung der Beweislast sehen, mit welchen gebrechlichen Stützen selbst ein Kant die besondere Art seiner Gemüthsneigungen aufrecht zu halten bemüht gewesen ist. Die ganze Lehre von der kritischen Beschränkung des Verstandesgebrauchs ist

eine neue Art eines im Grunde gegen die Wissenschaft gerichteten Skepticismus und ein treffliches Beispiel eines unnatürlich beeinflußten Gedankenganges.

Aus den angeführten Beispielen wird man eine vorläufige Vorstellung von unserm Begriff einer natürlichen Aufgabe gewonnen haben. Die Hauptsache ist, daß die Fragestellung selbst in der normalen und unverkünstelten Gedankenentwickelung begründet sei. Es bleibt uns nun noch übrig, Einiges zur vorläufigen Kennzeichnung der Natürlichkeit der Denkmethoden beizubringen.

Die Formen der Ideenassociationen sind mannichfaltig. Läßt man sich nun in irgend einer dieser Grundgestalten häufig gehen, und erhebt man vielleicht gar die nun entstehende Gewohnheit zum ausschließlichen Gesetz, so wird man einseitig. Man schmeichelt sich vielleicht, eine besondere Kunst zu betreiben, während man in der That nur die Freiheit des natürlichen Gedankenspiels mit einer beengenden und verunstaltenden Manier vertauscht hat. Dieser Erfolg ist jedoch noch nicht der schlimmste. Verliebtheit in eine gewisse Art der Gedankenbewegung, etwa in die Hervorbringung gewisser Arten von Gegentheilen, kann wenigstens noch mit der Richtigkeit des Urtheilens bestehen. Die Ungezwungenheit und Beweglichkeit der Gedankengestaltung wird freilich durch dergleichen Eigenheiten und nachlässige Gewohnheiten beeinträchtigt. Indessen können jene Störungen der natürlichen Verhältnisse mit ansehnlichen Leistungen vereinbar sein. Die natürliche Dialektik kommt freilich nicht zu ihrem Recht; denn die vorherrschende Gestalt des Gedankenspiels gleicht in ihrer Wirkung einer fixen Idee. Allein es braucht keine offenbare Unwahrheit unterzulaufen; vielmehr kann das Geschäft des Denkens, wenn auch in einem engen Rahmen, so doch ganz richtig vor sich gehen. Die Sache ändert sich jedoch, sobald zum Princip der Gedankenverkettung eine echte Einbildung gemacht wird. Alsdann wird jegliches Erzeugniß der Gedankenthätigkeit von der unwahren Vermittelungsform berührt und in der Regel auch gefälscht. Die unnatürliche Dialektik besteht mithin in der Erdichtung vermeinter Methoden, die im Grunde Nichts als Arten sind, dem Zwiespalt seiner Einbildungen und des natürlichen Verstandes eine scheinbar anständige Form zu geben. Die Verlegenheiten eines schlechten wissenschaftlichen Gewissens pflegen sich in den angedeuteten Mißgestalten zu verkleiden. Bisweilen ist es aber auch gutmüthige Narrheit, was dem Cultus jener unnatürlichen Drehungen und Windungen seine Jünger zuführt. Doch sind die ursprünglichen Erfinder jener krummen Wege stets Leute, die allermindestens einen zutreffenden Instinct hatten, und die es daher trefflich verstanden, eine schlechte Sache oder eine halb geglaubte Einbildung gegen die Regungen des besseren Gewissens sicher zu stellen. Wir können hier nicht auf die wunderlichen Quersprünge eingehen, die von den weniger gescheuten Vertheidigern verlorener Sachen gemacht worden sind. Das Gepräge der mannichfaltigen Gestalten der Sophistik geht uns hier nicht an. Wir sind zufrieden, wenn unsere Hindeutungen zureichen, einen Begriff von einer unnatürlichen Ge-

dankenbewegung zu geben. Wollten wir die falschen Methoden, die man zur Einschläferung des Verstandes ersonnen hat, ausführlich besprechen, so würden wir hierzu einer besonderen Schrift bedürfen. Uebrigens möchte aber keine Arbeit unfruchtbarer sein, als die besondere Einlassung auf Mißgestaltungen der Denkweise. Denn auch eine Pathologie des Denkens würde sich mit einer summarischen Kennzeichnung der Erscheinungen begnügen müssen. Man wundere sich daher nicht, daß wir von manchen Irrgängen und Schleichwegen sowie von mancher unnatürlichen Gestaltung in einer ebenso allgemeinen Weise reden werden, als etwa noch die Chemie von den Verkehrtheiten der Alchymisten Erwähnung thut. Brauchten wir nicht irgend welche Beispiele der Unnatur als Gegenstück unseres Begriffs der Natürlichkeit, so würden wir selbst auf jene allgemeinen Hinweisungen verzichten können. Denn wir finden kein besonderes Gefallen daran und setzen keine besondere Ehre darein, einige ungeheuerliche Ausgeburten von Dialektik abzuthun. Die positiven Einsichten, welche wir zu bieten haben, bewahren uns vor dem Kitzel, unsere Kräfte in der Polemik zeigen zu wollen. Wenn wir gewissen Gedanken den Krieg machen, so thun wir es nur, weil wir dieselben für einigermaßen natürliche Hemmungen der besseren Einsicht halten. Uebrigens werden wir uns bemühen, nur die wesentlichen und unvermeidlichen Formen des Irrthums zu bekämpfen. Die Natürlichkeit unserer Dialektik wird sich gerade dadurch bewähren, daß sie der Versuchung zu widerstehen weiß, auf vielleicht naheliegende, aber an sich unerhebliche Mißbildungen sonderlich einzugehen. Sie würde ihren eigenthümlichen Charakter verleugnen, wenn sie sich zur eingehenden Kritik des gewöhnlich mitgeschleppten Ballastes von Verkehrtheiten verleiten ließe. Sie steht zu hoch über den Mißbildungen, um sich über den ephemeren Erfolg zu beunruhigen. Sie kann die Unnatur getrost gewähren lassen; denn sie weiß, daß alle Künste an der Kraft der einfachen Natürlichkeit früher oder später zu Schanden werden.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Erster Theil.

Logische Vorbereitungen.

Kein philosophisches oder überhaupt wissenschaftliches System kann gegenwärtig eine sichere Haltung annehmen, wenn es sich nicht auf letzte logische Grundlagen stützt. Gerade die schwierigsten Aufgaben der einzelnen Wissenskreise nöthigen am meisten zu logischen Orientirungen. Es giebt Grenzen, an denen das specifische Denken eines besonderen Forschungsgebietes Halt zu machen und weitere Aufklärung von logischen oder wenn man will metaphysischen Ueberlegungen zu erwarten pflegt. Die Welt, meint Darwin, würde die unendlichen Mittelglieder, die als Uebergänge zwischen den vorhandenen Artungen organischer Wesen vorausgesetzt werden müssen, niemals zugleich fassen können. Was ist hier diese Welt, der ein bestimmter Raum als Maß möglicher Coexistenzen abgesteckt sein soll? doch wohl Nichts als die Vorstellung von der gegenwärtigen Ausdehnungsgröße der Oberfläche des Planeten. Wer eine richtige Vorstellung vom Raume hat, muß wissen, daß der Raum an sich selbst keine Hemmung der Entwickelung von Wirklichkeiten sein könne. Was Beschränkung und Widerstreit in die Dinge bringt, ist nicht der Mangel von Zeit- und Raumgrößen, sondern die Natur der Wirklichkeiten selbst. Der allgemeine Gedanke, daß eine strenge Unendlichkeit von Existenzen, die eine bestimmte Größe haben, nicht in einem begrenzten Raume vereinigt gedacht werden kann, hätte für das Nachdenken über die Bildung der Arten organischer Wesen eine Trivialität sein müssen. Allein man findet den Begriff von Unendlichkeiten in dichterischer Weise gebraucht, und das Schwanken der Vorstellungen belehrt uns, wie wenig Antheil die einfache Logik an der Haltung der fraglichen Aufstellungen habe. Eine tiefere Untersuchung über den gänzlichen Mangel eines Begriffs von der stetigen Verwandlung würde das Unwesen einschränken, welches man mit einer falschen Vorstellung von Metamorphosen in der Naturwissenschaft getrieben hat. An die Stelle einer märchenhaften Zauberwelt muß die Logik strenge begriffliche Nothwendigkeiten setzen. Sie muß den Forscher daran erinnern, daß man von Begriff zu Begriff stets nur durch einen Sprung gelangt, und daß alle Stetigkeit der Uebergänge nur durch die Größenveränderungen vermittelt wird, welche innerhalb der Begriffe spielen.

Dieses eine Beispiel mag genügen, das Bedürfniß nach logischen Grundlegungen zu erläutern. Was die engere Philosophie anbetrifft, so empfindet sie mehr als jeder andere Wissenskreis die große Schwäche, welche die unvermeidliche Folge der Vernachlässigung rein logischer Fragen ist. Die Kantische Methode, durch welche die Philosophie in

den sicheren Gang einer strengen Wissenschaft gebracht werden sollte, würde ihr Ziel minder verfehlt haben, wenn sie die gemeine Logik nicht gar zu sehr als gleichgültige Nebensache behandelt hätte. Sie vergaß danach zu fragen, von welcher Art und Tragweite denn unsere einfachen logischen Einsichten eigentlich seien. Sie benutzte unbefangen solche Ergebnisse, nach deren Abkunft sie hätte fragen sollen, als über jeden Zweifel erhabene Wahrheiten. In diesem Umstande liegt das Geheimniß ihrer widersprechenden Natur.

Es sind besonders zwei logische Grundsätze, deren strenge Feststellung eine unerläßliche Vorbedingung alles höheren Verstandesgebrauchs ist. Man muß wissen, was man bei dem Princip der Identität zu denken habe; man muß die Fesseln abschütteln, mit denen ein falsches Dogma (denn dies ist die gewöhnliche Fassung des Satzes vom zureichenden Grunde) den natürlichen Verstand bedacht hat. Schon die Griechen stritten, wie man aus Aristoteles' Metaphysik sehen kann, sehr ernstlich über das Identitätsprincip. Verstand man auch weder auf der einen, noch auf der andern Seite den eigentlichen Grund des Anstoßes, so fühlte man doch instinctiv eine gewisse Schwierigkeit. Der Wahnwitz, das Identitätsprincip gänzlich zu leugnen, scheint auch den Alten nicht fremd gewesen zu sein. Die Vertheidiger des gesunden Verstandes (z. B. ein Aristoteles) waren daher nicht sonderlich geneigt, bei ihren Gegnern verständige Gründe oder wenigstens natürliche Antriebe vorauszusetzen. Sie suchten sich die Hartnäckigkeit der gegnerischen Weigerung, ihre Aufstellungen anzuerkennen, eher aus jedem andern Motiv als aus dem einer wirklichen Ueberzeugung zu erklären. Auch kann in der That die fragliche Ueberzeugung nicht sonderlich stark gewesen sein. Denn man bewegte sich auf Seiten der Anfechter des Identitätsprincips in einem Dunkel, in welchem nur verschwimmende Umrisse erkennbar waren. Wie sich aber auch jene Angelegenheit verhalten haben mag, wir stehen noch heute vor derselben Schwierigkeit und dürfen uns nicht einmal schmeicheln, seit den Tagen des Aristoteles sonderlich viel gewonnen zu haben. Weder den Lockes und Humes, noch einem Kant ist es eingefallen, den obersten Grundsatz der Logik nach Begriff und Tragweite zu untersuchen.

Etwas günstiger als für das Identitätsprincip gestaltet sich die gegenwärtige Sachlage für das Dogma vom zureichenden Grunde. Nachdem Hume durch seine Kritik des Causalitätsbegriffs indirect auch den metaphysischen Gehalt des von Leibniz formulirten Dogmas untergraben hatte, sah sich ein Kant zu einer neuen Wendung genöthigt. Er beschränkte jenes Dogma auf Erscheinungen und suchte so den metaphysischen Bestandtheil zu retten, ohne sich um den logischen irgendwie zu bekümmern. Weitere Entwickelungen haben eigentlich kaum stattgefunden. Denn man kann die Schopenhauersche Monographie über den fraglichen Gegenstand nur als eine secundäre Erscheinung ansehen, die sich in den von Kant abgesteckten Linien hält und die gegen den Verstand gerichtete Skepsis weiter ausführt. Dagegen regt sich gegenwärtig bisweilen ein Gefühl, als wäre die Frage, um die

sich der Scharfsinn eines Hume bemühte, noch ziemlich an derselben Stelle, bis zu welcher sie von dem achtzehnten Jahrhundert gefördert wurde. An diesen Instinct knüpfen wir an, um unsere schon vor mehreren Jahren veröffentlichte Lösung der Schwierigkeit annehmbar zu machen. Wer irgend glauben sollte, die erwähnte Frage sei längst abgethan, der lasse meine Erörterungen lieber ungelesen. Er wird hier Nichts finden, was ihn in dem liebgewordenen Schlummerdenken bestärken könnte. Er wird im Gegentheil, falls er noch etwas wachen Verstand übrig hat, in Gefahr gerathen, seinen Glauben an die ganze Herrlichkeit der Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts abnehmen zu sehen.

Das Dogma vom zureichenden Grunde ist der Angelpunkt, um welchen sich die wichtigsten Fragen der Erkenntnißtheorie und der Dialektik drehen. Je nachdem man im Glauben an dieses Dogma befangen ist oder nicht, wird man die Frage nach der Tragweite der menschlichen Freiheit in der verjährten Weise der Scholastik oder in einer fruchtbareren Form beantworten. Die Bedeutung aller unserer Wissenschaft, d. h. der Erkenntniß überhaupt, kann nicht verstanden werden, so lange die hemmende Schranke der Autorität jenes Dogmas besteht. Wir sind heute manches Druckes, der die äußere Freiheit des Denkens seit Jahrtausenden belastete, einigermaßen entledigt; aber wir sind noch häufig in argen wissenschaftlich genannten Zwingen, und zu diesen gehört der blinde Glaube an den von Leibniz höchst zweideutig formulirten Satz. Wir müssen daher den Boden für eine natürliche Dialektik erst dadurch säubern, daß wir zunächst dem obersten Princip der Logik einen haltbaren Sinn unterlegen, und daß wir ein zweites vermeintes Princip auf seinen unanfechtbaren Bestandtheil einschränken. Aus der Kritik des Satzes vom zureichenden Grunde wird sich ergeben, daß das, was an diesem Satze wahr ist, keine dem Princip der Identität ebenbürtige Einsicht enthält, und daß es daher ganz verkehrt sein würde, von zwei gleichen obersten Grundsätzen der Logik zu reden. Unsere Eintheilung, die jedem dieser Principien einen besonderen Abschnitt widmet, ist durch das Bedürfniß der geschichtlichen Anknüpfung, nicht aber durch die Vorstellung von dem innern Verhältniß der fraglichen Principien veranlaßt.

Erster Abschnitt.

Das Identitätsprincip.

Erstes Capitel.

Verschiedene Formulirungen.

Unsicherheiten und Schwankungen in Gedanken verrathen sich durch Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks. Wer eine wirkliche Einsicht hat, wird um deren sprachliche Fassung selten verlegen sein. Er wird mit den verschiedensten Wendungen und Einkleidungen gleichsam spielen, ohne je den einheitlichen und unveränderlichen Sinn seiner Vorstellung zu verlieren. Von diesem Reichthum eines in aller Mannichfaltigkeit seiner selbst gewissen Gedankens unterscheidet sich aber gar sehr die uns Allen bekannte schwankende Haltung, welche glaubt, durch eine Abänderung der Wortformeln den Anfechtungen der Sache zu entgehen. Kant wußte, wie wir später sehen werden, nicht recht, wie er den Satz vom zureichenden Grunde zutreffend ausdrücken sollte. Mit dem Identitätsprincip steht es noch schlimmer. Seit der vorsichtigen Fassung, die ihm Aristoteles gab, sind mancherlei Formeln, und zwar regelmäßig ohne sonderlichen Erfolg, versucht worden. Machen wir uns daher darauf gefaßt, daß uns die pedantische Zustutzung einer Wortcombination an sich selbst noch keinen Gedanken gewährleisten könne. Begriffe werden nur durch Begriffe bestimmt und erläutert, und nie kann ein Wort die eigentliche Grundlage des Verständnisses werden. Mit dem Satze, daß Wort und Sprache bloßes Zeichen und Mittel ist, muß Ernst gemacht werden. Eine jegliche Gedankenäußerung bezieht sich stets auf ein Gedankensystem. Erst der Zusammenhang, in welchem ein Wort gesprochen wird, giebt ihm eine bestimmte Bedeutung. Wir verbinden die Begriffe mit den Worten nach Maßgabe des Zusammenhangs und erfahren nur auf diese Weise durch das, was gesagt wird, schließlich das, was gemeint ist. Auf das Gemeinte kommt es aber in allem wirklichen Denken an. Eine schulmeisterlich musterhafte Fassung des Ausdrucks ist daher etwas durchaus Secundäres, was nie vor der abgesonderten Erfassung der Begriffe gehörig gelingen kann. Wissen wir, was wir zu denken haben, so werden wir auch nie in Verlegenheit um das sein, was zu sagen ist. Sind unsere Conceptionen unabhängig von dem Material der Mittheilung erfaßt, so werden sie uns in den Stand setzen, auch die zutreffende Form ihrer fraglichen Darstellung aufzufinden. Ein Schopenhauer findet es unpassend, daß Kant den Verstand bei verschiedenen Gelegenheiten verschieden definirt. Diese Aus-

stellung kehrt sich aber gegen den Urheber. Sie ist ein Kennzeichen der unfreien Art des Denkens, welche dem Bemängeler als musterhaft gilt. Sie verräth eine logisch ungelenkige Natur, die in den gewandten Operationen eines mit seinen Bestimmungen freischaltenden Denkens nur Verstöße gegen die Schulung erblickt. Aehnlich verhält es sich nun mit den verschiedenen Formulirungen des Identitätsprincips. Wer hier überhaupt noch alles Heil von einer Verbesserung der Wortformeln erwarten kann, befindet sich noch auf jener Vorstufe des eigentlichen Denkens, auf welcher Wort und Begriff in unklarer Verschwommenheit zusammenlaufen. Gute Formulirungen sind allerdings ebenso wichtig wie überhaupt ein guter Stil. Allein man verwechsele nie die Form der Mittheilung mit der ursprünglichen sprachlosen Form des Gedankens.

Begriffe werden durch Begriffe, nicht aber durch Worte bestimmt. Halten wir diesen Satz im Verlauf des Folgenden fest. Das Princip der Identität führt gemeiniglich drei Namen. Es heißt auch noch Grundsatz des Widerspruchs und Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Die älteste Formulirung, die mir bekannt ist, nämlich die in Aristoteles' Metaphysik gegebene Fassung, ist einheitlich und weiß nichts von drei Gestalten. Das Wesentliche dieser noch immer brauchbarsten Formulirung besteht in der Erklärung der Unmöglichkeit, dasselbe in derselben Hinsicht zu bejahen und auch zu verneinen. Versuchen wir, ohne die philologische Uebereinstimmung mit Phrase und Meinung des Aristoteles zu garantiren, einige Variationen jenes wesentlichen Gehalts.

Geht man von der Urtheilsform des Zukommens aus, so ergiebt sich folgender Satz: Es ist unmöglich, daß Demselben Dasselbe in derselben Hinsicht zukomme und auch nicht zukomme. In dieser Fassung habe ich das rein begriffliche Zugleich, welches allzu leicht auf zeitliche Simultaneität gedeutet wird, durch ein weniger mißverständliches Auch ersetzt. Denn es kommt nicht auf Vereinigung zu derselben Zeit, sondern auf Vereinigung in demselben Begriff an. Wenn ich behaupte, daß in der Entwickelung einer Bewegungserscheinung die abnehmende Geschwindigkeit nicht zugleich eine zunehmende sein könne, so bezieht sich mein Gedanke auf eine begriffliche Form, der es wesentlich ist, sich über irgend eine, wenn auch noch so kleine Zeitausdehnung zu erstrecken. Die Beschränkung auf Gleichzeitigkeit würde daher das Princip untauglich machen, den Unvereinbarkeiten, die sich auf Verhältnißbestimmungen in der Zeitreihe beziehen, einen Ausdruck zu geben. Unvereinbarkeit im Begriff überhaupt ist eine weit allgemeinere Vorstellung, als Unvereinbarkeit zu derselben Zeit. Doch müssen wir diese Ueberlegungen hier noch fallen lassen, um zu den vorbereitenden Aeußerlichkeiten des Formulirens zurückzukehren.

„Es ist unmöglich, daß Demselben Dasselbe in derselben Hinsicht zukomme und auch nicht zukomme". Dieser Satz entspricht derjenigen Gestalt, welche man Princip des ausgeschlossenen Dritten nennt. Denn die Unmöglichkeit des Sowohl-alsauch ist eben Nichts als ein einfaches Entweder-oder. Die Vereinbarkeit der Gegentheile wird

verneint, und die Gegentheile sind stillschweigend nach Maßgabe des begrifflichen Unterschiedes zwischen Bejahung und Verneinung (in genau demselben Sinne) gedacht. Wenn man also nicht annimmt, daß bei der Fassung des Satzes noch gar kein Begriff von einem Widerspruch vorausgesetzt sei, so ist die drittte und anscheinend vollkommenste Gestalt unseres Princips bereits in jener Form vertreten.

Lassen wir nun das Urtheilsschema des Zukommens außer dem Spiele, und versuchen wir einen allgemeineren Ausdruck. „Es ist unmöglich, daß Dasselbe in derselben Hinsicht sei und auch nicht sei." Oder mit einiger Abänderung: „Es geht nicht an, „Dasselbe in derselben Hinsicht anzunehmen und auch nicht anzunehmen". Ferner: „Es kann Etwas nicht wahr und dabei in derselben Hinsicht unwahr sein". Diese Wendungen befreien uns von der beschränkenden Voraussetzung, daß jede gedankliche Aufstellung, d. h. jeder begriffliche Satz unter die Form des Zukommens oder mit andern Worten der prädicativen Bestimmung gehören müsse. Wenn wir später vom Urtheil zu reden haben werden, so wird sich zeigen, daß an die Stelle des überlieferten Schematismus der Urtheilsformen ein natürliches System zu treten habe. Hier müssen wir uns mit der Vorwegnahme der Behauptung begnügen, daß es Urtheilsformen giebt, die sich nur scheinbar und auf dem Wege eines unnatürlichen Zwanges in das Schema der Bestimmung eines Subjects durch ein Prädicat einreihen lassen. Wenn ich sage, ein Vorgang sei der Grund von einem andern Vorgang, so ist das Grundsein ein vermittelnder Begriff, der kein eigentliches Zukommen vorstellt. Will man aber das vereinigende Band jeder Begriffszusammensetzung mit einem der Seitenbegriffe verschmelzen, so erhält man auch hierdurch nur den formalen Schein eines gedanklichen Prädicats. Als Aussage überhaupt und demgemäß, abgesehen von den Sprachformen, als begriffliche Bestimmung hat das Prädicat allerdings einen allgemeineren Sinn. In dieser Erweiterung ist es aber auch gänzlich von dem Dasein eines Subjects unabhängig und hat mit dem engern Begriff des Zukommens Nichts zu schaffen. Es wird mithin eine jede Formel, die einen von diesen besonderen Voraussetzungen unabhängigen Ausdruck unseres Princips ermöglicht, vor ähnlichen Gestaltungen den Vorzug verdienen. Wenn Jemand behauptet, es regne jetzt, und ein Anderer dem widerspricht, und wenn die Meinung Beider auf denselben Vorgang gerichtet ist, so muß der Eine oder der Andere Recht haben. Wo ist aber in diesem Beispiel ein Zukommen oder die prädicative Bestimmung eines Subjects anzutreffen? Man muß sehr weit ausholen, um in diesem Fall auch nur den Begriff von einem gemeinsamen Gegenstande, auf den sich die verschiedenen Urtheile beziehen, aufzutreiben. Wundern wir uns daher nicht, wenn ein unwillkürlicher Zug dazu angetrieben hat, die ungehörige Bestimmtheit der ursprünglich allzu reichhaltigen Formulirungen durch völlig kahle Schemata zu ersetzen.

Das Widerspiel der Fassungen nach Aristotelischer Art sind die bekannten modernen Formeln (A ist A; A ist nicht Nicht-A; B ist entweder A oder Nicht-A). Diese Bezeichnungsweisen haben den Vortheil, fast nicht mehr für Wortformeln gelten zu können. Denn

sie erlauben offenbar, bei den in ihnen vorkommenden Buchstaben die mannichfaltigsten Gedankengebilde (einfache Begriffe, Sätze oder auch umfassende Urtheilscomplexe) zu denken. Entfernt man etwa gar noch das mißverständliche Ist und setzt an dessen Stelle ein Gleichheitszeichen, welches hier statt des besonderen Falls der Größengleichheit die begriffliche Identität zu vertreten hat, so ist man der Vieldeutigkeit des sprachlichen Ausdrucks glücklich entledigt. Jedermann weiß dann, daß er mit seinen unbestimmten Einfällen, die er etwa an gegebene Worte knüpfen möchte, hier ausgeschlossen ist, und daß es sich um die Erfassung bestimmter wissenschaftlicher Conceptionen handelt, bei denen jedes Schwanken der Vorstellung ein Zeichen halben Verständnisses sein würde. Doch wollen wir hier der begrifflichen Erörterung nicht vorgreifen und uns vorläufig mit den Formulirungsverschiedenheiten befassen.

Auch von Kant wurde das Bedürfniß eines zutreffenden Ausdrucks des Satzes vom Widerspruch empfunden. „Keinem Gegenstande kommt ein Prädicat zu, welches ihm widerspricht". Dies heißt, in eine einfachere Gestalt gebracht, Nichts weiter als: „was sich widerspricht, widerspricht sich". Wir sind also wieder bei der tautologischen Gestalt (A=A). Der einzige Umstand, den wir bei dieser Umformung übersehen haben möchten, ist der geheime Schluß vom Denken auf das Sein, welcher in den Vorstellungen unseres Princips enthalten zu sein pflegt. Lassen wir daher Kant, der die objective und materielle Tragweite des obersten Grundsatzes der Logik nicht beachtete, und betrachten wir eine andere Ausdrucksweise.

„Das Widersprechende kann nicht sein". In dieser Fassung wird der Widerspruch zunächst auf das Denken bezogen und letzteres als unbedingt maßgebend für die Möglichkeit des Seins angesehen. Was nicht einmal gedacht werden kann, soll noch weniger an sich selbst sein können. Selbstverständlich ist vorausgesetzt, daß sich das Denken im Unterschiede vom Sein gehörig begriffen habe. Ohne eine solche Voraussetzung würde jener Ausspruch keinen Sinn haben. Nun muß man auch ein Sein im Gedanken von einem Sein außer dem Gedanken zu unterscheiden wissen, wenn unser Princip nicht zu sehr beschränkt werden soll. Die Gegenstände der reinen Logik und reinen Mathematik sind reine Gedankenbestimmungen, und gerade innerhalb dieser Sphäre hat der Gegensatz von Wahrheit und Unwahrheit, von Sein und Nichtsein, eine unverkennbare Wirklichkeit. Wenn ich behaupte, daß etwas mathematisch Widersprechendes nicht sein könne, so meine ich, daß an sich selbst, d. h. hier in Beziehung auf den einheitlichen Grund aller mathematischen Möglichkeit ein gewisses Verhältniß nicht stattfinde. Insofern der wirkliche Gegenstand einer begrifflichen Form entspricht, kann er auch nicht Unvereinbarkeiten an sich haben, die schon im bloßen Begriffe nicht bestehen können. Es wird mithin gar nichts unmittelbar über ein Sein an sich selbst geurtheilt, sondern alles Urtheil über Unvereinbarkeiten hängt zunächst von der Erkenntniß der im Denken und Vorstellen begründeten Unmöglichkeiten ab. „Das Widersprechende kann nicht sein", ist daher

ein Satz, in welchem das Nichtseinkönnen vor allen andern Gesichtspunkten auf den Inbegriff der Bedingungen bezogen werden muß, aus denen die Satzungen des reinen Denkens und Vorstellens hervorgehen. Dieser Inbegriff von Bedingungen ist ein Maß der formalen und mithin eine unumgängliche Voraussetzung der materiellen Wahrheit. Obwohl man aus dem Gesichtspunkt einer vermeinten Unbekanntschaft mit den unbeschränkten Möglichkeiten eines Denkens überhaupt zu sehr scheinbaren Einwendungen gegen die unbedingt maßgebende Rolle der rein gedanklichen Behauptungen gelangen kann, so bürgt der mathematische Wahrheitsbegriff zuverlässig genug für die dialektische Haltbarkeit unserer Vorstellungen vom Nichtsein des Widersprechenden. Wer recht vorsichtig verfahren wollte, würde vielleicht geneigt sein, an die Stelle der Behauptung, daß das Undenkbare nicht sein könne, eine andere zu setzen. Er würde es etwa gerathen finden, zu sagen, daß das Undenkbare für das denkende Subject nie Gegenstand werden könne, wie es sich damit auch übrigens, d. h. abgesehen von der Beziehung auf ein denkendes Subject, verhalten möge. Diese Wendung würde jedoch, wie wir später sehen werden, eine falsche Voraussetzung enthalten. Ein Träger der Gedanken würde als fertiges Ding vorgestellt und der Umstand vergessen werden, daß die Gedanken eine Entstehung haben, auf das Unbewußtsein folgen und den Grund ihrer Wahrheit nicht in einem außer ihm gelegenen Maße, sondern in ihrer eigenen Beschaffenheit zu suchen haben.

Wir mußten die Schwierigkeit andeuten, die mit denjenigen Formulirungen verbunden sind, welche der Unvereinbarkeit des Widersprechenden objective Bedeutung letzter Instanz ausdrücklich beilegen. Diese Art Formeln haben die Eigenthümlichkeit, den metaphysischen Sinn des Princips hervorzuheben. Die abstracteren Schemata (A=A u. s. w.) lassen zunächst unentschieden, inwiefern der logische Grundsatz, der für alles Denken gilt, auch für alle Wirklichkeit maßgebend sein könne. Versuchen wir nun, nachdem wir die Hauptgestalten, die für den Ausdruck unseres Princips nahe liegen, angeführt haben, einige aufklärende Umschreibungen.

Den Schematen A=A u. s. w. kann man ebenso abstracte Wortformeln substituiren. „Etwas ist, was es ist"; „Etwas ist nicht, was es nicht ist"; „Etwas ist entweder ein Anderes, oder etwas, was nicht dieses Andere ist". Ferner: „Bejahung ist Bejahung"; „Verneinung ist Verneinung"; „Ausschließung ist Ausschließung". Alle diese Wendungen sind nicht müßig erdachte Formen, kommen vielmehr in der besonderen Anwendung häufig genug vor. Will man z. B. daran erinnern, daß Verwechselungen der Begriffe und Abweichungen von der Identität der Vorstellungen in demselben einheitlichen Gedankengange unerlaubt sind, so beruft man sich gerade in der gemeinen Redeweise, und zwar gewöhnlich mit Emphase, auf die Wahrheit, daß Etwas sei, was es sei. „Gut ist gut, und schlecht ist schlecht"; „weiß ist weiß, und schwarz ist schwarz". Berufungen dieser Art wollen nichts Anderes bedeuten, als eine Hinweisung auf die identische Fest-

haltung der Begriffe. Sie sind populäre Ausdrücke der allgemeinen logischen Wahrheit, daß jeder Begriff mit sich selbst identisch sei. Sie erinnern daran, daß alles Denken und zunächst alle Erkenntniß aus Begriffen auf der Festhaltung desselben Begriffs durch den ganzen Lauf eines Raisonnements beruhe.

Der Satz, daß ein Begriff mit sich selbst derselbe sei, ist eigentlich Nichts, als die Vorstellung der begrifflichen Identität selbst. Jedoch hat er, wie sich im nächsten Capitel herausstellen wird, eine sehr erhebliche Function. Es ist mit ihm, um die Sache hier kurz anzudeuten, ähnlich bewandt, wie mit dem mathematischen Grundsatz, daß jede Größe sich selbst gleich sei. Wer aus Unerfahrenheit im logischen Irrenwesen geneigt sein sollte, die erwähnten Formulirungen für Thorheiten zu halten, der möge, bevor er zu der Logik Vertrauen gewinnt, wenigstens die Autorität eines uralten mathematischen Herkommens in Erwägung ziehen. Er möge sich zu erklären suchen, wie wohl die Geometer des Alterthums zu der vermeinten logischen Wunderlichkeit der selbstverständlichen Behauptung, daß jede Größe sich selbst gleich sei, genöthigt worden seien.

Alle Ausdrucksweisen, die wir bisher betrachtet haben, stimmen darin überein, wirklich das hier fragliche Princip zu vertreten. Schließlich müssen wir aber noch eine fehlerhafte Möglichkeit berühren. Wenn Jemand davon ausginge (und in der That haben es die Eleaten gethan), daß das Sein keine Veränderung erfahre, so läge die Verkehrung des Identitätsprincips sehr nahe. Es würde sich demgemäß die falsche Formel ergeben: „Etwas bleibt, was es ist". Dieser Satz gilt allerdings von allen formalen Begriffen, insofern deren Inhalt von der Zeitverschiedenheit unabhängig ist. Denn der formale Begriff als solcher ist nicht sowohl selbst beharrlich, als vielmehr der Grund der Möglichkeit einer Auffassung des Beharrlichen. Er bleibt, obwohl ihm die numerische Identität abgeht, stets, was er ist. Die Wiedererkennung im Begriff oder die Feststellung der Identitäten würde gar nicht möglich sein, wenn nicht die Begriffe als solche durch alles Denken hindurch blieben, was sie sind.

Zweites Capitel.

Wahrer Sinn des Princips.

1) Erläuterung aus dem wissenschaftlichen Gebrauch.

Das Princip der Identität des Ununterscheidbaren ist fast aus seinem Namen verständlich. Was in allen möglichen begrifflichen Beziehungen übereinstimmt, also etwa zwei Vorstellungsgebilde, die sich durch keine Gedankenbestimmung unterscheiden lassen, können als bloße Begriffe einander substituirt werden. Diesen Sinn, welcher freilich nicht mit der falschen Meinung des Urhebers zusammenstimmt, wird

sich jeder denkende Kopf schon aus dem bloßen Namen ableiten können. Nicht so leicht wird es uns aber mit dem Princip der Identität und des Widerspruchs gemacht. Sollte auch hier die Bezeichnung den Sinn errathen lassen, so müßte von einem Princip der Identität des Identischen oder der Unvereinbarkeit des Unvereinbaren (vielleicht auch der Verschiedenheit des Verschiedenen) geredet werden. Bei diesem Versuche, sowie bei allen anderen Unternehmungen, unserem Princip die Form eines Satzes oder überhaupt einer Begriffszusammensetzung, d. h. eines Urtheils zu geben, zeigt sich eine gewisse Leerheit dieses obersten Grundsatzes der Logik. Man geräth auf den Verdacht, man habe es mit keiner wirklichen Einsicht, sondern nur mit einer allgemeinen Form zu Einsichten zu thun. Die sprachliche Tautologie hat ihr Gegenstück in der in jeglicher Hinsicht vorhandenen Begriffsidentität. Nun scheint es aber ganz überflüssig, völlig identische Begriffsgleichungen aufzustellen, deren Seiten sich in allen Beziehungen entsprechen. Es fragt sich ferner, was in derartigen Gleichsetzungen das Gleichheitszeichen, d. h. der vermittelnde Begriff des die Seitenbegriffe verbindenden Satzes eigentlich bedeuten solle. Nimmt man es als Andeutung der Identität in jeder Beziehung, d. h. der sogenannten numerischen Identität, so muß bereits zwischen Denken und Sein eine strenge Unterscheidung vorausgesetzt werden, damit nicht die thatsächliche Doppelsetzung desselben Begriffs der numerischen Identität widerspreche. Denn indem ich die Identität zweier Begriffe denke, setze ich ja schon den Begriff der Zahl nach zweimal. Es ist aber mit der numerischen Identität etwas ganz Anderes als diese begriffliche Gleichheit des in der Vorstellung doppelt Gesetzten gemeint. Denn wenn ich den Gedanken darauf richte, daß ein gerade gefaßter Begriff eben diese bestimmte Thätigkeit und keine andere gewesen sei, so stelle ich die Einzigkeit des fraglichen Denkactes vor, und diese Einzigkeit hat allein ein Recht, als numerische Identität zu gelten. Doch möchte es schließlich gerathen sein, rücksichtlich der logischen Functionen nie von einer numerischen Identität der Begriffe zu reden. Denn wo das Princip der Identität zur Wirksamkeit gelangt, handelt es sich bereits regelmäßig um eine Zwiefachheit. Identisch oder dasselbe kann Etwas nur heißen, oder als dasselbe kann Etwas nur gedacht werden, insofern die gegenwärtige Vorstellung eines Gegenstandes oder Begriffes auf eine frühere Vorstellung dieses Gegenstandes oder Begriffes zurückweist. Anders ausgedrückt würde diese Wahrheit dahin lauten, daß der Begriff des Identischen ein relativer sei. Man hat die gerade Linie dadurch zu definiren versucht, daß man gesagt hat, sie behalte stets dieselbe (identische) Richtung. Ein wenig Dialektik kann die Schwierigkeiten dieser Begriffsbestimmung bemerklich machen. Eine Linie, welche dieselbe Richtung einhält, scheint eine ganz plausible Vorstellung. Indessen muß erst eine Richtung, und zwar vor der Entstehung der Linie, gegeben sein, damit für die Identität ein Beziehungsgegenstand vorhanden sei. Ich kann eine Richtung nicht für dieselbe erklären, ohne zugleich an eine andere zu denken, mit welcher sie dieselbe ist. Dieses

Beispiel der Richtungsidentität in der geraden Linie, dessen tiefer liegende Schwierigkeiten wir hier noch nicht zu verfolgen haben, soll uns hier nur als Veranschaulichung der Nothwendigkeit der in dem Begriff der Identität enthaltenen Beziehung dienen. Es bereitet uns auf den aus einer unmittelbaren Betrachtung des wissenschaftlichen Gebrauchs unseres Princips resultirenden Satz vor, daß die Identität stets aus dem Gesichtspunkt eines bestimmten allgemeinen Begriffs, und zwar gerade darum erheblich sei, weil neben dieser Uebereinstimmung noch Verschiedenheit in anderen Beziehungen stattfindet.

Die eben angestellte Erörterung hat uns bereits einer sachlichen Untersuchung unseres Princips näher geführt. In der That können Ueberlegungen, die sich an nackte überlieferte Formeln halten, nicht zu dem gewünschten Ziele führen. Der wahre Sinn des Princips der Identität ist aus keiner der bisher über dasselbe gegebenen logischen Aufstellungen hinreichend deutlich zu erkennen. Auch weiß man wirklich bis auf den heutigen Tag noch nicht, was man bei diesem Princip zu denken und nicht zu denken habe. Die Erinnerung an die mannichfaltigen Formulirungen, die noch dazu in der Bestimmung des Sinnes selbst einigermaßen abweichen, so wie der Umstand, daß noch in neuester Zeit eine wirkliche Leugnung des obersten Grundsatzes der Logik, wenn auch nur mit schlechtem Anstande, so doch überhaupt möglich gewesen ist, kann uns beruhigen, wenn wir etwa Angesichts der Geschichte der Philosophie unserer Auffassung der Sachlage mißtrauen wollten. Auch der Fortbestand des Streites über Haltbarkeit und Wesen einer formalen Logik ist ein Zeichen, daß man sich die Bedeutung des Identitätsprincips nicht völlig klar gemacht habe. Die eigentliche Logik hat nun einmal seit Aristoteles keine erhebliche Fortentwickelung erfahren, und es ist daher nicht so überaus wunderbar, daß man sich selbst über den Sinn des logischen Grundprincips noch nicht orientirt hat.

Der Weg, den wir jetzt behufs einer unzweideutigen Fixirung des Sinnes des Identitätsprincips einschlagen wollen, ist, so befremdlich diese Behauptung auch klingen mag, für die gegenwärtige Philosophie durchaus neu. Wir werden uns nämlich ganz einfach in den verschiedenen Anwendungen, welche die fest gegründeten Wissenschaften von dem hier fraglichen Princip machen, sorgfältig umsehen und auf diese Weise zu einem reinen Begriff unseres Grundsatzes zu gelangen suchen. Ja wir müssen uns eigentlich vorsichtiger ausdrücken. Denn einerseits wissen wir noch gar nicht, was dieses vorgebliche Princip für eine Einsicht vorstellen solle, und andererseits können wir von vornherein gar nicht absehen, ob sich aus der Betrachtung der logischen Vermittelungsformen des wissenschaftlichen Denkens so etwas, wie mit den vagen Bestimmungen und Formeln gemeint ist, überhaupt ergeben werde. Streng genommen ist uns nur die Richtung der Untersuchung vorgezeichnet, und es soll noch erst erkannt werden, von welcher besonderen Art die Grundform der logischen Vermittelung der wissenschaftlichen Einsichten sei. Wo ein Schriftsteller seine Begriffe gar nicht definirt und auch nicht durch den nächsten Zusammenhang

gehörig bestimmt, oder wo er sie dunkel oder zweideutig läßt, da muß man zu dem weiteren Zusammenhang und zu den Anwendungen, die er von den fraglichen Begriffen bei den verschiedensten Gelegenheiten macht, als zu den untrüglichsten Bestimmungsmitteln seine Zuflucht nehmen. Auch werden häufig gegebene Begriffsbestimmungen unwillkürlich vernachlässigt. Man hütet sich vielleicht, in denjenigen Punkten, welche die gerade fragliche Theorie betreffen, den Begriff noch in einer anderen Weise zu gebrauchen, als in welcher man ihn mit Bewußtsein aufgefaßt und bestimmt hat. Allein man begeht vielleicht in denselben Zeilen, in welchen man die künstliche Abgrenzung oder Bestimmung vertheidigt, stillschweigend und aus Unachtsamkeit einen Verstoß gegen die eigene Satzung. Es könnte bisweilen den Humor erregen, wie die Natur dem künstlichen Gewebe mitspielt und die Widerlegung einer falschen oder auch nur zu engen Begriffsbestimmung in das Raisonnement verflicht, welches gerade auf die Vertheidigung des Ungehörigen angelegt ist. Man mache es sich daher zur Regel, sich weniger um die ausdrücklichen Definitionen, als um die stillschweigenden Anzeichen dessen, was der Schriftsteller wirklich gedacht hat, zu kümmern. Ein solcher Kunstgriff, hinter die wirklichen Gedanken und Begriffe zu kommen, die dem Urheber eines Inbegriffs von Einsichten vorschwebten, ist von außerordentlicher Tragweite. Auf den Stamm des Wissens überhaupt übertragen, wird er ein mächtiges Mittel der logischen Kritik werden und uns in den Stand setzen, die Gedanken in völliger Reinheit und unabhängig von den jedesmaligen Formulirungen zu ergreifen. Unsere nächste Frage muß daher sein: Welches sind die thatsächlich gebrauchten Grundformen der logischen Vermittelung wissenschaftlicher Einsichten, und befindet sich unter diesen Grundformen Etwas, was als Gegenstand der gewöhnlichen Vorstellungen vom Identitätsprincip gelten kann?

Echte und strenge Wissenschaft ist eine Voraussetzung der Möglichkeit der Philosophie und daher weit entfernt, von der letzteren eine Bestätigung gewärtigen zu dürfen. Der Principien wird man sich erst bewußt, indem man die zusammengesetzten Einsichten in ihre Bestandtheile auflöst. Der Ursprung logischer Betrachtungen ist in dem Bedürfniß einer Reflexion über die Form des Wissens zu suchen. Zunächst mußte also ein positives Wissen gewonnen sein, und erst in Beziehung auf dieses konnte ein logisches Bewußtsein entstehen. Die Mathematik ist die erste und bis jetzt auch noch die letzte Wissenschaft gewesen, die sich eine fast in jeder Beziehung strenge Form gegeben hat. Wir werden daher den Sinn des Identitätsprincips am ehesten aus der Betrachtung des mathematischen Gedankenganges erkennen.

Man denke zunächst an die indirecten Beweise. Dieselben laufen auf Unvereinbarkeiten und, insofern man die systematische Verkettung berücksichtigt, in letzter Instanz sogar auf einfache Unvereinbarkeiten hinaus. Eine solche Unvereinbarkeit liegt z. B. in der Unmöglichkeit, das Ganze kleiner als den Theil vorauszusetzen. Es würde dem Begriff des Ganzen widersprechen, es als Theil seines Theils vorzustellen. „Größer ist größer, und kleiner ist kleiner". Diese Formel würde am besten ausdrücken, was mit der Berufung auf den bekannten

Euklidischen Grundsatz, daß das Ganze größer als der Theil sei, eigentlich gemeint ist. Man sieht hieraus, daß der bejahende Ausdruck des Princips keine andere Vorstellung als der verneinende vertritt. Dies hindert jedoch, wie wir bald sehen werden, keineswegs, eine positive und eine negative Function unseres Princips streng auseinander zu halten. Doch hier geht uns zunächst nur der allgemeine Sinn des Grundsatzes an.

Kant hat einen wesentlichen Unterschied zwischen Einsichten aus unanschaulichen Begriffen und zwischen Folgerungen aus reinen mathematischen Conceptionen aufgestellt. Dieser Trennung zufolge würde man aus unanschaulichen Begriffen, also auch vermittelst des bloßen Identitätsprincips nicht die geringste mathematische Erkenntniß gewinnen können. Der Satz, daß drei Mal vier gleich zwölf ist, würde nicht auf dem bloßen Identitätsprincip beruhen. Hiergegen ist nun das erheblichste Bedenken die Unbestimmtheit der Behauptung selbst. Was soll denn auch eigentlich vom Identitätsprincip übrig bleiben, wenn man es desjenigen Inhalts beraubt, welcher die Voraussetzung seiner Anwendbarkeit ist? Was heißt es denn, um ein Kantisches Beispiel zu wählen, seinen Begriff von einem Dreieck zergliedern? Ich weiß in der That nicht, wie man von einem Dreieck einen Begriff haben kann, ohne drei einen Raum einschließende Seiten vorzustellen. Freilich ist die Allgemeinheit des Begriffs (z. B. die Regel, durch welche die unendliche Mannichfaltigkeit möglicher Ellipsen beherrscht wird) als solche nicht anschaulich. Denn jedes bestimmte Vorstellungsgebilde (z. B. einer Anzahl von Einheiten, die eine gewisse Anzahl Male wiederholt gedacht werden) enthält eine Verwirklichung einer allgemeineren Vorstellung. Doch sind die reinen Verstandesbegriffe im wirklichen Denken von bestimmteren Gestaltungen gar nicht ablösbar. Es ist ebenso vergeblich, einen im höchsten Sinne allgemeinen Begriff außer der Beziehung auf irgend ein bestimmteres Vorkommen desselben zu denken, als sich etwa ein Verhältniß von Größen vorzustellen, die als nicht vorhanden gedacht werden. Der Kantischen Ansicht über das Verfahren mit allgemeinen Begriffen liegt ein ähnlicher Irrthum zu Grunde, wie der unhaltbaren mathematischen Conception eines letzten Verhältnisses verschwindender und verschwundener Größen. Wer da glaubt, er könne von der Vielheit oder Zahl oder etwa gar von der stetigen Größe einen außerhalb der sinnlichen Bestimmtheit des mathematisch-analytischen Vorstellens gelegenen Begriff haben, täuscht sich in einer ähnlichen Weise, wie derjenige, welcher Etwas zu denken meint, wenn er zwischen Nullen ein Größenverhältniß statuirt. Allerdings giebt es einen Formalismus, mit welchem der Schein eines solchen Gedankens verbunden ist. Allein dieser Formalismus läßt eine andere Auffassung zu. Hier kommt es uns aber nur darauf an, begreiflich zu machen, daß ein wirkliches Denken und mithin auch der Gebrauch des Identitätsprincips nie ohne Beziehung auf die Grundbegriffe des mathematischen Denkens sei. Schon wer eine Zweiheit vorstellt, kann nicht umhin, etwas Bestimmteres zu denken, als in dem allgemeinen Begriff der Vielheit überhaupt enthalten sein soll.

Obwohl es daher allgemeine oder unanschauliche Begriffe giebt, so wird doch durch dieselben nur dann gedacht, wenn deren Beziehung auf irgend eine Bestimmtheit des Gedankens dem Bewußtsein gegenwärtig ist. Kant ging daher nicht weit genug, wenn er einerseits ein vermeintliches Denken in reinen Begriffen unangefochten ließ und andererseits nur Schranken für die Anwendung dieses Denkens aufstellte. Einerleiheit und Verschiedenheit wird stets nur unter Voraussetzung einer Qualität der Vorstellung erkannt. Der Begriff der Identität wird mithin nur dadurch ein vermittelnder Factor des Denkens, daß er sich auf eine in anderen Rücksichten bestehende Mannichfaltigkeit bezieht.

Aus allgemeinen Begriffen, die über der Bestimmtheit des reinen mathematischen Denkens stehen sollen, wird niemals auch nur die geringste Einsicht gewonnen. Diese Wahrheit kann man schon daraus erkennen, daß es ganz unmöglich ist, jene Begriffe abgesondert zu handhaben. Wäre Letzteres nicht der Fall, so müßte sich das Axiom, daß das Ganze größer sei als der Theil, noch auf eine allgemeinere Einsicht zurückführen und sich in ihm der Antheil der mathematischen von dem Antheil der rein logischen Urtheilskraft sondern lassen. Nun haben wir freilich selbst gezeigt, daß sich dieser Grundsatz als bestimmte Gestalt der Regel, daß jeder Begriff sich selbst gleich sei, darstellen lasse. Man kann den Begriff des Größeren nicht hegen und dabei zugleich einen anderen Begriff als mit jenem identisch denken. Bringt man diese Unmöglichkeit des besonderen Falles (hier des Falles des Größenbegriffs) auf eine allgemeine Regel, so erhält man keine neue Einsicht, sondern faßt nur die allgemeine Form einer offen gelassenen Möglichkeit bestimmter Einsichten auf. Nun kann man allerdings mit Recht geltend machen, daß die Ueberlegung, es gebe einen allgemeinen rein begrifflichen Grund der Möglichkeit der Erkenntniß der verschiedenen Unvereinbarkeiten, auch ein Zuwachs des Wissens sei, und daß in dieser Beziehung das Princip der Identität eine Einsicht unter anderen Einsichten repräsentire. Wenn man jedoch die gänzlich verschiedene Art dieses Bewußtseins der formalen Uebereinstimmung von der fertigen Erkenntniß bestimmter Unvereinbarkeiten in Betracht zieht, wird man einräumen müssen, daß das ins Bewußtsein fallende Denken (im Unterschied von dem an sich seienden und mit dem Sein überhaupt zusammenfallenden Grunde dieses Denkens) die Wahrheit seiner Bestimmungen niemals aus einem als besondere Einsicht isolirbaren Princip der Identität gewinne. Auf ein anderes Zugeständniß kann es uns aber auch nicht ankommen.

Wenn sich Jemand anheischig machte, auch nur die geringste rein logische Erkenntniß aus der Formel A ist A ableiten zu wollen, so könnten wir ihn von vornherein auslachen und getrost sein, daß er uns z. B. die Umkehrbarkeit der allgemeinen Urtheile in particuläre sicherlich nicht erweisen werde. Denn nur dadurch, daß er auf Begriffe wie Ganzes und Theil, geringere und größere Anzahl u. dgl. fußte, würde er uns einen Einblick in die Möglichkeit dieser oder in die Unmöglichkeit einer andern Umkehrung verschaffen können.

Letzteres Beispiel hat uns bereits aus dem Gebiet der Mathematik in das Gebiet der reinen Logik übergeführt. Man kann sich aus den Analytika des Aristoteles am einfachsten und besten belehren, in welcher Art in der Logik selbst und besonders bei den einfachsten Nachweisungen von dem Princip des Widerspruchs Gebrauch gemacht werde. Man wird sich durch sorgfältige Ueberlegung vielleicht schon eines einzigen derartigen Anwendungsfalles über die Rolle, welche das Princip der Identität spielt, außer Zweifel setzen können. Es läßt sich nämlich auch in der reinen Logik nicht eine einzige Einsicht hervorbringen, ohne das formal sinnliche Denken in Anspruch zu nehmen. Mit dem Begriff der Größe der Allgemeinheit (und nur in Beziehung auf diesen Begriff giebt es in der reinen Logik eigentliche Sätze) läßt sich nicht operiren, ohne eine sogenannte Construction desselben vorzunehmen. Ja der Begriff der Allgemeinheit ist nie ohne die Größenvorstellung, d. h. nie ohne den Begriff der Vielheit denkbar. Um nun aber aus einem solchen Begriff Etwas zu erkennen, also z. B. um einzusehen, daß das allgemeine Urtheil in ein particuläres umkehrbar sei, müssen formal sinnliche Schemata betrachtet werden. Wir gewinnen die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Art logischer Behauptungen ganz in derselben Weise, auf welche wir den zahlentheoretischen Satz, daß drei Mal vier gleich vier Mal drei sei, streng erhärten. Um die Wahrheit dieses Satzes einzusehen, müssen wir uns an einem räumlichen Schema, in welchem sich drei Punkte vier Mal unter einander gesetzt finden, der Gleichgültigkeit der Art des zählenden Zusammenfassens gegenüber dem Identischbleiben unseres ganz allgemeinen Begriffs von einem Product bewußt werden. Ganz in der nämlichen Weise verhält es sich bei dem Nachweis der Wahrheit rein logischer Satzungen. Indem wir die fragliche Behauptung in Gedanken fassen, hegen wir einen gewissen Begriff, mit welchem die spätere gegliederte Vorstellung der Sache zusammenstimmen und zu welchem sie als zu ihrem Maß zurückkehren muß. Doch geht uns hier nur der Umstand an, daß ein solcher Ausgangsbegriff stets irgend welche formal sinnliche Bestimmtheit haben muß, damit er überhaupt als Anlehnung für die Vergleichung dienen könne.

Ehe wir in unserer Untersuchung fortfahren, müssen wir die positive und die negative Function unseres Princips außer Zweifel setzen. Denn nur auf diesem Wege kann die Unbestimmtheit beseitigt werden, welche sich bereits in der Mehrheit der Benennungen (als Princip der Identität oder des Widerspruchs) deutlich genug verräth.

2) Positive und negative Function.

Die negative Function unseres Princips oder mit andern Worten der Umstand, daß wir an dem Grundsatz des Widerspruchs ein negatives Kriterium der Wahrheit, d. h. ein Erkennungszeichen der Unwahrheit haben, steht gar nicht in Frage. Vielmehr ist gerade die

Meinung, daß der oberste Grundsatz der Logik nur die Unwahrheit kenntlich mache, für die positive Wahrheit aber kein Maß abgebe, in einer gewissen Hinsicht fehlerhaft. Indem man nämlich ausschließlich von einer negativen Wirksamkeit unseres Grundsatzes redet, erregt man den Schein, als wäre alle Logik bloße Kritik, und zwar noch dazu Kritik in dem einseitigen Sinne des Worts, dem zufolge dasselbe Nichts als eine Zurückweisung der Unvereinbarkeiten bedeutet.

Die eben erwähnte Vorstellung von der ausschließlich negativen Function unseres logischen Fundamentalprincips ist höchst begreiflich. Die Unmöglichkeit eines Gedankens bringt sich dem Verstande gleichsam auf. Die das Denken hervorbringende Thätigkeit wird gehindert, gewisse begriffliche Vereinigungen zu vollziehen, und bemerkt so den Widerspruch. Dagegen wird auf die Vereinbarkeiten als solche, d. h. abgesehen von zugehörigen Unvereinbarkeiten, nicht sonderlich geachtet. Nur wo der Gegensatz fraglich wird, wo es sich also um die Unterscheidung von Wahrheit und Unwahrheit handelt, tritt das logische Grundprincip in das Bewußtsein. Die Zusammenstimmung wird vom Verstande als die Regel und als das Gewöhnliche hingenommen und daher nicht sonderlicher Aufmerksamkeit gewürdigt. Dagegen wird die Ausnahme, nämlich der Widerstreit in ganz natürlicher Weise ein Antrieb zur Ueberlegung. Es ist mithin kein Wunder, daß der Widerspruch eher als die Uebereinstimmung Gegenstand der Logik geworden ist.

Ein Princip, von welchem zugegeben wird, daß es uns in den Stand setze, (gleichviel unter welchen Voraussetzungen) die Unwahrheiten als solche zu erkennen, muß offenbar auch ein Vermittler unserer Ueberzeugung von der positiven Wahrheit werden. Diese Behauptung kann durch eine einfache und ungezwungene Ueberlegung bestätigt werden. Giebt man uns nämlich ein Mittel, alle Unwahrheiten, Unvereinbarkeiten, Irrthümer, (oder wie man sonst die gegen den Satz des Widerspruchs verstoßenden Gedanken nennen mag) als Unwahrheiten u. s. w. zu erkennen, so setzt man uns hiermit in den Stand, auch zu entscheiden, was positiv wahr sei. Denn was brauchen wir mehr, als ein sicheres Mittel, unsere Irrthümer als Irrthümer zu erkennen, um zugleich feststellen zu können, was wahr sei? Allerdings könnte man einwenden, daß alle im Verlauf des natürlichen Denkens concipirten Vorstellungen zunächst nur eine Art Vermuthung der Wahrheit für sich haben, da sie ja durch weitere Bethätigung des Denkens widerlegt werden können. Allein diese Ausstellung ist nur zum Theil berechtigt. Freilich werden Vorstellungen häufig genug nur durch eine weiter getriebene Bethätigung des Verstandes berichtigt. Wir brauchen nur an die großartigen Beispiele der Copernicanischen Vorstellung und an die Verbesserungen der Begriffsfassung des Raumes durch Locke und Kant zu erinnern. Aber derartige Berichtigungen sind eben nur Berichtigungen. Sie beseitigen die ursprüngliche Vorstellung nur zum Theil, indem sie z. B. die Wahrnehmungsart der unmittelbaren Erscheinungen als einen unwillkürlichen und nothwendigen Act unangefochten lassen und sich daher nur gegen

eine besondere Bestimmtheit des Denkens wenden. Die Behauptungen der reinen Geometrie sind und bleiben wahr, gleichviel wie sich der Gedanke von der Art von Wirklichkeit gestalte, die dem räumlichen Vorstellen zuzuschreiben sei. Nur sobald zu den mathematischen Behauptungen noch die Vorstellung hinzukommt, daß sie auch abgesehen von ihrer natürlichen Voraussetzung (nämlich des Daseins eines Systems räumlich und zeitlich bestimmter Existenzen und Vorgänge) Geltung haben sollen, wird die Möglichkeit einer Widerlegung eröffnet. Indessen gelangt das behutsame Denken niemals zu einer solchen über die unmittelbare Vorstellung hinausgehenden Einbildung. Es glaubt an Nichts als an seine eigenen Bestimmungen und verbleibt unbefangen in seinem eigenen Rahmen. Doch auch abgesehen von dieser Unschuld des natürlichen Denkens müssen wir behaupten, daß gar nicht zu begreifen ist, wie das Denken, außer insofern es durch das unwillkürliche Spiel eines Vorstellungsmechanismus getrieben wird, jemals zu der erwähnten Art Nebengedanken veranlaßt werden solle. Die Einsichten lassen sich rein abscheiden, und nie braucht die Mathematik als solche irgend etwas über die metaphysische Bedeutung ihrer Behauptungen zu lehren. Gerade weil wir im Stande sind, positive Wahrheit zu erkennen, vermögen wir auch, das wirklich Gewußte von jeglichem Beisatz fremdartiger Nebenvorstellungen getrennt zu halten. Die nachkommenden Berichtigungen beziehen sich mithin stets nur auf vereinzelte, wenn auch höchst wichtige Bestandtheile unseres Vorstellungssystems.

Die Ueberzeugung von der Wahrheit der in das Gebiet des strengen Wissens erhobenen Gedanken ist keine Vorläufigkeit, die je eine Widerlegung zu gewärtigen hätte. Woher rührt nun aber die Einsicht in die positive Wahrheit des fraglichen Wissensbestandes? Offenbar aus derselben Quelle, aus welcher die Unwahrheiten zunächst unmittelbar und weiterhin durch mannichfaltige Vermittelungen als Unwahrheiten erkannt werden. Es ist also das Princip der Identität des Identischen eng an dasjenige der Unvereinbarkeit des Widersprechenden geknüpft. Man kann keine Vorstellung von einer begrifflichen Unmöglichkeit haben, wo man nicht auch im Stande wäre, einen zugehörigen Inbegriff correspondirender Möglichkeiten anzugeben. Es ist dasselbe Princip, welches zugleich für Wahrheit und Unwahrheit als Unterscheidungsmittel dient. Doch wir müssen uns noch sorgfältiger ausdrücken. Es handelt sich hier weniger darum, den Gegensatz des Möglichen und des Unmöglichen, des Denkbaren und des Undenkbaren in seiner Differenz zu erkennen, als vielmehr positiv einzusehen, was unmittelbar oder auf Grund vermittelnder Gedankenbewegung als möglich hervortrete. Diese Möglichkeit, welche der Unmöglichkeit entspricht, ist nun aber, in der gewöhnlichen logischen Sprache geredet, geradezu Nothwendigkeit. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß alle Nothwendigkeit das, was sie ist, nur in Bezug auf eine Voraussetzung ist, und daß die Unmöglichkeit unter den allgemeinen Begriff der Nothwendigkeit fällt.

Ein uralter Satz behauptet, daß Gegentheile in dasselbe Wissen fallen. Die Erkenntniß gegentheiliger Bestimmungen soll einheitlich sein, so daß, um gleich den für uns erheblichen Fall zu nennen, Wahrheit und Irrthum durch dasselbe Erkenntnißmittel vorgestellt werden. Machen wir hiervon die nähere Anwendung. Das oberste Princip der Logik muß Grund der Erkenntniß des Wahren wie des Falschen werden. Derselbe Verstand, welcher die Wahrheit hervorbringt, muß auch die Unwahrheit erkennen lassen, und zwar muß dieser Umstand in jeder besonderen Gattung des Vorstellens und Denkens statthaben. Es wird also auch das Princip aller logischen Satzung und Kritik zwei Verrichtungen haben müssen, die durch eine höhere Einheit verbunden werden. Diese übergreifende Einheit verräth sich in der disjunctiven Form, d. h. in dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Betrachten wir, ehe wir unsere materielle Erörterung wieder aufnehmen, zunächst diese neue Gestalt.

3) Disjunctive Form.

Wir können zwei Begriffsgebilde als durch einen allgemeinen Begriff übereinstimmend vorstellen. In diesem Fall werden wir uns der Identität dieses dritten Begriffs in beiden Gebilden bewußt. Es ist derselbe Begriff, den wir das eine Mal in dieser, das andere Mal in einer anderen Verbindung vorstellen. Die Formel für ein solches Identischsetzen würde A = B sein können. Das Gleichheitszeichen würde hier die Identität der auf beiden Seiten erheblichen Vorstellungen bedeuten. Uebrigens könnte sowohl A als auch B den identisch wiederholten Begriff rein oder in Verbindung mit näheren Bestimmungen enthalten. Es kommt einzig und allein darauf an, daß vorgestellt werde, wie derselbe Begriff zweimal gedacht worden sei.

In einer ähnlichen Weise, wie die Gleichheit, können wir auch die Ungleichheit der Begriffe in einer ganz allgemeinen Form vorstellig machen. Wir wollen hier keine logische Symbolik treiben und verzichten daher auf die Aufstellung eines Schemas. Doch läßt sich auch ohne ein solches einsehen, wie die Nichtidentität der vermittelnde Begriff sei, welcher dem der Identität in der Formel A = B entspricht. Hierbei ist zu beachten, daß die Verschiedenheit im besonderen Fall stets vom Standpunkt eines bestimmten Begriffs, in welchem die fraglichen Seitenbegriffe nicht übereinstimmen, gedacht werde.

Die eben vollzogenen Aufstellungen entsprechen der positiven und der negativen Function unseres noch immer problematischen Fundamentalprincips. Was im Begriff einerlei ist, als einerlei denken, und was im Begriff verschieden ist, als verschieden denken: — das sind die beiden Grundverrichtungen, in denen sich das oberste Princip der Logik bethätigt. Wir würden uns jedoch täuschen, wenn wir glaubten, diese beiden Functionen wären in ihrer Absonderung vermögend, zwischen Wahrheit und Unwahrheit zu unterscheiden. Nur dadurch, daß Positionen und Negationen in Etwas, was ursprünglich

UNIVERSITY CALIFORNI

und an sich selbst weder fertige positive noch fertige negative Einsicht ist, ihren gemeinsamen Grund finden, wird ein Denken möglich, welches, indem es die Irrthümer ausschließt, auch zugleich die positive Nothwendigkeit erkennt.

In der Disjunction eines Begriffs setzen wir denselben einerseits in seiner einfachen Form und andererseits als einen Inbegriff besonderer Vorstellungen. Kegelschnitt ist der Begriff in seiner zwar nicht unbestimmten aber doch noch nicht entwickelten Allgemeinheit oder, wie wir eben sagten, in seiner einfachen Form. Ein Kegel soll durch eine Ebene geschnitten werden, oder es soll überhaupt das Verhältniß bestimmt werden, welches eine Ebene zu einem Kegel haben kann. Diese Regel, die wir gesetzt haben, ist der allgemeine unentwickelte Begriff. Die besonderen Möglichkeiten, die sich bei der Entwickelung, d. h. bei der Geltendmachung dieser Regel ergeben, sind die Glieder der Disjunction. Punkt, ein System von zwei geraden Linien, Hyperbel, Parabel, Ellipse und Kreis sind die besonderen Gestaltungen, welche die in dem allgemeinen Begriff des Kegelschnitts enthaltenen Möglichkeiten erschöpfen. Man kann mithin den Begriff in der einfachen Form dem Begriff in der entwickelten Form gleichsetzen, d. h. man kann sich vorstellen, daß derselbe Begriff das eine wie das andere Mal gedacht werde. Der Gedanke dieser Identität bildet nun in einem weit höheren Grade als die übrigen Figuren des Gleichsetzens das logische Bindemittel in der Hervorbringung der Einsichten.

Wenn wir sagen, ein fragliches Gebilde sei entweder Ellipse oder Nichtellipse, so berufen wir uns hierdurch auf das Princip vom ausgeschlossenen Dritten. Es wird nun wesentlich darauf ankommen, ob wir das Nicht-A in seiner höchsten Allgemeinheit oder aus dem Gesichtspunkt eines die Möglichkeiten beschränkenden Begriffs verstehen. In letzterem Falle haben wir eine mehr oder minder bestimmte Disjunction vor Augen; in ersterem lassen wir die ganze Möglichkeit des Denkens überhaupt offen. Die Unbegrenztheit von Conceptionen, deren das Denken fähig sein möchte, mit der einzigen Ausnahme des in seiner völligen Bestimmtheit vorliegenden Begriffes A, fällt unter den Gedanken des Nicht-A. Dies ist die Bedeutung der Grundform aller erschöpfenden Zweitheilungen. Folgten die Logiker den Consequenzen ihres Sprachgebrauchs, so müßten sie von einer unendlichen oder unbestimmten Dichotomie ganz in derselben Weise wie von dem unendlichen oder unbestimmten Urtheil (A ist Nicht-B) reden.

Streng genommen sollte man die Entgegensetzung von A und Nicht-A gar nicht Eintheilung, sondern nur allgemeine Form zu möglichen Eintheilungen nennen. Denn dieses Schema bezieht sich auf ein unbegrenztes Gebiet, nämlich auf den Inbegriff der sämmtlichen als möglich gedachten Denkbestimmungen. Nun ist dieser Inbegriff eine Unendlichkeit wie andere logische Unendlichkeiten. Er kann daher zutreffend nur durch den Begriff des einheitlichen Grundes der Möglichkeit der unbegrenzten Gedankenhervorbringungen gedacht werden. Eine andere Vorstellungsart würde den Schein mit sich bringen, als ließe sich die schrankenlose Möglichkeit jemals als verwirklicht denken.

Der wesentliche Unterschied zwischen der unendlichen und der endlichen Dichotomie beruht daher nicht auf quantitativer Verschiedenheit, sondern auf einem begrifflichen Sprung. Die reine Form der ausschließenden Alternative bezieht sich in dem einen Fall auf den Grund alles Denkens, während sie in dem andern Fall bereits die mehr oder minder weite, jedenfalls aber in absehbare Grenzen eingeschlossene Sphäre des der Eintheilung zu Grunde liegenden Begriffes vor Augen hat. Die beiden fraglichen Fälle verhalten sich wie Unendliches zu Endlichem. Auf der einen Seite haben wir das Gesetz oder den inneren Grund, aus welchem mannichfaltige Sphärenbestimmungen möglich sind; auf der anderen Seite haben wir regelmäßig eine einzelne Begrenztheit, die eben weil sie Begrenztheit ist, auch eine bestimmte Vorstellung des innerhalb ihres Rahmens Möglichen zuläßt. Von quantitativen Unterschieden, d. h. von einem Mehr und Minder der Allgemeinheit kann stets erst die Rede sein, wo ein bestimmter, für die Eintheilung maßgebender Begriff vorliegt. Das wirkliche Denken bewegt sich stets in wenigstens stillschweigend als übersehbar vorgestellten Eintheilungen. Das Schema der unendlichen Dichotomie ist so zu sagen eine Formel des logischen Calcüls; sie erwartet stets eine nähere Bestimmung und erfährt dieselbe auch regelmäßig schon durch die Beachtung des Zusammenhanges, in welchem sie gebraucht wird. Wenn wir in der Analyse der Wahrscheinlichkeiten A und Nicht-A, also etwa einen Naturvorgang und dessen contradictorisches Gegentheil vorstellen, so haben wir nur wenig Aufmerksamkeit nöthig, um zu bemerken, daß es sich in einem solchen Fall um eine bestimmter gestaltete Eintheilung, nicht aber um die bloße Form der unendlichen Dichotomie handele. Jedoch würde es ein Verstoß gegen die Reinheit und Strenge der Gedankenhaltung sein, wenn man überhaupt leugnen wollte, daß mit jener Form als solcher, d. h. abgesehen von einer endlichen Gestaltung derselben, operirt werden könne. Man hat eine sehr unwürdige Vorstellung vom logischen Formalismus, wenn man ihm die Bedeutsamkeit für den Gedankengang abspricht. Schon die Erinnerung an die imaginären Vermittelungen der mathematischen Gedankenverkettung sollte den stutzig machen, der im Begriff steht, die reinen und unanschaulichen Formen des Denkens oder die concipirenden Functionen, die jenseit aller bestimmten Begriffe liegen, gering zu achten. Auch wir werden nur dadurch, daß wir uns so zu sagen mit dem jenseits des Gedankens, d. h. mit der die bestimmten Gedankengestalten erzeugenden Thätigkeit beschäftigen, in den Stand gesetzt, die Gründe von bestimmten Bejahungen und Verneinungen von diesen Bejahungen und Verneinungen selbst zu unterscheiden, und so dem Princip vom ausgeschlossenen Dritten seine wahre Bedeutung beizulegen.

Der einheitliche Grund', durch welchen Bejahungen und Verneinungen überhaupt erst möglich werden, liegt jenseit, oder besser gesagt, diesseit aller bestimmten Gedankenerzeugnisse. Er ist es daher auch, der den eigentlichen Gehalt unseres Fundamentalprincips in angemessener Weise vorstellt. Die scheinbare Leerheit des Princips be-

zieht sich nur auf den Mangel einer fertigen besonderen Vorstellung. Das Denken als Thätigkeit und gestaltende Bewegung muß von dem hervorbringenden Grunde unterschieden werden, durch welchen die besonderen Gedankenbestimmungen möglich gemacht werden. Wie man die Bewegungserscheinung (im räumlichen Sinne des Wortes) von der bewegenden Kraft unterscheiden muß, ebenso muß man auch die Schranken, welche diesseit des Gedankenspieles in Bedingnngen liegen, die selbst noch nicht Gedanken sind, in einer anderen Weise vorstellen, als etwa diejenigen Voraussetzungen, die in bestimmten Axiomen formulirbar sind. Der begriffliche Sprung von der Vorstellung einer geringeren oder größeren, übrigens aber unbeschränkten Anzahl Dichotomien zu dem einheitlichen Grunde aller dieser Möglichkeiten muß vollzogen werden, damit man zu der natürlichen Form des Gesetzes gelange, welches alles eintheilende Denken beherrscht.

Der unendlichen Dichotomie entspricht ein innerer und nicht mit den besonderen Erscheinungen des Denkens zu verwechselnder Grund, und dieser Grund ist das Princip, um welches es sich hier handelt. Wo wir bejahen oder verneinen wollen, werden wir in gewissen Gedankencombinationen eine Hemmung erfahren, in anderen dagegen die Vereinbarkeit der fraglichen Zusammensetzungen erkennen. Ja wir müssen uns noch genauer ausdrücken. Wir werden an gewissen begrifflichen Vereinigungen von vornherein gehindert werden, so daß wir gar nicht dazu gelangen können, das Absurde als verwirklicht vorzustellen. In anderen Synthesen werden wir nicht nur unbehindert bleiben, sondern sogar von vornherein die Möglichkeit der fraglichen Vereinigungen absehen können. Der Inbegriff von Bedingungen, durch welche das Denken bestimmt wird, hier eine Uebereinstimmung und dort eine Ausschließung, in dem einen Falle eine Vereinigung in einem identischen Begriff, in dem anderen Fall eine Trennung als gegeben vorzustellen, — dieser Inbegriff von Bedingungen findet seinen einfachsten Ausdruck in der disjunctiven Form des Identitätsprincips. Man sieht hieraus, daß ein Princip (im Unterschiede von einem besonderen axiomatischen Satze gedacht) nicht eigentlich ein Gedanke, sondern geradezu die einer Gedankenentwickelung zu Grunde liegende Triebkraft ist.

Wenn wir unmittelbar erkennen, was unmöglich sei, so entsprechen der dann fraglichen Unmöglichkeitsvorstellung regelmäßig ein oder mehrere positive Möglichkeitsbegriffe. Die Undenkbarkeit zeigt sich nur in Anknüpfung an gewisse Denkbarkeiten; die Unvereinbarkeit tritt nur hervor, wo neben derselben correspondirende Vereinbarkeiten bestehen. Diese Umstände sind der Grund, warum wir die positive und die negative Function des Identitätsprincips als in inniger Verbindung begriffen betrachten müssen. Nun giebt es keine Form oder logische Function, welche mehr als die Disjunction an die übergreifende positive Einheit erinnerte, durch welche die sich ausschließenden Möglichkeiten (die Glieder der Disjunction) in der einen Hinsicht verbunden und in der anderen getrennt gehalten werden. Der Satz, daß es zwischen einfacher Bejahung und entsprechender einfacher Verneinung

kein Drittes gebe, ist mithin ein Motiv aller Gedankengestaltung und dient sowohl zur Position als auch zur rein negativen Kritik. Nie wäre eine Erkenntniß der Unwahrheit möglich, wenn sie sich nicht gleichsam von dem Grunde der wahren Vorstellungen abhöbe. Die Einsicht in die Nothwendigkeit der Affirmationen und der Negationen entspringt aus einem und demselben Princip, welches selbst weder bestimmte Bejahung noch bestimmte Verneinung, sondern der Grund der Möglichkeit alles Bejahens und Verneinens ist. Insofern dieser Grund im Denken, nicht aber in der außerhalb der Denkformen gelegenen Quelle der Vorstellungen wurzelt, entspricht er dem formalen Princip der Identität. Was möglich und was nicht möglich sei, stellen wir durch ein und dasselbe Vermögen der Unterscheidung und Eintheilung fest. Kein Wunder also, daß die allgemeinste Figur, die allen erschöpfenden Eintheilungen ihr Dasein giebt, alle Negativitäten als durch ein gemeinsames positives Band verknüpft vorstellig macht, und daß die disjunctive Gestalt des Identitätsprincips die beiden anderen Gestalten desselben voraussetzt und einschließt. Wir haben auch in der dichotomischen Disjunction sowohl Einschließung als Ausschließung, nämlich Einschließung durch den höheren Begriff und Ausschließung durch die besonderen Unterscheidungen. Die unendliche Dichotomie macht den einheitlichen Grund alles Denkens in der besonderen Gestaltung desselben zu bestimmten Bejahungen und Verneinungen geltend.

Kehren wir nun, nachdem wir die positive und die negative Function, sowie die disjunctive Form des Identitätsprincips erörtert haben, zu den Erläuterungen desselben aus dem wissenschaftlichen Gebrauch zurück, und betrachten wir aus diesem Gesichtspunkt noch die Feststellung der begrifflichen Identitäten.

4) Feststellungen der begrifflichen Identitäten.

Schon ein gewisses Sprachgefühl verräth uns, daß Identität oder Einerleiheit kein Gegensatz zu Widerspruch sei. Dem Widerspruch steht die Einstimmung entgegen, und wenn auch alle Uebereinstimmung nur durch Vermittelung eines zwei fraglichen Vorstellungen gemeinsamen identischen Begriffs gedacht wird, so ist doch zwischen dem Gedanken der bloßen Identität und zwischen dem Gedanken der wahrheitlichen Einstimmung noch immer ein erheblicher Unterschied. Identität steht in einem natürlichen Gegensatz zu Diversität, und wenn sich auch an jede Verschiedenheit der Begriffe die Vorstellung der Unvereinbarkeit derselben in dem Begriff der Identität knüpft, und es daher ein Widerspruch sein würde, sie als identisch zu denken, so macht diese Beziehung von Verschiedenheit und Widerspruch doch noch keine Deckung dieser Conceptionen aus. Wir sind daher genöthigt, den Begriff des Widerspruchs darein zu setzen, daß das Identische als nichtidentisch und umgekehrt das Nichtidentische als identisch vorgestellt werde. Wenn wir das, was verschieden ist, als einerlei

denken, so confundiren wir die Begriffe und verstoßen auf diese Weise gegen das Princip der Identischsetzung des Identischen. Denn das Verschiedene als verschieden denken, heißt ja eben auch die Identität des Begriffs der Verschiedenheit festhalten.

Alles strenge Denken beruht auf der Festhaltung der Identität der Begriffe, d. h. es wird nur dann scharf gedacht, wenn der Begriff, der in einem früheren Gedankenacte thätig war, in einem späteren als derselbe (als identisch) wiedererkannt wird. Diese Wiedererkennung ist das, was Kant mit der sogenannten „Recognition im Begriff" meinte. Die nächste Frage muß nun hier sein, wie man es anzufangen habe, Identitäten als solche festzustellen. Wenn wir sagen „Identitäten", so meinen wir natürlich auch Diversitäten. Denn letztere als solche erkennen, heißt ja auch, dem Begriff der Verschiedenheit treu bleiben. Man setze daher stets voraus, daß, wo wir jetzt von Feststellung der Identitäten reden werden, die Vorstellung von der Wiedererkennung Desselben als Desselben in einem allgemeinen und indifferenten Sinne gemeint sei.

Ehe wir über die Feststellungsart der Identitäten nähere Rechenschaft ablegen, müssen wir jedoch noch einen Seitenblick auf die Beziehungen werfen, in welchen unsere Aufgabe zu dem Wahrheitsbegriff steht. Die gewöhnliche Bestimmung des Wahrheitsbegriffs, der zufolge Wahrheit die Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande ist, reicht, gehörig verstanden, nicht nur überall aus, sondern ist auch gerade für unseren Zweck ganz besonders brauchbar. Unwahr ist jedenfalls, was sich widerspricht; wahr ist mithin, was übereinstimmt. Nun erkennt man freilich logische Einstimmung und Widerstreit erst im Laufe der Gedankenentwickelung. Das kritische Princip für Wahrheit und Unwahrheit scheint also von vornherein keine Sicherheit zu gewähren und keine Bürgschaften zu bieten, daß Etwas, was bis jetzt noch als Möglichkeit vorgestellt wird, sich nicht späterhin als Unmöglichkeit herausstelle. Der Mangel des Widerspruchs ist noch keine Uebereinstimmung mit dem Gegenstande. Wir müssen gewiß sein, daß im Gegenstande kein Element enthalten sei, welches unsere jeweiligen Vorstellungen umgestalten könnte. Sonst giebt es gar keine abschließende Wahrheit. Wir haben mithin das Gegentheil des Widerspruchs noch näher zu bestimmen, als wir bisher gethan haben. Einstimmung oder Vereinbarkeit kann aus einem ganz allgemeinen Gesichtspunkt statthaben, und gerade in diesem Fall wird die weitere Gedankenentwicklung den Widerspruch hervortreten lassen. Im Eingange der indirecten Beweise setzen wir jede der einander ausschließenden Möglichkeiten als vorläufig denkbar, und aus dem Standpunkt des ganz abstracten Denkens (welches sich dem Wegfall des Denkens überhaupt, d. h. der Gedankenlosigkeit nähert) ist vorläufig Alles möglich. Eine solche allgemeine Denkbarkeit ist nun aber weit entfernt, uns darüber zu belehren, was positiv wahr sei. Freilich wird Alles, was selbst dieser allgemeinen Denkbarkeit und ihren ganz abstracten Formen widerspricht, unwahr sein. Indessen haben wir vor dem Anfange des Gedankens noch gar keine Beschränkung

der Möglichkeiten, und gewinnen das Maß des Möglichen erst stufenweise. Unwahrheit tritt also erst bei irgend einer Bestimmtheit der Gedankengestaltung hervor. Nun fragt es sich, durch welches Mittel wir über bloße Möglichkeiten hinaus und so zu dem Begriff der abgeschlossenen oder unverrückbaren Wahrheit gelangen. Dieses Ziel kann, wie schon oben angedeutet worden ist, offenbar nur auf dem Wege der Erschöpfung der Möglichkeiten erreicht werden. Der Gegenstand, mit welchem unsere Vorstellungen übereinstimmen sollen, ist selbst eine Quelle von Gedanken. Die Uebereinstimmung mit dem Gegenstande bedeutet daher, daß unsere Begriffe gerade das enthalten, was in Beziehung auf die unendliche Bestimmbarkeit unseres Denkens aus dem Gegenstande jemals hervorgehen kann. Der Umstand also, daß vom Standpunkte des Denkens überhaupt oder eines bestimmten Begriffs der Inbegriff aller Möglichkeit in Grenzen eingeschlossen, d. h. durch allgemeine Bestimmungen beherrscht werden kann, ist der Grund der Möglichkeit abschließender und unverrückbarer Wahrheit. Eine unerläßliche Vorbedingung der Wahrheit eines Satzes ist die Vereinbarkeit der in demselben enthaltenen Begriffe; der vollständige Grund der Einsicht in die Wahrheit wird jedoch erst durch das Bewußtsein vermittelt, daß der Gegenstand Nichts enthalte, was in der weiteren Gedankenentwickelung jene Vereinbarkeit aufheben könnte. Die Einsicht in die positive Wahrheit setzt mithin ein Princip voraus, welches uns für irgend eine Art Erschöpfung der Möglichkeiten bürgt. Dieses Princip ist nun der Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Man weiß, daß man, indem man diesen Satz zur Anwendung bringt, mit dem ganzen Inbegriff oder mit dem ganzen Grunde aller Möglichkeiten der Gedankengestaltung operirt; man weiß, daß hierbei der Verstand überhaupt (und dies ist in unserem Fall der Gegenstand, mit dem die besonderen Satzungen übereinzustimmen haben) zu voller Geltung gelangt; man weiß, daß dieser Verstand das Identische ist, auf welches sich die besonderen Bestimmungen zu beziehen haben. Das Widersprechende ist unmöglich; das Vereinbare ist einfach möglich; der Gegensatz des Widerspruchs ist aber erst die Nothwendigkeit. Aus dieser Nebeneinanderstellung ersehen wir, daß der Wahrheitsbegriff nur in einem besonderen Fall (nämlich wenn es sich um begriffliche, mathematische oder empirische Nothwendigkeiten handelt) mit dem äußersten Gegentheil des Widerspruchs zusammenfällt. Zwischen Unmöglichkeit und Nothwendigkeit (mit den Kennzeichen des Widerspruchs und der unendlichen Uebereinstimmung) liegt noch die blos thatsächliche Zusammenstimmung. Gerade aber letztere fällt auch unter den Begriff der Wahrheit. Auch braucht der Mangel der thatsächlichen Uebereinstimmung kein Widerspruch der Gedanken an sich selbst zu sein. Alles kommt mithin auf die Beschaffenheit des vermittelnden Begriffes an, durch welchen die Uebereinstimmung unserer Vorstellungen mit den maßgebenden Gegenständen (den inneren oder äußeren Quellen der Begriffsgestaltung) gedacht wird. Dieser vermittelnde Begriff ist der Leitfaden unserer Entscheidungen. Man frage daher bei jeder Behauptung einer Uebereinstimmung, nach Maßgabe welches Begriffes

dieselbe statthaben solle. Ist es der reine Begriff der Identität zweier Vorstellungen, so kann über den Sinn von Wahrheit und Unwahrheit in diesem Falle kein Zweifel obwalten. Das Identische als identisch denken, wird hier das Kennzeichen der Wahrheit sein.

Wir sagten, daß es auf den vermittelnden Begriff in der Beziehung der Vorstellungen auf einander ankomme. In der That beziehen wir Gedanken stets nur wiederum auf Gedanken, so daß die Gegenstände nur als verschiedene außer dem Denken liegende Gründe der Gedankenhervorbringung gelten können. Der Begriff des Seins überhaupt steht mithin über der Beziehung der Gedankenerscheinungen zu ihrem subjectiven oder objectiven Grunde. Er ist mithin der allgemeinste Begriff, durch welchen die Einheit der Erkenntniß hervorgebracht wird. Das Bewußtsein, d. h. die Gedankenerscheinungen bilden eine besondere Art des Seins, welche nur in dem Begriff eines Grundes dieser Erscheinungen mit dem unbewußten Sein zusammenfällt. Denn der Grund des Denkens ist gar keine Bewußtseinsbestimmung, sondern liegt diesseit alles Bewußtseins. Nur in dem jedes bestimmten Gedankens baaren Begriffs des Seins überhaupt läßt sich das System der Dinge und Vorgänge einheitlich erfassen. Diese einheitliche Erfassung ist aber keine Confusion des Unterschiedes zwischen Denken und Sein. Im Gegentheil wird gerade auf dem Grunde dieser einheitlichen Vorstellung die Diversität entschieden hervortreten.

Die erste Identität, um deren Feststellung oder Abweisung es sich handeln muß, wird nach dem Vorangehenden die des Seins und des Denkens werden. Halten wir daran fest, daß es der vermittelnde Begriff in einem Satze oder überhaupt in der schematischen Form aller Sätze ist, was wir zum Leitfaden unserer Untersuchung zu machen haben. Wenn wir sagen: „Denken ist Sein", so meinen wir die Identität beider Begriffe in einem dritten Begriff, der hier durch die grammatische Copula angedeutet wird. Gleichviel nun aber, ob das logische Band auch durch eine besondere sprachliche Absonderung hervorgehoben werde, oder ob es in einem ungegliederten Ausdruck enthalten sei, es wird stets dem allgemeinen Begriff des Seins überhaupt entsprechen. Dieser Begriff ist nun aber so allgemein, daß er allen Conceptionen gemeinsam ist. Von dem Standpunkte dieses Begriffs ist gar keine Verschiedenheit denkbar; denn die Seiten eines jeden Unterschiedes lassen sich aus dem Gesichtspunkt jenes Begriffes gleichsetzen.

Der Begriff des Seins überhaupt ist stillschweigender Vermittler alles Denkens. Die Idendität dieser unendlich abstracten Conception (die eigentlich keine einzelne Conception, sondern nur eine Form diesseit aller bestimmten Vermittelungsvorstellungen ist) bedarf keiner besonderen Feststellung; denn insofern alles Denken auf einen einheitlichen Mittelpunkt bezogen wird, ist die Identität des alle Gedanken vermittelnden subjectiven Bandes bereits durch die vereinigende Thätigkeit des Denkens selbst gegeben. Wenn überhaupt ein Denken statthaben soll, so müssen in dem Begriff des einheitlichen Seins alle besonderen Denkbestimmungen übereinkommen. Die Identität des

Seins überhaupt in allen besonderen Gedankengestalten steht daher von vornherein fest, d. h. sie braucht nicht erst durch eine besondere Gedankenentwickelung ausgemacht zu werden. Ja sie kann dies nicht einmal, denn sie muß vor dem Anfang aller bestimmteren Gedankenerzeugung bereits feststehen.

Aus den eben angestellten Ueberlegungen folgt, daß im Gedanken des bloßen Seins keine Verschiedenheit angetroffen werden könne. Denn wäre Letzteres der Fall, so würden die Seiten des Unterschiedes in einem höheren Begriff und zwar jedenfalls in dem Begriff des Seins überhaupt vereinigt werden können, und wir würden auf diese Weise zwei Begriffe vom bloßen Sein erhalten. Es giebt mithin kein Mittel, aus dem Begriff des reinen Seins, der sich identisch in allen Gedanken wiederholt, auch nur das Geringste zu entwickeln; aber wohl ist die Festhaltung der Identität dieses Begriffes das Vehikel alles Verstandesgebrauchs.

Wie überhaupt kein Unterschied in dem Begriff des bloßen Seins gedacht wird, so hat auch die Verneinung mit diesem Begriff Nichts zu schaffen. Von einem Nichtsein als dem Gegensatze des Seins kann man erst in Beziehung auf ein bestimmteres Sein reden. In dem Begriff des Seins überhaupt ist noch gar keine Verneinung gedacht. Uebrigens versteht es sich, daß wir hier sein und nicht sein nicht verdinglichen, vielmehr nur als reine Formen gedanklicher Satzungen gelten lassen dürfen.

Gehen wir jetzt von den Identitäten, die aus dem Gesichtspunkt des bloßen Seins folgen, zu solchen Identitäten über, die sich auf bestimmtere Begriffe beziehen. Hier kann eine Feststellung, d. h. ein besonderer Nachweis der Uebereinstimmung nöthig werden. Das Princip der Identität des Ununterscheidbaren ist, so weit es aufrecht erhalten werden kann, Nichts weiter als die Behauptung der Identität des Identischen. Der Nebengedanke, daß die zeitliche und räumliche Vielfachheit die rein begriffliche Identität nicht berühre, geht uns hier nicht an. Ein Begriffsgebilde, welches in seinen einzelnen Bestandtheilen von einem andern Begriffsgebilde gar nicht abweicht, ist mit diesem dasselbe. Dieser Satz behauptet eigentlich nur, daß einerlei sei, was nicht verschieden sei. Man muß daher an die besonderen Thätigkeitsacte des Unterscheidungsvermögens, d. h. an die Vergleichung der einzelnen Bestandtheile der Begriffsgebilde denken, um in jenem Princip etwas mehr zu finden als eine simple Behauptung der Idendität des Identischen. Sehen wir nun aber von dem falschen Nebengedanken, der die ursprüngliche Aufstellung des Princips der Identität des Ununterscheidbaren begleitete, hier gänzlich ab, so können wir dasselbe in der That als Schema zur Feststellung der begrifflichen Identitäten verwerthen.

Sobald die Begriffsgebilde complexerer Natur sind, bedarf es einer geregelten Untersuchung ihrer Bestandtheile und deren Vereinigungsart. Läßt sich nun kein Unterschied auffinden, und ist man außerdem gewiß, daß man alle Möglichkeit des Unterscheidens in dem gerade fraglichen Falle erschöpft habe, so ist die Identität der gege-

denen Conceptionen festgestellt. Doch muß hier gleich angemerkt werden, daß sich die Identitäten zunächst immer nur auf bestimmte Begriffe als solche, nicht aber unmittelbar auf Dinge beziehen können.

Die Erkenntniß der begrifflichen Identitäten tritt besonders deutlich in den directen Beweisen hervor. Ein jeder solcher Beweis geht von der einfachen Vorstellung des gerade fraglichen Satzes aus und schaltet in derselben eine Anzahl Zwischenglieder ein. Die schließliche Vorstellung ist eben jener einfache Begriff, der sich jedoch nun als Ergebniß einer Zusammensetzung vermittelnder Einsichten darstellt. Was in der anfänglichen, wie in der schließlichen Vorstellung identisch sein muß, ist der fragliche Satz selbst; was sich geändert hat, ist nur die Verbindungsart der in jenem Satz auf einander bezogenen Begriffe. Das eine Mal ist der verbindende Begriff eine einfache thatsächliche Vorstellung; das andere Mal ist er der Gedanke einer Reihe einfacher Gewißheiten, die mit einander in nothwendiger Verknüpfung stehen.

Bei Problemen bildet der der Aufgabe oder Fragestellung zu Grunde liegende Begriff den Ausgangspunkt für die erste Kritik der Lösung. Sehr häufig wird man jedoch finden, daß den Fragestellungen selbst keine oder wenigstens nicht gehörig deutliche Begriffe zu Grunde liegen. In solchen Fällen ist die Feststellung der Identität des Begriffs in der Antwort mit dem Begriff in der Frage oder Aufgabe offenbar unthunlich. Man hat dann gar keinen Anhaltspunkt, um über Widerspruch oder Einstimmung zu entscheiden. Man muß alsdann die Kritik gegen die Fragestellung oder Problemfassung selbst richten. Man muß sich einen bestimmten Begriff noch erst schaffen, um an dem Maß desselben den der Antwort oder Lösung zu Grunde liegenden Begriff auf dessen Identität zu prüfen. Wäre auch der zweite Begriff dunkel und unklar gefaßt, so würde man nur mit eigenen Unterschiebungen operiren, abgesehen hiervon aber gar nicht urtheilen sondern nur die Begriffsfassungen selbst verurtheilen können.

Das Bewußtsein der begrifflichen Identitäten ist die Voraussetzung alles strengen Denkens. Von Wahrheit und Unwahrheit kann gar nicht die Rede sein, wo sich nicht ein identischer Begriff durch eine Mehrheit von Vorstellungen hindurchzieht. Der Satz der Identität, demzufolge die Begriffe sich selbst gleich sind, setzt die Möglichkeit eines von vornherein vorhandenen Bewußtseins, oder aber einer Feststellung der Identitäten voraus. Der Gedanke, daß der Verstand als solcher durchgängig derselbe sei, ist eine von vornherein gemachte und unausweichliche Annahme. Es würde auf den Verstand verzichten heißen, wenn man die Identität seiner allgemeinen Constitution in allem Denken leugnen wollte. Diese Identität bedarf daher keiner besonderen Feststellung, sondern ist eine maßgebende Voraussetzung, welche bereits in dem reinen Begriff des Denkens selbst enthalten ist.

Die Feststellung der Identität der empirischen Begriffe ist eigenthümlicher Art, und werden wir dieselbe im vierten Capitel ausführlich erörtern. Hier sei nur bemerkt, daß die Vereinigung verschiedener Gedanken in einem als Ding gedachten Gegenstande stets den Nach-

weis der Existenz eines solchen Dinges voraussetzt, und daß hierbei stets eine gewisse Zeitdauer in Betracht zu ziehen sein wird. Wir werden regelmäßig zu untersuchen haben, in welchen Zeitgrenzen eine empirische Dinglichkeit überhaupt vorhanden ist, und wir werden uns zu hüten haben, aus dem bloßen von vornherein feststehenden Begriff eines Grundes der Vorstellungen ohne Weiteres ein Ding zu machen.

Unsere Andeutungen über die Feststellung der Identitäten wird hoffentlich genügen, einen vorläufigen Einblick in das Wesen des Identitätsprincips zu gewähren. Es bleibt uns nun noch übrig, kurz darauf hinzuweisen, wie die erheblichste Function des Princips in der Hervorbringung der Nothwendigkeit besteht.

5) Vermittelung der Nothwendigkeit.

Das Widersprechende kann nicht sein. Dieser Satz drückt eine Unmöglichkeit aus, und die Unmöglichkeit ist in einem weiterem Sinn Nothwendigkeit. Hat unser Princip eine positive Function, d. h. dient es nicht blos zur negativen Kritik, so muß es nothwendige Satzungen vermitteln.

Es ist des Nachdenkens werth, daß man die Nothwendigkeit in verneinender Form definiren muß. Nothwendig ist, was sich nicht anders verhalten kann. In dieser Formel sind zwei Verneinungen enthalten, deren eine in dem Wörtchen „anders" verborgen ist. Hiernach würde man behaupten dürfen, daß die Nothwendigkeit in hindernden Unmöglichkeiten ihren Grund habe. Ich muß eine Vorstellung gerade auf diese Weise gestalten, weil ich an einer anderen Conceptionsart durch die Natur des Denkens thatsächlich gehindert werde. In der Nothwendigkeit liegt der Begriff des Zwanges oder der Nöthigung, so und nicht anders vorzustellen. Eine Nöthigung, welche diesseit aller besonderen Gedankenerzeugung ihren Grund hat, und welche sich daher auf die Entwickelung möglicher Grundformen des Denkens selbst bezieht, wird von letzter Instanz sein. Nun ist das Princip des ausgeschlossenen Dritten in der That die in letzter Instanz maßgebende Form der weiteren Möglichkeiten des Denkens. Gerade aber von diesem Princip haben wir bereits erwiesen, daß es nicht einseitig verneinender Natur ist. Die disjunctive Form bringt sowohl Einschließung als Ausschließung, sowohl Satzung als Hinderung an gewissen Satzungen mit sich. Wir brauchen diese beiden Bestandtheile, die sich in der logischen Function des Disjungirens finden, nur gehörig zu formuliren, um sogleich einzusehen, daß unser Fundamentalprincip Vermittelungsform der positiven Nothwendigkeiten sei.

Es ist unmöglich, daß von den beiden Gliedern der unendlichen Dichotomie beide wahr seien. Es ist nothwendig, daß von diesen beiden Gliedern das eine wahr sei. Diese Formeln lassen erkennen, wie sich die positive Nothwendigkeit von der Unmöglichkeit unterscheidet. Es ist ein einheitlicher Act, welcher in der Satzung zur Einhaltung

von Schranken nöthigt. Es ist mithin richtig, daß der Begriff der Nothwendigkeit, der übrigens stets auf irgend welche ausdrückliche oder stillschweigende Voraussetzung bezogen werden muß, ein negatives Element enthält. Dennoch wird Niemand, der die Begriffe scharf zu unterscheiden gelernt hat, den Unterschied zwischen Unmöglichkeit und positiver Nothwendigkeit verkennen. So ist es denn keine Ueberflüssigkeit, daß wir auf das Princip der Identität auch als auf den Vermittler der Einsichten in die positiven Nothwendigkeiten hingewiesen haben.

Unsere weiteren Betrachtungen werden lehren, welche erhebliche Rolle unser Princip in den Anwendungen spielt.

Drittes Capitel.

Voraussetzungen der Anwendbarkeit.

Die Anwendung in der Gedankenbewegung verschiedener Wissenschaften sollte uns über den Sinn unseres Princips belehren. In der That haben wir erkannt, daß kein rein logisches und rein mathematisches Raisonnement ohne Dazwischenkunft des Identitätsprincips von Statten geht. Die Wiedererkennung des allgemeinen Begriffs in der besondern Gestaltung desselben ist der Hauptfactor aller Gedankenverbindung. Wenn ich behaupte, daß die Summe zweier Zahlen eine gewisse dritte Zahl sei, so liegt hierin die Setzung einer Identität und zwar von zwei nicht in jeder Beziehung gleichen Begriffsgebilden. Der Begriff der Summe ist einfach der der Vereinigung von Einheiten oder Größen. In unserm Falle sind uns die Einheiten in zwei Abtheilungen oder Gruppen gegeben, und es kommt darauf an, von dieser Sonderung abzusehen, und eine einzige Anzahl als Anzeiger der vorhandenen Menge vorzustellen. Was denke ich nun eigentlich, wenn ich die Vorstellung hege, daß Fünf und Sieben zusammengenommen Zwölf ausmachen? Die Beantwortung dieser anscheinend simplen Frage ist von großer Erheblichkeit für die Bedeutung unseres Princips. Kant behauptete, daß jene Gleichsetzung kein Urtheil aus dem Begriff und keine Folge des Identitätsprincips sei.

Allerdings läßt sich aus dem Begriff der Summirung Nichts entwickeln. Vereinigung von Einheiten zu der Gesammtvorstellung einer Vielheit derselben ist eine Thätigkeit, deren Begriff an sich selbst eben weiter Nichts enthält als die Vorstellung dieser Thätigkeit. In rein begrifflichem Sinne habe ich mithin summirt, sobald ich nur in einer wenn auch noch so allgemeinen Weise die Zusammenfassung gesonderter Vielheiten zu der Gesammtvorstellung einer einzigen Zahl vollzogen habe. Schon der bloße Gedanke, daß die gegebenen Gruppen von Einheiten eine Gesammtheit von Einheiten ausmachen, ist begriffliche Summation. Ich bin mir in der Vollziehung einer solchen Vorstellung bewußt, daß ich

dem Begriff einer Summa von Einheiten treu bleibe, d. h. ihn ungeändert festhalte, obwohl ich von den Unterschieden der gegebenen Gruppirungen abstrahire. Das Urtheil der Identität oder Gleichheit bezieht sich mithin auf den vermittelnden Begriff der Summe, und es ist nun doch das Princip der Identität, was im Spiele war. Der Inbegriff dieser Einheiten ist eben dieser Inbegriff und keine andere Zahl. Die Gleichung der anfänglichen und der späteren Vorstellung der gegebenen Einheiten bezieht sich auf einen allgemeinen Begriff des Summirens, der von den besonderen oder gemachten Sonderungen und Zusammenfassungsarten unabhängig ist. Dagegen betrifft die Verschiedenheit auf beiden Seiten der Gleichung nur die Art der Zusammenfassung. Es ist daher nicht zu billigen, wenn Kant das Zählungssystem und, wie es scheint, auch das Bezeichnungssystem der Zahlen in die rein begriffliche Frage mischt. Ob wir ein künstliches Mittel besitzen, Einheiten zusammen zu fassen und uns die Anzahl derselben nach Maaßgabe einer einfachen Regel zu merken; ja ob wir überhaupt zählen können, ist ein ganz gleichgültiger Umstand, sobald es sich um weiter Nichts als den Gedanken handelt, daß zwei gegebene Gruppen von Einheiten eine einzige bestimmte Vielheit ausmachen, in welcher gerade noch dieselben Einheiten enthalten sind.

Wenn ich zwei gleichartige Größen vereinigt vorstelle, so ist mein Gedanke, daß die Menge des Gleichartigen in der zweiten Vorstellungsart unverändert geblieben sei. Der vermittelnde Begriff ist hier die Identität der Größe d. h. die Größengleichheit. Meine anfängliche Vorstellung ist mithin geblieben und nur von gewissen besonderen Bestandtheilen (nämlich der Trennung in Theilvorstellungen) befreit worden. Die Identität des ursprünglichen und des späteren Begriffs aus dem Gesichtspunkt einer allgemeinen Vorstellung zeigt sich also wiederum als das vermittelnde Band des fraglichen Gedankens.

Man denke sich fünf Punkte, hierauf das Summationszeichen, dann sieben Punkte, nun das Gleichheitszeichen und schließlich zwölf Punkte. Diese Darstellung wird dem wesentlichen Gehalt unseres reinen Gedankens besser entsprechen als die Vermischung mit irgend einer Zahlen- und Zählungssymbolik. Offenbar stimmt das Additionszeichen mit der Bedeutung der zwischen den Punkten befindlichen Zwischenräume in der allgemeinen Vorstellung der Hinzufügung von Einheiten zusammen, und wir können daher in dieser Gleichsetzung nur ein Urtheil erblicken, welches von der besonderen Gruppirung abstrahirt und die Menge der gegebenen Einheiten in einer gleichförmigen ununterbrochenen Vorstellung d. h. als eine gewisse Vielheit ohne nähere Bestimmung dieses Begriffs denkt. Das Bewußtsein, daß sich ein identischer Begriff durch die Verschiedenheiten der beiden Vorstellungen hindurchziehe, ist der eigentliche Gehalt des fraglichen Urtheils.

Besonders deutlich tritt der Gebrauch des Identitätsprincips hervor, wenn man an die Stelle des richtigen einen falschen Satz bringt. Gesetzt man hätte sich bei der Uebersicht der fraglichen sieben und fünf Einheiten geirrt und zehn als Summe angegeben. Ein Anderer, der besser aufgemerkt, würde uns nun mit der Berufung, daß zehn nicht zwölf

sei, aufwarten dürfen. Diese Berufung würde aber im Grunde nichts als eine Verweisung auf den Satz des Widerspruchs sein. Denn die Uhrschläge, um die es sich etwa gehandelt haben mag, können eben nur eine bestimmte und außerdem nicht noch eine andere Anzahl ausgemacht haben. Insofern also unser Urtheil objective Bedeutung haben soll, muß es dem Satze der Identität jedenfalls unterworfen sein. Aber auch wenn es sich nur um die bloße Form des Vorstellens handelt, muß die ursprüngliche Vorstellung als gegebener Gegenstand angesehen und auf diesen das Urtheil bezogen werden. Es ist daher auch in diesem Falle ein Verstoß gegen die identische Festhaltung des Begriffs, und mithin die Verweisung auf das Identitätsprincip möglich. Gesetzt ich will verschiedene Gruppen von Punkten, für deren jede die Anzahl feststeht, in einer anderen Form oder Gruppirung zusammenfassen, und versehe mich nun, indem ich gewisse Punkte gar nicht oder doppelt verwende, so wird meine Vorstellung von der Identität der Anzahl in beiden Anordnungen falsch sein können, und ich werde an dem festgehaltenen Ausgangsbegriff ein Maaß der Wahrheit oder Unwahrheit meiner Vorstellung haben.

Es muß zugegeben werden, daß die zusammenfassende Thätigkeit etwas Anderes ist als die Vorstellung der Einerleiheit oder Verschiedenheit des Inhalts der Zusammenfassung. Das Identitätsprincip erfordert mithin in dem erörterten Falle die Voraussetzung einer besonderen Art des Denkens. Um Einerleiheit oder Verschiedenheit von Vielheitsvorstellungen überhaupt zu denken, muß man voraussetzen, daß die Zählung dasselbe Ergebniß liefern werde. Die Feststellung der Identität geschieht daher durch Vergleichung in einem einheitlichen Acte des Zusammenfassens. In dieser Hinsicht hat daher Kant ganz Recht, wenn er zwischen analytischen und synthetischen Einsichten unterschieden wissen will. Die einen bedürfen keiner Zusammensetzung von Theilvorstellungen; die anderen können nur gewonnen werden, indem außereinander liegende Mannichfaltigkeiten unter die zusammenfassende Einheit eines allgemeinen Begriffs gebracht werden. Die synthetischen Einsichten erfordern eine Bewegung des Gedankens innerhalb der fraglichen allgemeinen Conception; die rein analytischen machen nur das geltend, was bereits in einen Begriff gelegt worden ist. Wenn ich weiter nichts vorstelle, als daß in einem Begriffsgebilde ein gewisses Element enthalten sei, so ändere ich meinen ursprünglichen Gedanken nur in dem einzigen Umstande, daß ich meine Aufmerksamkeit gerade auf jenes bestimmte Begriffselement richte, d. h. mir bewußt werde, daß auch dieses Element unter den übrigen vorkomme. Eine solche Ueberlegung nennt Kant ein analytisches Urtheil, befindet sich aber zugleich in dem Glauben, die gemeine Logik habe es gerade in diesem Sinne mit analytischen Urtheilen zu thun.

Es würde ein Verstoß gegen das Identitätsprincip sein, wenn ich den Inhalt eines Begriffs das eine Mal so und das andere Mal anders vorstellen und dabei doch die identische Festhaltung desselben behaupten wollte. Nun ist aber ein großer Unterschied zwischen der Ueberlegung, daß ein Begriff einen gewissen Bestandtheil enthalte, und

zwischen dem bekannten logischen Urtheil, durch welches jener Bestandtheil als allgemeine Eigenschaft der sämmtlichen unter jenen Begriff fallenden Vorstellungen ausgesagt wird. Jene erstere Ueberlegung knüpft sich an das Bewußtsein der Identität der in dem fraglichen Begriffsgebilde gegebenen Verbindung von Bestandtheilen, während die Form der allgemeinen Aussage gar nicht ohne Weiteres begreiflich ist, vielmehr mannichfaltige Vorstellungen, wie z. B. die der Begriffssphäre voraussetzt. Die nächste Frage, die vor allen logischen Behauptungen entschieden sein muß, bezieht sich auf die Bedingungen, durch welche es möglich wird, daß ein Begriff eine Sphäre habe, d. h. sich in einer Vielheit bestimmterer Begriffe verwirkliche. Geht man dieser Frage nach, so findet sich, daß die gemeine Logik höchst erhebliche Voraussetzungen macht, die nach Kants Begriffen synthetischen Charakters sind.

Aller dieser Ausstellungen ungeachtet bleibt die Kantische Unterscheidung der analytischen und der synthetischen Erkenntniß classisch. Sobald man Nichts weiter thut, als die in einem Begriffsgebilde bereits gesetzten Bestandtheile als solche geltend machen, vermehrt man nicht die Größe der Einsicht, sondern richtet nur die Aufmerksamkeit auf den Gehalt der vorhandenen Gedanken. Eine eigentliche Vermehrung der Erkenntniß geschieht dagegen durch Bildung neuer Begriffe oder durch den Uebergang zu anderen Vorstellungen. Bei diesem Uebergang muß nun aber ein vereinigendes Band der früheren und der späteren Vorstellungen zur Wirksamkeit gelangen. Es muß eine Kraft geben, welche die Einigung der außer einander liegenden Theilvorstellungen bewirkt. Dieser Grund der einheitlichen Zusammenfassung wird es nun sein, was das synthetische Denken vermittelt und charakterisirt. Eine klare Vorstellung von der Vermittelung durch Synthesis hat man nur dann, wenn man an die Vereinzelung der Vorstellungsacte in der Zeitfolge und an die schließliche Vereinigung derselben durch einen übergreifenden oder vielmehr zurückgreifenden Begriff denkt. Diesen Gedanken nun vorausgesetzt, läßt sich begreifen, wie das Identitätsprincip auf die Identität des Inhalts der Zusammenfassung Bezug nehmen und daher die gerade fragliche Synthesis zur Voraussetzung seiner Anwendbarkeit haben müsse. Es ist mithin unbestreitbar, daß das Identitätsprincip ein Kriterium auch der mathematischen Wahrheit und Unwahrheit sei; aber es muß zugegeben werden, daß die bloße Gleichsetzung von Begriffen, die keine sinnlichen Bestimmungen enthalten, eine abstractere Gattung des Denkens ausmacht, als das formal sinnlich bestimmte Vorstellen ist. In dieser ganz abstracten Gattung ist jedoch eine Gedankenbewegung nicht möglich. Der unanschauliche Begriff (z. B. Einerleiheit, Grund) bleibt sich selbst gleich, ohne daß es durch ihn, von Vermittelungen der formal sinnlichen Aenderung der Vorstellungen abgesehen, zu irgend welcher Erkenntniß käme.

Wenn Jemand Begriffe wie Einerleiheit und Ursache mit einander verwechseln wollte, so würde man ihn auf das Princip der Identiät verweisen. Nun ist klar, daß die eben angedeutete Function des Satzes der Identität des Identischen weit einfacherer und allgemeinerer Natur

ist, als diejenige, welche noch der Vermittelung durch eine Zusammenfassung oder überhaupt des anschaulichen Vorstellens bedarf.

Der Nachweis, daß unser Princip bestimmte Voraussetzungen der Anwendbarkeit im anschaulichen Denken haben müsse, führt sich leicht, wenn man den Satz vom ausgeschlossenen Dritten statt in seiner rein schematischen Form in irgend einer besonderen Gestaltung erwägt. Es giebt kein Drittes zwischen Bewegungserscheinung und Ruhe. Dieser Satz bezieht sich auf die Erschöpfung der Möglichkeiten oder Arten, auf welche ein räumlicher Punkt sich im Laufe der Zeit verhalten kann. In Beziehung auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt giebt es weder Bewegungserscheinung noch Ruhe, d. h. beharrliche Gegenwart an demselben Orte, sondern es kann nur von einer diesem Zeitpunkt correspondirenden Lage die Rede sein. Hier könnte es nun scheinen, als wäre wirklich ein Drittes zwischen Bewegungserscheinung und Ruhe gegeben. Denn der Begriff der Lage ist neutral und gegen die Zeitdauer indifferent. Ein Punkt hat in Beziehung auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt eine Lage, mag er nun in Ortsveränderung begriffen sein oder nicht. Das Princip vom ausgeschlossenen Dritten scheint also hier eine Art Ausnahme zu erleiden. Doch untersuchen wir näher. Sowohl die Erschöpfung der Möglichkeiten als deren gegenseitige Ausschließung findet vom Standpunkt eines bestimmten scharf begrenzten Begriffes statt. Es handelt sich darum, zu erkennen, was unter Voraussetzung des Verlaufs der Zeit nothwendig und unmöglich sei. Nothwendig ist nun in Beziehung auf den Verlauf der Zeit, daß während dieses Verlaufs Veränderung oder Beibehaltung des räumlichen Ortes statthabe. Der neutrale Begriff der einem ausdehnungslosen Zeitpunkt entsprechenden Lage verwandelt sich durch die Voraussetzung einer wenn auch noch so geringen Dauer in die Begriffe der beharrlichen Gegenwart an demselben Orte und der stetigen, d. h. dem Zeitverlauf correspondirenden Ortsveränderung. Nun läßt sich die Zeit nicht wegdenken. Die Voraussetzung des Zeitablaufs ist mithin nothwendig. Hieraus folgt für die ganze Möglichkeit des Seins in Raum und Zeit, daß Bewegungserscheinung und Ruheerscheinung einander ausschließende Vorstellungen sind, und daß stets Eines von Beiden, entweder beharrliche Gegenwart an demselben Orte oder stetige Veränderung des Ortes vorausgesetzt werden muß, ein Drittes aber nicht denkbar ist.

Der Begriff der Lage ist nur möglich in Abstraction von dem Zeitablauf und in ausschließlicher Beziehung auf den Raum. Diese Abstraction von der Zeitdauer ist aber nur durch die Beziehung auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt auszuführen. In Beziehung auf einen dauerlosen Augenblick d. h. auf eine reine Grenze in der Zeit haben alle Gegenstände im Raume eine einzige bestimmte Lage gegen einander, und es würde ein Verstoß gegen den Satz der Identität sein, wenn man diese Einzigkeit leugnete. Dagegen kann in Beziehung auf ein Zeittheilchen, so klein dasselbe auch angenommen werden mag, stets nur von beharrlicher Ruhe oder von Bewegungserscheinung geredet werden. Selbst der Einwand, daß sich beide Zustände innerhalb eines gewissen Zeittheilchens gemischt finden können, ist nicht stichhaltig; denn

man kann die Dauer immer klein genug wählen, um innerhalb derselben keinen Wechsel von Ruhe und Bewegung zuzulassen. Die Behauptung aber, daß dasselbe Zeittheilchen in seiner ganzen Ausdehnung sowohl durch die Ruhe als durch die Bewegungserscheinung des fraglichen Punktes erfüllt sein könne, würde eben das Princip des ausgeschlossenen Dritten verleugnen. Bewegungserscheinung ist Bewegungserscheinung, und beharrliche Ruhe ist beharrliche Ruhe. Eine solche Formel würde man demjenigen vorhalten müssen, der auf das reine und strenge Denken leichtfertig verzichten und die Begriffsverschiedenheiten im Nebel falscher Unendlichkeitsvorstellungen zu confundiren geneigt sein sollte.

Ein Punkt d. h. überhaupt ein Gegenstand im Raume kann nur eine einzige Bewegung haben. Diese Behauptung wird besonders erheblich, wenn es sich in der mechanischen Erwägung der molecularen Vorgänge um eine Combination der mannichfaltigen bewegenden Kräfte handelt, die auf dasselbe Theilchen einwirken. Man denke an die Schall- und Aetherwellen und an die bisherige Unmöglichkeit, zu erklären, wie es zugehe, daß die einheitliche und einzige Combinationsbewegung, welche die Stofftheilchen im Acte der Einwirkung auf unsere Sinne haben, zu einer Vorstellung von den combinirten Elementarantrieben führe. In der That läßt sich diese Schwierigkeit nur durch die Annahme lösen, daß nicht die Bewegungserscheinung sondern deren erzeugende Kräfte den unmittelbaren Gegenstand der Wahrnehmung bilden. Denn in der Erscheinung als solcher kann die erforderliche Mannichfaltigkeit nicht gegeben werden. Die Vorstellung der Bewegungserscheinung kann in Beziehung auf einen bestimmten Gegenstand nur eine einzige und in demselben Acte nicht auch noch eine andere sein. Man sieht aus diesem Beispiel, daß das Princip der Identität nicht so ganz leer und unnütz ist, als man es sich bisweilen vorstellt. Man sieht aber auch, daß dieses Fundamentalprincip alles Verstandesgebrauchs in den nothwendigen Formen des Vorstellens die Voraussetzungen seiner bestimmteren Anwendung suchen muß.

Indessen würde man sich täuschen, wenn mnn glaubte, daß erst mit der Beachtung der räumlichen und zeitlichen Bestimmtheit der Gedanken die Anwendbarkeit unseres Princips statthabe. Die Verfolgung unseres Beispiels von der Bewegung und Rnhe kann uns über jenen Punkt vollständig aufklären. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit anstatt wie bisher auf die Bewegungserscheinung jetzt auf die bewegende Kraft, und fragen wir uns, ob eine Vereinigung von Ursachen oder Gründen, die denselben Punkt in verschiedenen Richtungen zu bewegen zugleich bestrebt sind, denkbar sei oder nicht. Wir befinden uns mit dieser Frage in einem abstracteren Gebiete als vorher, da wir die Unvereinbarkeit mehrerer Bewegungserscheinungen an demselben Träger der Bewegung und zu derselben Zeit behaupteten. Die bewegenden Kräfte setzen sich zusammen, ehe sie die resultirende Bewegungserscheinung hervorbringen. Die Synthesis der Ursachen, in Beziehung auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt gedacht, setzt die Vereinbarkeit in dem einheitlichen Beziehungsgegenstande derselben voraus. Es ist kein Widerspruch,

daß dasselbe Theilchen in zehn verschiedenen Richtungen von zehn verschiedenen bewegenden Kräften ergriffen gedacht wird. Es ist aber ein Widerspruch sich zu denken, daß in der erscheinenden Bewegung mehrere Wege zugleich eingeschlagen worden seien. Sehen wir nun weiter zu, ob nun nicht auch in dem ganz abstracten Gebiet des unanschaulichen Denkens eine Anwendung des Identitätsprincips und besonders seiner ein Drittes ausschließenden Function einen guten Sinn haben könne.

Eine Kraft, welche in der einen Richtung wirksam ist, schließt eine zweite Kraft nicht aus, die denselben Gegenstand in einer anderen Richtung zu bewegen sucht. Die beiden Kräfte thun jede ihre Wirkung, so daß, was sich eigentlich combinirt findet, das erscheinende Bewegungsresultat ist. Wollte man nun aber anstatt von der Vereinbarkeit verschiedener richtender Kräfte von der Identität dieser Begriffe verschiedener Affectionen reden, und etwa annehmen, daß ein Körper in Beziehung auf denselben ausdehnungslosen Zeitpunkt in Bewegung begriffen und auch nicht begriffen, oder mit anderen Worten, von einer bewegenden Kraft afficirt und auch nicht afficirt sein könne, so würde man gegen die identische Festhaltung der Begriffe verstoßen, d. h. eine Absurdität concipiren.

Man vergleiche einen Gegenstand, der als in beharrlicher Ruhe begriffen gedacht wird, mit einem anderen gleichen Gegenstand, der innerhalb derselben Zeit seinen Ort stetig ändert. Man beziehe diese Vergleichung der Zustände der beiden Körper auf einen innerhalb der fraglichen Zeitdauer belegenen ausdehnungslosen Zeitpunkt. Man wird nun einräumen müssen, daß obwohl von der Erscheinungsform gänzlich abgesehen und rücksichtlich Raum und Zeit nur noch der Begriff der Lage in Betracht kommen kann, dennoch der eine Zustand von dem anderen unterschieden werden, d. h. die Identität der Begriffe dieser Zustände geleugnet werden müsse. Insofern ein Körper von einer bewegenden Kraft ergriffen ist, kann er nicht auch frei von derselben sein. Entweder unterliegt er der Einwirkung von Kräften, oder er wird als außer der Wirksamkeit dieser Kräfte befindlich gedacht; ein Drittes ist undenkbar. Ich kann, indem ich den Gedanken der Bewegtheit hege, nicht auch zugleich den der Unbewegtheit zulassen. Man mache also immerhin geltend, daß sich die Körper in Beziehung auf den ausdehnungslosen Zeitpunkt in den beiden fraglichen Zuständen gleich verhalten. Dieser Einwand betrifft nur den negativen Umstand, daß der Mangel der im Verlauf der Zeit hervortretenden Erscheinung, eben weil er Abwesenheit des Erscheinens ist, offenbar keine Differenzirung nach Maaßgabe der Erscheinungsmöglichkeiten aufweisen kann. Dagegen muß der Grund, welcher der Erscheinung im rein begrifflichen Sinne vorangeht, als in beiden Fällen verschieden gedacht werden. Man kann daher in Beziehung auf die unanschauliche Kraft behaupten, daß ein Ding entweder bewegt oder unbewegt sein müsse. Selbst wenn Bewegungserscheinung und beharrliche Ruhe als Bestimmungen angesehen werden, die gar nicht den Dingen an sich selbst angehören, bleibt es doch unerlaubt, zwischen Bewegtheit und Unbewegtheit ein Drittes anzunehmen. Das Identitätsprincip macht also seine hemmende Kraft

auch in der ganz abstracten Sphäre der unanschaulichen Begriffe geltend. Ruhe wird daher in Bewegung und Bewegung in Ruhe nur durch einen begrifflichen Sprung übergehen. Man wird einen ausdehnungslosen Zeitpunkt angeben können, bezüglich dessen sich behaupten läßt, die bewegende Kraft, die vorher wirksam war, afficire den Gegenstand nicht mehr, und es sei eine andere Ursache an deren Stelle getreten. Von der quantitativ stetigen Vermittelung der begrifflichen Sprünge haben wir hier nichts zu reden, wo es sich ja nur um die Erläuterung des Identitätsprincips handelt.

Fassen wir das Ergebniß der bisherigen Untersuchungen dieses Capitels zusammen. Das Identitätsprincip kann einerseits ohne besondere Voraussetzungen zur Anwendung kommen und bezieht sich in diesem Falle ausschließlich auf die identische Festhaltung der abstracten unanschaulichen Begriffe. Andererseits hat es dagegen Etwas, was ich mathematische Urtheilskraft nennen möchte und was sich auf die Bestimmung der formalen Möglichkeit des Verhaltens in Raum und Zeit bezieht, zur unentbehrlichen Vorbedingung der weiteren Anwendbarkeit. Insofern nun selbst die abstractesten Begriffe, die gleichsam über der Zeit und dem Raume stehen, dennoch nur in Beziehung auf räumliche und zeitliche Bestimmtheiten ins Spiel gesetzt werden können, übrigens aber, wie Kant mit Recht behauptet hat, „von gar keinem Gebrauch sind", — ist auch das Identitätsprincip an diese Voraussetzung alles Verstandesgebrauchs gebunden. Uebrigens ist es merkwürdig, daß sich abgesehen von der zeitlichen Bestimmtheit gerade die vollendetere Form unseres Princips, nämlich der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, am wenigsten ausprägt. Wenn wir in Beziehung auf die erzeugenden Gründe der Bewegung also in Rücksicht auf den Begriff der Kraft, von der Unmöglichkeit eines dritten Falles zwischen Bewegtheit und Unbewegtheit desselben Objects reden, so können wir nur meinen, daß in derjenigen Hinsicht, in welcher wir die Bewegtheit vorstellen, nicht auch Unbewegtheit statthabe. Wir thun hier in der That weiter Nichts, als daß wir uns hüten, in ein und derselben Hinsicht (oder wenn man will in einem und demselben Begriff) zu bejahen und zu verneinen. Die Unmöglichkeit bezieht sich hier in der That nur auf die Verneinung dessen, was wir uns doch bewußt sind zu setzen. Das Schema, (B ist entweder A oder Nicht-A) kommt hier ganz rein zur Anwendung, während rücksichtlich des durch eine Zeitdauer vermittelten Gegensatzes von Ruhe und Bewegung in der That bereits zwei positive Glieder vorhanden sind. Die Form der Negation und reinen Contradiction ist in dem bestimmteren Gegensatze verschwunden oder hat sich wenigstens in den Begriff der Ortsveränderung verwebt. Ueberall nun, wo wir nicht mehr blos die rein schematische Form des unendlichen Gegensatzes (A und Nicht-A) in Betracht ziehen, fußen wir bereits auf besonderen bestimmten Voraussetzungen der Anwendbarkeit des Identitätsprincips.

Der eben ausgesprochene Satz, daß sobald man das bloße Schema und dessen ganz abstracten Gehalt verläßt, um zu eigentlichen Anwendungen überzugehen, auch zugleich besondere und zwar zunächst formal

sinnliche Voraussetzungen erheblich werden, ist für die reine Mathematik (die reine Bewegungslehre natürlich eingeschlossen) gar nicht befremdlich. Seit Kants Aufstellungen über die metaphysische Bedeutung der mathematischen Satzungen ist wenigstens Gelegenheit geboten worden, die Rolle der sensualen oder ästhetischen Voraussetzungen des Denkens gründlicher kennen zu lernen. Dagegen wird unsere Behauptung, daß auch die bestimmteren Satzungen der gemeinen Logik ähnliche Voraussetzungen wie die mathematischen Einsichten erfordern und keineswegs aus dem rein schematischen Gehalt des Identitätsprincips hervorgehen, einigermaaßen überraschen.

Ein ausführlicher Nachweis der Richtigkeit unserer eben formulirten Behauptung gehört in die Theorie der logischen Functionen. An dieser Stelle beschränken wir uns darauf, die erheblichen Gründe kurz auszusprechen, und überlassen nähere Prüfung und Bewahrheitung dem Leser.

Eigentliche Sätze oder Einsichten bietet die gemeine Logik in der Urtheilslehre und in der Syllogistik. Besonders sind es die Umkehrungen, auf denen das Gebäude der syllogistischen Umgestaltungen ruht. Nun wird in Beziehung auf Umkehrbarkeit nirgend eine Behauptung gemacht, falls nicht quantitativ bestimmte Urtheile vorliegen. Allgemeinheit und Particularität sind Begriffe, ohne deren Voraussetzung kein bestimmter logischer Satz (der über das bloße Schema des Identitätsprincips hinausgeht) angetroffen wird. Die Conception der Begriffssphäre und deren irgend wie anschauliche Construction ist unvermeidlich. Wer an Stelle des Umfangs die Conception des Inhalts der Begriffe setzen wollte, würde bald merken, daß er auch in diesem Fall ohne formal sinnliche Vorstellungen nicht auskommen könne, und daß er übrigens auch nicht einmal so die unmittelbare Vorstellung der Umfangsbeziehungen wegschaffe. Auch das Verständniß des ersten (und allein erheblichen und charakteristischen) Schema des Syllogismus ist nicht möglich, wofern nicht der wesentlich quantitative Begriff des Umfangs schematisch construirt wird. Ueberall ist es mithin die in dem Begriff der Allgemeinheit enthaltene synthetische Größenvorstellung, was die Hervorbingung eigentlicher Sätze (im Unterschiede von bloßen Classificationen und schematischen Formen zu möglichen Einsichten) thunlich macht. So ist z. B. der wichtige Satz, daß sich von einer gegebenen Wirkung nicht auf eine bestimmte Ursache aus der bloßen Kenntniß, daß diese bestimmte Ursache jene Wirkung mit sich bringe, schließen lasse, ganz und gar auf die Betrachtung der quantitativen Verhältnisse im hypothetischen Urtheil gegründet. „Allemal wenn .... dann“; „bisweilen wenn ...... dann“. Diese beiden Schemata entsprechen dem directen und dem umgekehrten hypothetischen Urtheil. Im ersteren ist die Vorstellung des Uebergangs von der Ursache zur Wirkung gegeben, im letzteren ist der Uebergang von der als Wirkung betrachteten Thatsache zur Voraussetzung einer möglichen Ursache aus dem, was vorher gegeben ist, gefolgert. Genauer betrachtet ist aber Nichts geschehen, als was in der Umkehrung eines jeden anderen allgemeinen Urtheils geschieht. Es ist nämlich die Unmöglichkeit erkannt worden, etwas Bestimmteres, als eine particuläre Behauptung ist, her-

vorzubringen. In dieser liegt aber immer eine Unbestimmtheit, da sie ja eine an sich vorhandene Allgemeinheit nicht ausschließt. Man kann eben vom Standpunkt der reinen Logik nicht wissen, ob nicht die gegebene Wirkung stets die fragliche Ursache zur Voraussetzung habe. Man kann rein logisch nur behaupten, daß aus dem gegebenen allgemeinen Satz der Bindung dieser Wirkung an diese Ursache nicht auch die Bindung dieser Ursache an diese Wirkung folge.

Wir haben das Beispiel des Schlusses auf eine bestimmte Ursache nicht ohne Absicht gewählt. Das hypothetische Urtheil hat in der gemeinen Logik eine etwas schiefe Ausnahmsstellung, und es kam uns darauf an, gerade auch für diesen Fall festzustellen, daß quantitative Bestimmungen die Voraussetzung der Möglichkeit der Umkehrungen bilden. Wir können nun behaupten, daß, wenn man die eben erwähnte Voraussetzung einer Construction des Begriffs der Allgemeinheit (denn nur auf diese Weise kann eine quantitative Vorstellung vollzogen werden) in Wegfall bringt, die bestimmteren Satzungen der gemeinen Logik verschwinden, und daß Nichts als das Schema des Identitätsprincips sowie ein Inbegriff von Classificationen übrig bleibt. Man überzeuge sich durch den Versuch, ob man etwa eine Einsicht in die einfache Umkehrbarkeit des allgemein verneinenden Urtheils (kein A ist B) anders als durch irgend welche schematische Construction des hiebei unumgänglichen Größenbegriffs gewinnen könne. Man prüfe etwa in dieser Hinsicht den Aristotelischen Nachweis der erwähnten Umkehrbarkeit, und man wird finden, daß eine construirende Vorstellung der Allgemeinheit unumgänglich ist.

Die Nothwendigkeit anschaulicher Schemata für die Hervorbringung einer Ueberzeugung, daß die Umkehrung eines Urtheils in dieser oder jener Art möglich oder nicht möglich sei, verräth sich in dem thatsächlichen Verfahren der Logiker. Letztere beweisen nämlich in der Regel an Beispielen oder stillschweigend vorausgesetzten Schematen, ausnahmsweise aber auch durch einen mit Bewußtsein und Absicht geltend gemachten Schematismus, den sie allerdings für mehr oder minder willkürlich halten. Nun sind in den Beispielen die erforderlichen schematischen Züge enthalten. Das Beispiel giebt mehr als das sich gerade auf das Wesentliche beschränkende Schema; aber diese überflüssige Zugabe hindert die stillschweigende Abstraction keineswegs und läßt auf diese Weise einen strengen Nachweis zu. Nur bleibt das Bewußtsein insofern ein wenig dunkel, als nicht erkannt wird, wie gerade weder mehr noch minder als die schematische Vorstellung zu dem Erweis der fraglichen Sätze dienen kann. Der Umstand, daß man verschiedene Schemata (Punkte, Kreise) gebrauchen kann, zeugt nur von der Zufälligkeit der besonderen Einkleidung, aber nicht von der Entbehrlichkeit solcher Vorstellungen überhaupt.

Die reine Logik beruht in ihren auf die Quantitätsvorstellung gegründeten Einsichten (und andere giebt es nicht) auf derselben Art von Erkenntniß wie die mathematische Analysis. Der ganz abstracte Gehalt des Identitätsprincips mag immerhin Einsicht heißen; er ist jedenfalls von einer anderen Gattung als die Gesammtheit der an die

Quantitätsvorstellung anknüpfenden Feststellungen. Hiernach wird die reine Logik in zwei Bestandtheile zu zerfällen sein. Der eine wird die Behauptungen und Conceptionen umfassen, die mit der reinen Form des Identitätsprincips zusammenhängen. Urtheil und Syllogismus werden aus diesem Gesichtspunkt eine abstractere Gestalt annehmen, nämlich diejenige, die sie abgesehen von der quantitativen Bestimmtheit haben können. Der andere Bestandtheil wird die Folgerungen aus den verschiedenen quantitativen Voraussetzungen betreffen; erst in ihm wird der Begriff der Allgemeinheit eine erhebliche Rolle spielen. Nun darf man sich allerdings beide Elemente nicht etwa als in gleichgültiger Weise nebeneinander bestehend vorstellen. Vielmehr findet das Identitätsprincip seine fruchtbare Anwendung erst mit dem Eintritt der quantitativen Voraussetzungen, durch welche ja die weitere Mannichfaltigkeit der logischen Satzungen erst möglich gemacht wird.

Wir können die besonderen Gestalten, in denen sich das Identitätsprincip innerhalb der Logik geltend macht, hier noch nicht bezeichnen. Wir müssen das Gebiet der apriorischen Voraussetzungen verlassen, um uns nach den empirischen Vorbedingungen des Gebrauchs unseres Princips umzusehen. Wenn wir schließlich von der Tragweite und den Grenzen desselben (im fünften Capitel) handeln, werden wir auf seine Rolle in der allgemeinen Logik zurückkommen.

Viertes Capitel.

Empirische Vorbedingungen.

Bisher haben wir das Princip der Identität in Beziehung auf apriorische Conceptionen betrachtet. Ein ganz neuer Kreis der Anwendung eröffnet sich, indem wir aus dem Gebiet der aus bloßem Verstande erzeugbaren Vorstellungen in dasjenige der erworbenen Begriffe übergehen. Alle Begriffsbildung hat zwei wesentlich verschiedene Quellen. Einerseits sind es die Formen des Denkens und Vorstellens, in deren Rahmen eine Mannichfaltigkeit von begrifflichen Gebilden möglich ist. Die reinen Gegenstände der mathematischen Analysis d. h. besonders die Functionsformen belehren uns von der unbegrenzten Möglichkeit der apriorischen Composition. Es ist unsere eigene Satzung, wenn wir diese oder jene complexe Regel der Synthesis (z. B. das Potenziren) zum Gegenstand der abstracten Betrachtung machen. Die fraglichen Vorstellungen sind reine Conceptionen des formalen Verstandes, weil wir Nichts in sie gelegt wissen wollen, als was wir wirklich in Gedanken erzeugen. Eine besondere Erfahrung, die sich aufnehmend zu verhalten hätte, ist im Gebiet der apriorischen Vorstellungen undenkbar. Allerdings erfahren wir auch hier was die innere Quelle d. h. der Grund des formalen Verstandes zulasse und ausschließe; allein diese Art der Erfahrung unterscheidet sich wesentlich von

demjenigen Verhalten, welches die Begriffsbildung ausschließlich von Seiten der Beobachtung erwartet und erwarten muß.

Auf der anderen Seite und so zu sagen jenseit des apriorischen Gebietes eröffnet sich uns eine besondere Art von Antrieben zur Begriffsbildung. Hier ist es, wo wir den Ursprung aller Erfahrungsconceptionen zu suchen haben. Die erfahrungsmäßigen Begriffe müssen in die apriorischen Formen eingekleidet sein; aber der eigenthümliche Inhalt der empirischen Conceptionen, der sie von den rein formalen Begriffsgebilden unterscheidet, läßt sich aus bloßem d. h. rein logischem und mathematischem Verstande nie hervorbringen. Bei diesen Begriffen kann daher auch nie mehr gedacht werden, als was uns die Erfahrung dabei zu denken nöthigt und was bereits mit der rein formalen Beschaffenheit dieser Begriffe gegeben ist. Hieraus folgt, daß man sich von dem erworbenen Bestandtheil des Gehalts eines Begriffes nur dann eine gehörige Vorstellung macht, wenn man Nichts weiter in den Gedanken aufnimmt, als was wirklich im Act des Erwerbes aufgenommen werden konnte. Die empirischen Begriffe können nur aus der Quelle der Erfahrung selbst berichtigt werden. Während wir in den apriorischen Satzungen den ganzen Inbegriff unseres formalen Verstandes erschöpfen und so zu Nothwendigkeiten gelangen, die unter Voraussetzung dieses formalen Verstandes von übrigens unbedingter Gültigkeit sind, haben wir rücksichtlich des außer diesem Verstande liegenden Grundes der materiellen Gestaltung der Vorstellungen keine völlig analoge Bürgschaft der Nothwendigkeit unserer Annahmen. Das Reich der empirischen Möglichkeiten ist vom Standpunkte unseres reinen Verstandes eben nur durch die in diesem Verstande gegründete formale Nothwendigkeit beschränkt, und es ist übrigens aus bloßem Verstande gar nicht abzusehen, warum der erfahrungsmäßige Inhalt der Vorgänge auch nicht ein anderer sein sollte. Die Welt könnte aus diesem Gesichtspunkt ein sehr verschiedenes Gepräge zeigen (von dem wir allerdings keine positive Vorstellung haben können), wenn sie sich überhaupt nur in die Formen des Denkens und Anschauens fügte. Der einseitige Apriorismus pflegt diese negative Möglichkeit in falscher Weise zu verwerthen und gegen den empirischen Verstand, der aus bestimmteren Voraussetzungen urtheilt, geltend zu machen. Indessen ist dafür gesorgt, daß reine Logik und Mathematik nicht ausschließlich als wahre Wissenschaft gelten und etwa den Flug des empirischen Denkens mit falschen Wahrheitsidolen hemmen. Der empirische Verstand kann eben deswegen nicht in Fesseln geschlagen werden, weil er sich innerhalb der Schranken der formalen Nothwendigkeiten bewegt. Die blos negative Möglichkeit von Allem, was den Gesetzen des reinen formalen Denkens und Vorstellens nicht widerspricht, hindert eben ihres unendlichen Spielraums wegen ganz und gar nicht, dem bestimmteren Zuge des erfahrungsmäßigen Denkens zu folgen.

Nachdem wir einen Begriff von dem erfahrungsmäßigen Denken (als einer Bewegung nach Maaßgabe der erworbenen Vorstellungen) zu geben versucht haben, können wir die Bedingungen erörtern, an deren Vorhandensein der Gebrauch des Identitätsprincips im empirischen

selbe gebunden ist. Zunächst haben wir darauf hinzuweisen, daß auch die empirischen Begriffe, als subjective Bestimmungen betrachtet, in ihrer Identität festgehalten werden können und müssen. Doch hängt die Wahrung des identischen Gehalts der nicht gemachten sondern gegebenen Vorstellungen von der Genauigkeit ihrer Reproduction ab. Die reinen Verstandesbestimmungen sind völlig durchsichtig und können von der Macht, in welcher sie ihren Grund haben, auch immer wieder in derselben Weise wiederholt werden. Dagegen sind wir in der Conception der erworbenen Begriffe höchst begreiflicher Weise bei der Reproduction nicht freier als bei der Production derselben. Nun combiniren sich aber in der ursprünglichen Erzeugung zwei Factoren, von denen nur der eine völlig in unserer Gewalt ist, der andere aber von der thatsächlichen Beschaffenheit der gegebenen Erregung abhängt. Man kann daher die Identität einer Farbennüance nicht genauer vorstellen, als man sie etwa auch an einem gegebenen Object constatiren kann. Die identische Festhaltung der Begriffe hat also hier ihre jeweiligen Grenzen, — ein Umstand, dessen tieferer Grund darin zu suchen ist, daß wir nur die erworbenen Conceptionen aber nicht den ganzen empirischen Factor ihrer Hervorbringung beherrschen. Insofern aber in einem erworbenen Begriff keine Größenvorstellung enthalten ist, insofern er also in der Allgemeinheit einer reinen Gattungsvorstellung gedacht wird, greift unser Princip ohne irgend welche Einschränkung in die Gedankenbewegung ein. Gelb ist nicht Roth, wie man auch innerhalb dieser Vorstellungen die Grade der Färbung verändern mag.

Die Feststellungen der empirischen Identitäten sind nur durch Recognition in empirischen Begriffen möglich. Wie soll ich wissen, daß das Ding, welches ich jetzt betrachte, dasselbe ist, welches ich gestern betrachtet habe, wenn ich nicht durch die in einer Mannichfaltigkeit von Beziehungen zusammentreffenden Erkennungszeichen zur Anerkennung der Identität bestimmt werde? Nun sind freilich rein formale Gründe im apriorischen Verstande vorhanden, überhaupt eine Form des Beharrens als unerläßliche Vorbedingung der Denkbarkeit des empirischen Inhalts vorauszusetzen. Allein diese apriorischen Anticipationen betreffen streng genommen nur die schematischen Eigenschaften des zeitlichen und räumlichen Vorstellens und sind mithin unzureichend, die Identität irgend eines empirischen Dinges, ja auch nur die quantitative Beharrlichkeit der Materie oder der Kraft zu verbürgen.

Der Begriff des Dinges als eines eine gewisse Zeit bleibenden Trägers von Eigenschaften oder als eines dauerbaren Grundes von Vorgängen und Erscheinungen ist empirisch. Wir erhalten die Berechtigung, von irgend wie lange bleibenden Dingen zu reden, erst durch die Erfahrung, welche uns zeigt, wie sich ein einheitlicher Grund durch eine Entwickelung von Vorgängen hindurchzieht. Wollten wir jedoch unseren apriorischen Begriff von einem Grunde überhaupt zur Erdichtung von Wesenheiten benutzen, so würden wir in einen leeren Formalismus verfallen und mit lauter Dinglichkeiten verkehren. So ist es schon ein Fehler, das Ich zu einem Dinge zu machen, falls man nicht etwa ausdrücklich nur die besondere Individualität nach Weise der empirischen

Gattungs- und Artexistenzen concipirt haben will. In dieser Beschränkung ist die Verdinglichung des Ich erlaubt, während sie sonst als metaphysische Ungehörigkeit betrachtet werden muß. Denn inwiefern die formale Einheit unserer Betrachtung der Vorgänge einen objectiven Grund der Einheit zum Gegenstück hat, kann nur durch das empirische Denken ausgemacht werden.

Wenn man uns fragt, durch welche Begriffe wir die empirischen Identitäten denken, so können wir nur auf die besonderen Erfahrungsvorstellungen hinweisen. Gewiß geht die Identität der Gattungen durch die nach einander lebenden Individuen hindurch; ebenso zieht sich durch das einzelne Individuum ein identischer Charakter. Allein wie diese Identitäten näher zu denken seien, d. h. welche Tragweite und Grenzen sie haben oder wie groß der Spielraum der Veränderlichkeit sei, kann nur durch Erfahrung bestimmt werden.

Betrachten wir jetzt die Form des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten. Leben ist nicht Tod; ein Mensch lebt entweder oder ist todt; ein Drittes ist unmöglich. Sind diese Beispiele nicht ganz geeignet, die empirischen Voraussetzungen der empirischen Anwendung des Identitätsprincips außer Zweifel zu setzen? Die Confusion der Begriffe und die Leugnung des Widerspruchsgesetzes würde hier die Einerleiheit von lebend und todt sein annehmen müssen. Offenbar sind die beiden hier fraglichen Begriffe von der Erfahrung entlehnt, und der bloße Verstand, der sich mit Nichts als seinen eigenen formalen Bestimmungen beschäftigt, ist hier ganz unanwendbar. Dennoch ist die bloße Behauptung, daß der eine Begriff nicht der andere sei, nicht empirisch zu nennen; wohl aber beruht die Ausschließung der einen Möglichkeit durch die andere auf bloßen Erfahrungsprincipien.

Wie es mit dem Verhältniß der erfahrungsmäßigen Normen zu den apriorischen Regeln bewandt sei, kann man an einer Kritik der Kantischen Vorstellung von der strengen Allgemeinheit lernen. Der Königsberger Denker bestimmt die apriorische Erkenntniß durch das Kennzeichen der strengen Allgemeinheit, die er der comparativen Allgemeinheit entgegensetzt. Bei Erfahrungssätzen könne man immer nur sagen, daß die fraglichen Regeln, soweit bisher bemerkt worden, immer Gültigkeit gehabt hätten. Die Einschränkung „soviel bis jetzt bemerkt worden" ergiebt nach Kant nur eine vergleichungsweise allgemeine Geltung, während jeder mathematische Satz von strenger Allgemeinheit ist. Durch diese Unterscheidung wird die Kluft zwischen dem apriorischen und dem empirischen Wissen unübersteiglich gemacht. Eigentliches oder wahres Wissen soll an strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit gebunden sein. Es versteht sich daher von selbst, daß der Rang der Empirie gar niedrig ausfallen muß. Das erfahrungsmäßige Wissen hat ja stets den Beisatz zu gewärtigen: „soviel bis jetzt bemerkt worden ist". Die Menschen, denen man den Kopf abgeschlagen hat, sind, soviel bis jetzt bemerkt worden ist, an dieser Procedur immer gestorben. Wir haben hieran ein Erfahrungsgesetz, und die viel bestrittene Lehre von der Tödtlichkeit gewisser Verletzungen würde uns mannichfaltige weniger einfache dafür aber auch interessantere Beispiele dieser Art liefern.

können. Nun geht nach Kant allen solchen Behauptungen strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit ab. Selbst die empirischen Disjunctionen, die das Princip vom ausgeschlossenen Dritten zum Ausgangspunkt nehmen, werden es sich gefallen lassen müssen, Elemente von blos comparativer Allgemeinheit zu enthalten. Auf diese Weise wird die ganze Empirie die Beute einer subtilen Form des gegen den empirischen Verstand gerichteten Skepticismus. Der Begriff der formalen Gültigkeit und der Umstand, daß wir das in den Formen unseres Verstandes Begründete eher als die erfahrungsmäßigen Normen erschöpfend feststellen, wird benutzt, um die Empirie herabzusetzen. Ja es gewinnt den Anschein, als gäbe es in Beziehung auf die Gegenstände der Vorgänge der Erfahrung gar keinen Verstand von der Zuverlässigkeit und Tragweite wie im apriorischen Gebiet.

In der Kantischen Unterscheidung muß neben einer fehlerhaften eine richtige Seite zugestanden werden. Die Gattung von Thatsachen, in der sich die Verfassung unseres reinen Denkens und Vorstellens kundgiebt, ist von größerer und so zu sagen übergreifender Allgemeinheit im Vergleich zu den gegebenen Normen der Erfahrungsvorgänge. Die Weite oder Abstractheit eines Gesetzes hat aber mit der Vorstellung von der strengen und ausnahmlosen Gültigkeit desselben Nichts zu schaffen. Die empirischen Normen, welche in der Mechanik d. h. mit dem Begriff der Materie und dem der realen Ursache der Bewegung oder der Kraft beginnen, sind von ebenso strenger Gültigkeit, Allgemeinheit und Nothwendigkeit, als nur irgend ein apriorischer Satz sein kann. Allein sie sind specieller, und es ließe sich daher sehr wohl denken, daß die formale Nothwendigkeit des Denkens und Vorstellens auch abgesehen von der specifisch empirischen Gesetzmäßigkeit Bestand hätte. Diese Annahme wäre wenigstens um Nichts kühner, als etwa die Vorstellung, daß alles organische Dasein im Kosmos wegfallen könnte, ohne die Massenmechanik der Himmelskörper zu gefährden. Die abstractere Stufe kann ohne die concretere bestehen, und offenbar ist das formale Grundgerüst des Denkens die abstracteste Voraussetzung, in deren Rahmen alles materielle Vorstellen erst möglich wird.

Es würde sich wunderlich ausnehmen, wenn die rationelle Mechanik (indem sie z. B. die Gesetze des Stoßes behandelt) stets hinzufügen wollte, daß die Allgemeinheit ihrer Behauptungen nicht ganz streng sei und noch immer durch eine größere Anzahl von Bestätigungsfällen gesteigert werden könne und müsse. Kant hat sich ein großes Verdienst um die kritische Unterscheidung der zwei Factoren der Erkenntnißbildung erworben. Jedoch würde dieses Verdienst noch glänzender sein, wenn es nicht durch die angedeutete skeptische Degradirung des empirischen Wissens getrübt worden wäre. Der empirische Verstand ist eine Macht, die sich durch keinen Apriorismus fesseln läßt. Gäbe es keine erfahrungsmäßige Nothwendigkeiten, die in demselben Sinne als die apriorischen Gesetze allgemein bindend sind, so wäre es überhaupt thöricht, von empirischen Wissenschaften zu reden. Die Thatsächlichkeit ist allerdings der letzte Grund aller Satzungen; sie ist die einfache Form, auf welche alles Wissen in letzter Instanz zurückgeführt

werden muß. Allein in dieser Beziehung stehen apriorische und empirische Einsichten auf gleicher Linie. Denn die einen wurzeln in der thatsächlichen Verfassung des formalen Verstandes, die anderen in der thatsächlichen Verfassung des Systems der Dinge und Vorgänge.

Nachdem wir die falschen Vorstellungen von der Strenge der Allgemeinheit berichtigt haben, können wir die Function des Identitätsprincips im empirischen Gebiet unbefangener feststellen. Zu diesem Behuf unterscheiden wir zwischen apriorischen und empirischen Unvereinbarkeiten oder Widersprüchen. Wo uns nur die Erfahrung lehren kann, was sich ausschließe und was nicht, da beruht aller Gebrauch des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten auf einer Kenntniß der empirischen Verhältnisse. Wie will man wissen, ob eine gewisse Empfindung mit einer anderen vereinbar sei, wenn man von der fraglichen Combination keine Erfahrung aufzuweisen hat? Wie soll man überhaupt feststellen, was die Verneinung (Nicht-A) im besonderen Falle bedeuten könne, wenn man sich nicht erfahrungsmäßige Vorstellungen über die allgemeine Möglichkeit des Laufes der Dinge gebildet hat?

Die Nothwendigkeit der empirischen Vorbedingungen für die Anwendbarkeit unseres Princips läßt sich einfach dadurch aussprechen, daß man sagt, die empirischen Widersprüche haben den wesentlichen Grund ihres specifisch empirischen Vorhandenseins in dem thatsächlichen erfahrungsmäßigen Charakter der Vorgänge und Erscheinungen. Die erfahrungsmäßigen Unvereinbarkeiten und Ausschließungen wollen erst auf dem gewöhnlichen Wege der empirischen Begriffsbildung erkannt sein, ehe von einer Anwendung des Satzes die Rede sein kann, daß das Widersprechende nicht sein könne.

Verstehen wir unter empirischer Wahrheit die Wahrheit in Beziehung auf erfahrungsmäßige Vorgänge, so muß unwahr sein, was unseren Begriffen von den empirischen Gesetzen widerspricht. Nun ist es freilich möglich, daß unsere Vorstellungen von der empirischen Normalität irrthümlich sind. Allein hier wie im apriorischen Felde giebt es eine unmittelbare Vergewisserung von der Richtigkeit elementarer Einsichten. Der thatsächliche Zug, durch welchen der empirische Verstand zur Conception gewisser Vorstellungen genöthigt wird, kann der inneren Wahrnehmung der apriorischen Unmöglichkeiten analog sein. In dem einen Falle werden wir gewahr, daß wir in Beziehung auf unsere formalen Gedankenkräfte eben nur so und nicht anders denken können. In dem anderen Fall erfahren wir eine ähnliche Hemmung von Seiten der empirischen Quelle der Vorstellungen; wir erkennen, daß sich auf Grund der gegebenen Thatsachen eben nur diese und keine anderen Begriffe hegen lassen. Was nun aber freilich zu einer abschließenden Einsicht in die empirische Nothwendigkeit gewöhnlich fehlt, ist die Sicherheit des Bewußtseins, den Inbegriff aller Erfahrungsmöglichkeit erschöpft zu haben und an den empirischen Disjunctionen erschöpfende Eintheilungen zu besitzen. Allein auch in diesem Punkt ist die Kluft zwischen apriorischer und empirischer Nothwendigkeit nicht so groß, als man auf den ersten Blick annehmen möchte. Der reine Verstand liegt zwar in uns selbst, bleibt aber dennoch ein Diesseits oder wenn man

will ein Jenseits aller bestimmten formalen Einsichten. Er ist mithin nur durch den Begriff des Grundes der besonderen Gedankenerscheinungen definirbar, übrigens aber an sich selbst nicht weiter begreifliche Macht. Wenn wir nun zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir den Inbegriff der aus diesem reinen Verstande in einer bestimmten Beziehung möglichen Bestimmungen aus einem gewissen Gesichtspunkt erschöpft haben, so kann dieser Erfolg offenbar nicht aus einer Durchmusterung der Quelle selbst erklärt werden. Denn wir kennen ja diese Quelle an sich selbst so wenig, daß sich nicht einmal der Begriff eines solchen Kennens anders als in negativer Weise fassen läßt. Es sind mithin die einzelnen Einsichten und Gruppen von Einsichten, was die Ueberzeugung von einer apriorischen Wahrheit mit sich bringt. Die Wahrheit wird daher in und mit den einzelnen Satzungen erkannt, — ein Vorgang, der ja auch im empirischen Gebiet denkbar ist. Freilich fehlt es bis jetzt an einem deutlichen logischen Bewußtsein über den Grund der Einsicht in die empirischen Nothwendigkeiten. Man hält abschließend ausgemachte Vorstellungen oft noch für problematische Hypothesen. Ja man hat bisweilen von der Hypothesenbildung selbst einen unangemessenen Begriff. Kurz man vergißt, daß es im empirischen Felde wenigstens empirisch zwingende Disjunctionen geben müsse.

Die Verfassung des reinen Verstandes ist eine Thasache; die für uns absehbare Verfassung der Welt ist ebenfalls eine Thatsache. Beide Thatsachen müssen in den allgemeinen Formen zusammenstimmen, weil Alles, was gedacht und vorgestellt wird, eben in den Formen des Denkens und Vorstellens concipirt werden muß. Warum sollen wir nun der einen Thatsache an sich selbst einen höheren Rang als der anderen anweisen? Das Dasein des reinen Verstandes selbst kann nicht als Nothwendigkeit gedacht werden; denn um dies zu können, müßten wir noch einen Extraverstand oder Ueberverstand besitzen, aus dessen Standpunkt jener alsdann secundäre Verstand als nothwendig erschiene. Die Nothwendigkeit der reinen Verstandesbestimmungen gründet sich also nicht eigentlich in den Denk- und Vorstellungserzeugnissen, sondern in einem Zwange, der von einer Macht ausgeht, die das Denken nur hervorbringt aber nicht selbst Denken ist. Einen ähnlichen Zwang können wir nun in unseren besonderen Conceptionen sehr wohl auch von der realen Quelle der Vorstellungen erfahren. Wir können genöthigt werden, in der Construction der vergangenen und zukünftigen Ereignisse und Existenzen Eines für möglich und ein Anderes für unmöglich zu halten; wenn wir nur bei der Welt Nichts weiter als ein System von Dingen und Vorgängen vorstellen und uns dabei hüten, den empirischen Dinglichkeiten eine ewige Dauerbarkeit oder ein ewiges Gewesensein zuzuschreiben. Vermeiden wir diese Klippe einer wenn auch natürlichen doch irrthümlichen Metaphysik, so erfahren unsere empirischen Behauptungen ganz von selbst die ihnen eigenthümlichen Beschränkungen. Es wird nur in Beziehung auf ein System materieller Bestimmungen geurtheilt, welches dem formalen System unserer reinen Verstandseinsichten entspricht. Es läuft Nichts von absoluten d. h. voraussetzungslosen Behauptungen unter, und die Erschöpfung der em-

pirischen Möglichkeiten aus gewissen Gesichtspunkten hat ebenso wenig etwas Befremdliches als unsere Fähigkeit zu apriorischen Disjunctionen. Das Entwederoder, welches wir in Bezug auf empirische Möglichkeit aussprechen, beruht ebenfalls (ganz wie das apriorische) auf einem übergreifenden und umschließenden Begriff, und der einzige Unterschied besteht darin, daß dieser Begriff von einem anderen Faktor der Erkenntniß gebildet wird.

Eine nähere Einlassung auf die Begriffe der naturwissenschaftlichen und der geschichtlichen Wahrheit würde uns die empirischen Vorbedingungen der Anwendung unseres Princips durch Einzelnheiten veranschaulichen. Doch müssen wir derartige Ausführungen als über den Zweck einer blos logischen Vorbereitung hinausreichend an eine selbstständige Theorie der logischen Functionen verweisen. Hier ist es genug, die empirischen Vorbedingungen des Gebrauchs des obersten Princips aller Logik gekennzeichnet zu haben.

Fünftes Capitel.

Tragweite und Grenzen.

Wir haben die verschiedenen Formulirungen des Identitätsprincips betrachtet, darauf den eigentlichen Sinn desselben für seine drei Gestalten festgestellt und schließlich sowohl auf die apriorischen, als auch auf die empirischen Voraussetzungen seiner Anwendbarkeit hingewiesen. Es bleibt uns noch übrig, Grenzen und Tragweite seines Gebrauchs zu erläutern. Denn es liegt die Frage nahe, ob nicht vielleicht die verschiedenen Schemata der logischen Gedankenbewegung in jenem Princip entspringen, und ob nicht vielleicht gerade um dieses Umstandes Willen ein metaphysischer Mißbrauch des obersten Grundsatzes der Logik möglich sei.

Bis jetzt ist die Frage, durch welche Erkenntnißmittel die syllogistische Verbindung der Einsichten geschehe, kaum aufgeworfen, geschweige beantwortet. Man hat sich ausschließlich mit der bereits specificirten Form des Aristotelischen Syllogismus beschäftigt. Hieraus ist begreiflich, daß man den Satz, daß was vom Ganzen ausgesagt werde, auch vom Theil auszusagen sei, zum axiomatischen Eckstein des logischen Baues gemacht hat. Die quantitative Bestimmtheit der logischen Vorstellungen ist auf diese Weise schon in das Fundamentalaxiom verwebt. Nun könnte schon die einfache Ueberlegung, daß es eine höhere Stufe der Abstraction giebt, welche von dem Begriff der Sphäre gänzlich absieht, dazu veranlassen, auf eine allgemeinere Schematik der logischen Operationen zu denken.

Nehmen wir jedoch einen anderen Ausgangspunkt. Die Formeln, durch die unser Princip vorgestellt wird, haben die Gestalt von Ur-

theilen. Es ist daher von vornherein gewiß, daß wir an jenen Schematen die Fundamentalgestalten zu möglichen Urtheilsformen besitzen. Erinnern wir uns, daß der vermittelnde Begriff zwischen den beiden Seiten der Gleichung oder vielmehr Identificirung das eine Mal Bejahung der Identität, das andere Mal Verneinung derselben und in der dritten Gestalt eine Verbindung von allgemeiner Bejahung und besonderer Verneinung in dem Begriff der Disjunction war. Diese Annäherung der Disjunction an Bejahung und Verneinung ist dem logischen Herkommen nicht völlig fremd, verstößt jedoch gegen die Verbindung des Disjunctiven mit dem Hypothetischen und Kategorischen. Lassen wir jedoch hier diesen Nebeneinwand auf sich beruhen, und halten wir uns an die interessante Verknüpfung von Affirmation und Negation in dem einheitlichen Begriff der Disjunction.

Will man auf die Unterschiede der Allgemeinheit (also auf den Gegensatz von particulärer und universeller Geltung) noch nicht gleich Rücksicht nehmen, so kann man als formale Differenz der Urtheilsarten zunächst nur den Gegensatz des Bejahens und Verneinens, so wie dessen Vereinigung anführen. Eine natürliche Gliederung der Urtheilsgestalten, welche allmälig zu näheren Bestimmungen fortschreiten soll, wird mithin an die drei Formen des Identitätsprincips anzuknüpfen haben.

Um unsere Meinung unzweideutig auszusprechen, so sehen wir die Verfassung der drei Gestalten des Identitätsprincips als für jedes bestimmtere Urtheil maßgebend an. Die reine Form der Bejahung und der Verneinung, so wie der Vereinigung beider ist das, was in den bestimmten Urtheilen eine Specification erfährt. Es ist daher nicht erlaubt, die logische Quantität auf gleicher Linie mit der logischen Qualität aufzuführen, oder ihr wohl gar, wie Kant gethan hat, den zweiten Platz anzuweisen. Es sind Urtheile und Schlüsse in bloßen Begriffen möglich, ohne daß die logische Quantität in Frage kommt. Diese Möglichkeit erhebt uns über die Aristotelische Vorstellung vom Urtheil und vom Syllogismus. Sehen wir zu, wie einfach sich das natürliche System gestaltet.

Wenn A=A die Formel für die positive Function des Identitätsprincips ist, so wird A=B das allgemeine Schema aller Urtheile sein. Der Schluß wird eine allgemeinere Art des Urtheils, gleichsam ein Urtheil in zweiter Potenz werden. Wenn nämlich A=B und B=C gegeben ist, so wird die Einsicht, daß die beiden Gleichheitszeichen denselben vermittelnden Begriff, aus dessen Gesichtspunkt die Identität statthat, repräsentiren, das Schlußurtheil A=C ermöglichen.

Um die eben beigebrachten Formeln zu verstehen, muß man erwägen, daß das Urtheil in der Geltendmachung eines durch zwei Vorstellungen hindurchgehenden identischen Begriffes besteht. Wo geurtheilt wird, sind die Begriffe auf den beiden Seiten der Gleichung verschieden. Ja es braucht überhaupt nicht die Form der Gleichsetzung festgehalten zu werden, wenn sich nur überhaupt derselbe identische Begriff durch ein Mannichfaltiges des Gedankens hindurchzieht. Nun

kann das Gleichheitszeichen zunächst völlige Identität ausdrücken sollen. In diesem Falle kann eigentlich weder von Urtheil noch von Schluß die Rede sein. So wenig die Null eine Größe ist, ebenso wenig ist A=A ein Urtheil. Zum Urtheil gehört, daß von einer Verschiedenheit abstrahirt, und abgesehen von dieser Verschiedenheit die Identität irgend eines bestimmten Begriffes erkannt werde. Aus diesem Grunde haben wir auch A=B, d. h. die Identification aus dem Gesichtspunkt eines vermittelnden Begriffs als Fundamentalschema alles besonderen Urtheilens hingestellt. Man sieht hieraus, inwiefern A=A nur eine reine Form zu möglichen Urtheilen nicht aber selbst ein Urtheil vorstellt. Es versteht sich von selbst, daß der Schluß, der ja nur eine gewisse Gattung des Urtheils ist, ebenfalls Verschiedenheit voraussetzt. Nur liegt hier die Differenz in der verschiedenen Anwendung der vermittelnden Begriffe in den gegebenen Urtheilen.

Die Urtheile classificiren sich nach ihren vermittelnden Begriffen. Die vermittelnden Begriffe sind wiederum nach der besonderen Gestaltung der Identitätsvorstellungen zu entwickeln und einzutheilen. Auf diese Weise gelangen wir zu einer Art von natürlicher Specification der Urtheilsformen. Ich nenne nun die Verzweigung der abstracten Identitätsvorstellung in verschiedene besondere Begriffe, welche die Vermittelung der Urtheile bewerkstelligen, die Tragweite des Identitätsschema. Die Bildung des Ueberganges von den ganz abstracten Formen des Denkens zu den bestimmteren Gestalten des auf die Anschauung bezüglichen Vorstellens liegt eigentlich außer dem Wege unserer gegenwärtigen Untersuchung. Doch dürften einige Andeutungen auch zum Verständniß des gerade hier Erheblichen beitragen.

Ein einziges Beispiel genügt, die allzu enge Fassung des Aristotelischen Begriffs vom Syllogismus außer Zweifel zu setzen. A hat B zur Folge; B hat C zur Folge; also hat A schließlich C zur Folge. Dieser Gedankengang ist offenbar ein Schluß; denn zwei Urtheile, deren vermittelnde Begriffe gleich sind, werden der zureichende Grund eines neuen dritten Urtheils, und zwar geschieht dies vermöge der Einsicht, daß das „Folge sein" eine so allgemeine Conception sei, daß es in ihr auf die Vermittelung durch Zwischenglieder (eigentliche Mittelbegriffe im gewöhnlichen Sinne) nicht ankomme. Der hier fragliche Begriff der Folge wird in seiner Identität nicht alterirt, ob er sich nun auf die unmittelbare oder auf die vermittelte Verbindung beziehe. Die überlieferte gemeine Logik hat diese Art des Schlusses unter der Rubrik der hypothetischen Syllogismen unterzubringen gesucht, sie indessen auch dort nicht rein, sondern nur mit logischen Quantitäten verwebt aufgefaßt. Außerdem haben wir ja auch bereits erwähnt, daß sich das hypothetische Urtheil selbst in der quantitativ bestimmten Form nicht recht in die Vorstellungsart der gemeinen Logik füge. Letztere haftet nämlich ausschließlich an dem Begriff der ruhenden Gattungen oder Allgemeinheiten und an deren Unterordnung, um nicht zu sagen Einschachtelung. Diese Vorstellungsweise ist nun offenbar zu speciell, sobald es sich nicht mehr um das

Verhältniß von Gattung und Art oder von Eigenschaft und Ding, sondern um den vermittelnden Begriff des Grundes oder der Ursache handelt. Die Copula im weiteren Sinne („ist Gattung", „ist Ursache"), d. h. der vermittelnde oder Bindungsbegriff ist in den synthetischen Urtheilen (die wir den subsumtiven oder Gattungsurtheilen entgegensetzen) von so eigenthümlicher Art, daß er sich nicht ungezwungen in den gewöhnlichen Formalismus der Subsumtionen einfügen läßt. Man kennt ja die vergeblichen Bemühungen, das hypothetische Urtheil nach der Schablone der übrigen Urtheilsformen zuzustutzen, und man weiß, daß es auf diesem Wege bisweilen zur Leugnung des selbstständigen Charakters der hypothetischen Urtheilsform gekommen ist. Uns sind diese Verlegenheiten Fingerzeige gewesen, in welcher Richtung sich die Enge des Rahmens der Aristotelischen Logik erweitern lassen möchte.

Der Gegensatz der subsumtiven und der synthetischen Urtheile würde, selbst wenn man die Richtigkeit und Erheblichkeit desselben einräumte, dennoch willkürlich erscheinen, falls er sich nicht an eine natürliche, ungezwungene und über allen Zweifel erhabene Eintheilung der Vorstellungsformen anknüpfen ließe. Wir gehen nun davon aus, daß dem Denken als Denken im Gegensatz des anschaulich bestimmten Vorstellens im letzten Grunde nur ein einziger Begriff, nämlich der des Grundes selbst, wesentlich ist. Was es mit diesem Begriff für eine Bewandtniß habe, und ob er nicht vielleicht lieber blos eine Function zu Begriffen denn selbst als fertiger Begriff zu fassen sei, lassen wir hier unerörtert. Auch dessen Beziehung zu dem Begriff der Identität kann auf sich beruhen bleiben, da es uns hier einzig und allein darauf ankommt, den Gedanken einer gemeinsamen Wurzel der verschiedenen vermittelnden Begriffe der natürlichen Urtheilsformen festzuhalten. Eine tiefere Untersuchung, als sie hier unser Zweck erheischt, muß eine identische Einheit in allen Denkformen zum Bewußtsein bringen. Wir begnügen uns damit, die Vorstellungsformen des Raumes und der Zeit mit dem Begriff des Grundes in Beziehung zu setzen.

Die synthetischen Urtheile oder Urtheile des Grundes beziehen sich auf die Zeitfolge als das natürliche Schema der Entwickelung, während die subsumtiven Urtheile ruhende Gattungen, d. h. räumlich fertige Gebilde voraussetzen. Allerdings ist die Einheit des Grundes auch in den ruhenden Gattungen anzutreffen; denn sie sind das Allgemeine, was sie vorstellen, nur durch Vermittelung eines sich in der Mannichfaltigkeit geltend machenden einheitlichen Begriffs. Sie sind concreterer Natur, als die ausschließlich in der Form der Zeit hervortretenden Ursächlichkeiten. Denn die gegenseitige Bestimmung und Beziehung der Theile durch den Begriff des Ganzen findet ihre Veranschaulichung erst durch die räumliche Vorstellung der ruhenden Gattungen. Die disjunctive Form der ursächlichen Beziehungen (allgemein bindende Einschließung mit gegenseitiger Ausschließung der nebengeordneten Glieder) läßt sich nur durch räumlich bestimmte Vorstellungen schematisiren. Bloße Zeitbestimmungen reichen hierzu nicht aus, da es sich um Gegenseitigkeit der Beziehungen und Doppelseitig-

keit der Richtungen in den die Glieder der Disjunction bindenden und trennenden Kräften handelt.

Aus dem eben Gesagten folgt, daß die Gattungsurtheile, in denen es sich ausschließlich um die Umfangsbeziehungen der Begriffe handelt, die Urtheile des Grundes gleichsam versteckt einschließen. Denn ein Begriff hat nur dadurch eine Sphäre, daß sich die in ihm gesetzte allgemeine Vorstellung oder Regel in einem mannichfaltigen Stoff verwirklicht. Die nächste Voraussetzung für diese Verwirklichung ist nun die Zeit und erst in zweiter Linie der Raum. Wir werden also zunächst Gesetze der Entwickelung und dann erst ruhende Beziehungen erhalten, vorausgesetzt nämlich, daß wir vom Abstracten zum Concreten übergehen wollen. Das Gesetz ist eine Regel des Geschehens; die ruhende Beziehung, welche sich in der Einheit des Gattungsbegriffs ausdrückt, geht auf eine mehr oder minder dauernde Existenz. Gleichwohl können wir die ruhende Beziehung nicht anders denken, als indem wir die verschiedenen möglichen Richtungen der Causalität, die zwischen den einzelnen Theilen statthat, jede für sich durchlaufen. Das Schema des ruhenden Allgemeinen schließt mithin die einfache synthetische Form der Causalität ein. Man kann also mit Recht behaupten, daß dem Urtheil der Gattung ein Urtheil des Grundes inwohne.

Man weiß, welche Schwierigkeiten es hat, Zeit und Raum einheitlich, d. h. durch Vermittelung der Gliederung eines an sich selbst identischen Begriffs vorzustellen. Ich bilde mir nicht ein, die fraglichen Verlegenheiten beseitigt und die Sache bis zur vollsten Deutlichkeit aufgeklärt zu haben. Allein ich glaube folgende Ueberlegung als Ausgangspunkt für bestimmtere Feststellungen empfehlen zu dürfen.

Die logische Form der Disjunction schließt, wie wir bereits früher bemerkt haben, Bejahung und Verneinung ein. Soll nun irgend eine gegebene Dualität als aus einem einheitlichen Grunde hervorgegangen gedacht werden, so liegt es schon in dem Begriff der einheitlichen sogenannten Ableitung, daß die fragliche Eintheilung als durch einen übergreifenden Begriff vorgezeichnet gedacht werde. Zeitliche Entwickelung und räumliche Nebenordnung müssen daher als besondere Bestimmungen einer zu Grunde liegenden Einheit angesehen werden. Nun ist offenbar die logische Form der Disjunction der einzige Ausgangspunkt für die erschöpfende Bestimmung der Möglichkeiten. In dieser Form wird also schon die fragliche Dualität angelegt sein müssen. In der That zeigt sich auch, daß die Richtungsverschiedenheit sowohl in der Trennung, als in der Bindung der Glieder des disjunctiven Schema den verschiedenen Formen der zeitlich bestimmten Causalität entspricht, und daß die umschließende Einheit als den ruhenden Beziehungen correspondirend vorgestellt werden kann. Auch der Umstand, daß man stets die Schiefe und Ungehörigkeit einer Vorstellungsweise fühlt, welche den Zeitbegriff dem Raumbegriff auf gleicher Linie nebenordnet, zeugt für die Richtigkeit unserer Anknüpfung an die logische Disjunction. Denn die ausgeführte Disjunction eines allgemeinen Begriffes ergiebt eine solche Einheit, in

welcher die Vorstellung von dem ruhenden Zusammenbestehen der Glieder durchaus nicht mit der Vorstellung der Bewegung oder Entwickelung, die man innerhalb jener Einheit denken kann, auf gleiche Linie gestellt werden darf. — So viel zur Erläuterung unserer Behauptung, daß das auf die Verhältnisse ruhender Gattungen bezügliche Urtheil das Urtheil des Grundes voraussetze und einschließe. Inwiefern im Mechanismus des Denkens jene Einschließung bereits vollendet hervortritt, und wie aus diesem Grunde ein unmittelbares Bewußtsein des in den Gattungsurtheilen verborgenen synthetischen Elements nicht statthaben kann, — das sind Fragen der Psychologie, von deren Erörterung wir hier Abstand nehmen.

Die synthetischen Urtheile sind um eine Stufe abstracter als die auf ruhende Gattungen bezüglichen Entscheidungen. Der Entwickelungsgang des Wissens bestätigt dieses Verhältniß. Denn das Bewußtsein der ruhenden Gattungen geht der Erkenntniß der Gesetze voran. Die höhere Stufe der Wissenschaftlichkeit wird erst da eingenommen, wo man sich über die bloße Feststellung ruhender Allgemeinheiten zu Gedanken von Gesetzmäßigkeit und Entwickelung erhebt. Die Natürlichkeit unserer Unterscheidung von Urtheilen der Gattung und Urtheilen des Grundes möchte wohl nie auf einen besseren Beleg zu rechnen haben, als er in den anerkannten Grundformen des wissenschaftlichen Vorstellens angetroffen wird. Bloße Classificationen machen, wo sie noch vorherrschen, nur Wissenschaften niederen Ranges aus. Erst wenn das begründende Denken in die ruhenden Formen Leben bringt und dieselben als Satzungen aus einem gemeinsamen Grunde der Entwickelung und des Bestehens erkennen läßt, erreicht die Einsicht die ihr mögliche Tiefe und Vollkommenheit. In diesem Hergang ist freilich auch ein Abweg möglich. Es kann nämlich die Form der Entwickelung zur ausschließlich maßgebenden Vorstellung gemacht und über dieser Einseitigkeit der ruhende Grund und der identische Begriff vergessen werden. Doch kann die bloße Erinnerung, daß die gesetzmäßigen Beziehungen innerhalb der zeitlichen Abfolge in dem letzten allgemeinen Grunde der Möglichkeit einer logischen Disjunction wurzeln, von jener Abirrung zurückbringen.

Wenn wir synthetische und subsumtive Urtheile einander entgegensetzen, so verstehen wir das Subsumiren in dem speciellen Sinne des Unterordnens ruhender Gattungen. Denn Allgemeinheiten sind ja auch die Formen der Synthesis in der Zeit.

Rufen wir uns jetzt die schematische Form eines jeden Urtheils A=B zurück. Das Verbindungszeichen, welches in der Mathematik Größengleichheit und Aequivalenz von Operationen andeutet, ist uns hier in der Logik eine Copula überhaupt, ein vermittelndes Band, ein vermittelnder Begriff der Einheit der Vorstellung, oder wie man sonst den sich identisch durch die im Urtheil gedachte Mannichfaltigkeit hindurchziehenden Begriff bezeichnen mag. Bemühen wir uns also, die uns geläufige Ideenassociation, vermöge deren wir bei jenem Zeichen stets an Größengleichheit zu denken geneigt sind, zu trennen und unschädlich zu machen. Hätten wir die grammatische Copula

„Ist“ als Bezeichnungsmittel vorgezogen, so würden wir noch größeren Hemmungen der Reinheit des fraglichen Begriffes begegnet sein.

Je nachdem der vermittelnde Begriff beschaffen ist, wird das Urtheil A=B eine verschiedene Form haben. Das Urtheil der Identität ist eigentlich keine besondere Urtheilsart. Denn der Umstand, daß jeder Begriff sich selbst gleich ist, wird schon in dem Schema A=A ausgedrückt, und dieses Schema ist nur die allgemeine Form zu Urtheilen, aber nicht selbst ein Urtheil. Doch wird bereits wirklich geurtheilt, sobald ein Begriff doppelt vorgestellt und sobald von der Verschiedenheit, die in der sinnlichen Doppelheit begründet ist, abstrahirt wird. Wenn ich also auch die Regel der Erzeugung und die ganze Verfassung eines Begriffsgebildes noch einmal denke oder antreffe, so schließt doch schon die zeitliche oder räumliche Dualität die sogenannte numerische Identität aus.

Wollen wir zu verschiedenen Artungen des allgemeinen Urtheilsschema gelangen, so müssen wir die Stammbegriffe des Denkens als vermittelnde Begriffe möglicher Urtheile ansehen. Nun finden sich die wesentlichen Gestalten des Denkens bereits in der vollkommensten Form des Identitätsprincips, in dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten angedeutet. „Es ist nothwendig, daß B entweder A oder Nicht-A sei“. Die Stammbegriffe des Bejahens, des Verneinens, der Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, der Voraussetzung und Folge sind deutlich genug in jener Formel zu erkennen. Wer jedoch meinen sollte, es fehle die Form des Hypothetischen, der sei daran erinnert, daß in jeder Disjunction stillschweigend der Gedanke liegt, es seien, wenn das eine Glied gesetzt wird, die übrigen auszuschließen.

Zur Vervollständigung der Kantischen Tafel der Stammbegriffe fehlt uns nun in der That nur die Conception der logischen Quantität, und dieser Umstand ist ein beachtenswerthes Unterscheidungszeichen unserer Auffassung. Allerdings ist jede bestimmte Disjunction die Darstellung eines Begriffsumfanges und insofern auch der logischen Quantität. Allein wir haben es hier gar nicht mit einer bestimmten speciellen Disjunction, sondern nur mit der allgemeinen Form zu Disjunctionen zu thun. Die Vorstellung der Quantität ist nie rein begrifflich, sondern stets formal sinnlich. Aus diesem Grunde sind denn auch die Urtheile, insofern sie auf die Verhältnisse der größeren oder geringeren Allgemeinheit gehen, bereits sensualer oder, in der Kantischen Sprache geredet, ästhetischer Natur. Die vermittelnde Vorstellung in den Urtheilen über logische Quantität gehört bereits dem Gebiet der Grundformen der Sinneswahrnehmung an. In einem natürlichen System werden daher die abstracteren Urtheilsformen voranzugehen haben.

Ich würde mich gar nicht wundern, wenn die überlieferte Logik bisweilen zu der Vorstellung verleitete, es gäbe gar keine Urtheile oder Schlüsse ohne logische Quantität. Indessen können einfache Beispiele lehren, daß der Gegensatz von Universalität und Particularität gar nicht in Frage zu kommen braucht. Die reine Verneinung der Gleichheit der Begriffe enthält keine logische Quantitätsbestimmung

und läßt sich ohne Weiteres umkehren. „Der Gedanke A ist nicht der Gedanke B“. Dieser Satz ergiebt ohne irgend welche Rücksicht auf die Umfangsverhältnisse der Begriffe die Umkehrung: „Der Gedanke B ist nicht der Gedanke A“. Würde man dagegen die Copula dieser Sätze in einem bestimmteren Sinne als in demjenigen der begrifflichen Einerleiheit und Verschiedenheit, mithin etwa als ein „Sein der Gattung nach“ genommen haben, so hätte man hiermit den Gesichtspunkt der logischen Quantität eingeführt und die Umkehrung wäre nur mit Rücksicht auf das Sphärenverhältniß möglich gewesen. Der identische vermittelnde Begriff würde auf diese Weise eine concrete auf den Grundformen der Sinneswahrnehmung beruhende Vorstellung geworden sein.

Die Urtheile des Grundes oder der Ursache (welche dem Schema der Zeitentwickelung entsprechen) können ohne die nähere Bestimmung einer logischen Quantität bleiben. „Der Gedanke A ist der Grund des Gedankens B“. In diesem abstracten Schema fehlt jede Andeutung des Verhältnisses zwischen dem Ganzen und dem Theil. Kommt jedoch in diesem Fall eine logische Quantität etwa aus einem bestimmteren Gesichtspunkt in Frage, so wird es sich stets um eine in eine gewisse Zeitausdehnung übergreifende Allgemeinheit handeln.

Jenseit des Gebietes, in welchem der Gegensatz des Universellen und Particulären möglich ist, liegt der reine Begriff als solcher, der sich zu den logisch quantitativen Unterschieden wie Unendliches zu Endlichem verhält. Dieser Begriff ist der diesseits alles bestimmteren Vorstellens liegende Grund der numerischen Allgemeinheit. Letztere wird nun regelmäßig eine Unendlichkeit sein, und so sind wir berechtigt, den einfachen Grund dieser Schrankenlosigkeit als Etwas zu fassen, was sich zu der numerischen Reihe wie Unendliches zu Endlichem verhält. Denn die Vielheit wird als jeweilig begrenzt vorgestellt, und der Gedanke des nicht beschränkten Fortganges in der Reihe ist stets wesentlich negativ, so daß man einen Sprung zum Begriff als solchen nöthig hat, um zu einer positiven Vorstellung der Unendlichkeit zu gelangen.

Unsere letzte Bemerkung ist geeignet, die Wichtigkeit der Erhebung des Denkens auf die höchste Stufe der Abstraction zu erläutern. Es ist geradezu ein Fehler, wenn man glaubt, die Grundgestalten der bedeutsamsten logischen Beziehungen müßten die Umfangsverhältnisse der Begriffe bereits enthalten.

Die Ursprünge der sinnlich bestimmten Begriffe sind in demjenigen zu suchen, was überhaupt erst die formale Sinnlichkeit möglich macht, also in Etwas, was jenseit des erscheinenden Denkens liegt. Kein Wunder daher, daß wir Begriffe wie Möglichkeit, Folgerung, Voraussetzung regelmäßig in irgend einer formal sensualen Bestimmtheit vorstellen müssen. Der Spielraum der Möglichkeiten ist nicht gehörig verständlich, ohne die Mannichfaltigkeit in Raum und Zeit herbeizuziehen. Alle reale Möglichkeit bezieht sich entweder auf die Zukunft oder auf die Nebenordnung des als gegenwärtig gedachten Daseins. In beiden Fällen wird sie sinnlich schematisirt (ein Aus-

druck, den ich nicht in dem besonderen Sinne Kants gebraucht haben will).

Das natürliche System der Urtheile beruht auf der natürlichen Verzweigung der in letzter Abstraction ganz einfachen vermittelnden Vorstellung, welche sich als identischer Begriff in der urtheilenden Synthesis geltend macht. Die Hauptgestaltungen, nämlich die Formirungen der synthetischen und der Gattungsurtheile haben wir bereits berührt. Hier käme es nur noch darauf an, darauf aufmerksam zu machen, daß die logische Quantität in dem erwähnten Gegensatze unerheblich ist. In dem einen Falle haben wir eine Gleichsetzung zweier Begriffsgebilde aus dem Gesichtspunkt eines dritten Begriffes, und hierbei ist die numerische Allgemeinheit etwas Secundäres. In dem andern Fall haben wir eine Verknüpfung durch den Begriff der Ursache, und hierbei ist wiederum die numerische Allgemeinheit gleichgültig. Alles kommt darauf an, daß zunächst durch den Begriff an sich selbst, d. h. ohne Rücksicht auf dessen Sphäre gedacht werde.

Bestimmtere Urtheilsformen können sich erst dadurch ergeben, daß man den vermittelnden Begriff concreter gestaltet. So wird in den Vermittelungen des mathematischen Raisonnements die Vorstellung der begrifflichen Identität zu der bestimmteren Conception der Größengleichheit. Ebenso werden besondere Arten von Causalität (z. B. mechanische Mittheilung der Bewegung) zu besonderen empirischen Urtheilscharakteren führen. Begnügen wir uns jedoch mit dieser Andeutung. Schon der Hinweis auf die apriorischen Fundamentalformationen und auf deren Zusammenhang mit dem zeitlichen und räumlichen Vorstellen wäre für unseren Zweck ausreichend gewesen. Denn es kommt uns ja einzig und allein auf die Verdeutlichung der Conception einer natürlichen Entwickelung und Umgestaltung dessen an, was wir vermittelnden Begriff des Urtheils genannt haben. Nur indem wir uns darüber klar werden, daß das logische Band im Schema des Identitätsprincips gleichsam ein Blankett ist, welches auf Ausfüllung wartet, erkennen wir die Tragweite jenes obersten Grundsatzes der Logik und alles Verstandesgebrauchs.

Nachdem wir das Urtheilsschema A=B in besonderer Rücksicht auf unseren Zweck erörtert haben, bleibt uns noch übrig, das in eminenter Weise abstracte Urtheil zu betrachten, durch welches sich der Schluß A=C vermittelt. Gewöhnlich weist man auf die Gemeinsamkeit des Mittelbegriffs B in beiden Urtheilen hin. Man denkt an den äußerlichen Uebergang von A durch B zu C. Allein hierdurch gewinnt man kein Bewußtsein über den eigentlichen Act der Vermittelung. Dieser bezieht sich nicht unmittelbar auf die Seitenbegriffe der gegebenen Urtheile A=B und B=C, sondern direct auf die Vorstellungen, welche den beiden Bindungszeichen entsprechen. Der Schluß kommt dadurch zu Stande, daß die beiden Bindungsbegriffe selbst als identisch, d. h. als in einem dritten Begriff übereinkommend erkannt werden. Wir erkennen auf diese Weise, daß der Grund des Grundes auch Grund der Folge (freilich nur im ganz abstracten Sinne des Begriffes) sei, d. h. daß es für den Begriff der Begrün-

dung auf Einschaltung von Mittelgliedern nicht ankomme. Ebenso stellen wir fest, daß der Theil des Theils auch Theil des Ganzen sei (diese Ausdrücke im Sinne der logischen Quantität, d. h. des Mehr und Minder der Allgemeinheit genommen).

Nebenbei sei wiederum daran erinnert, daß das Schlußschema auch ohne logische Quantität einen selbstständigen Sinn haben kann. A ist mit B identisch; B ist mit C identisch; also ist A mit C identisch. Dies ist ein Schluß der reinen Identität, welcher freilich irgend einen Act der Abstraction von einer Verschiedenheit voraussetzt, wenn er nicht eine leere und überflüssige Formel sein will. Doch genügt die sinnliche Wiederholung desselben Begriffsgebildes, d. h. die numerische Vielheit zur Constituirung einer im Raisonnement häufig höchst erheblichen Verschiedenheit.

Nach dem Vorangehenden können wir sagen, daß die schließende Function auf einer Recognition in einem identischen Begriff beruhe. Man wird sich bewußt, daß die beiden vermittelnden Begriffe der gegebenen Urtheile in einer identischen Vorstellung zusammenstimmen, die sich durch deren etwa vorhandene Verschiedenheit hindurchzieht. Es ist mithin ein Urtheil von einer höheren Stufe der Abstraction als die gegebenen Urtheile, was das Schlußurtheil (erst auf einem Umwege) möglich macht. Denn erst muß ich einen vermittelnden Begriff so zu sagen zweiter Potenz gewinnen, ehe ich denselben zum Bindungsbegriff der Seiten des Schlußurtheils machen kann. Diese Gewinnung geschieht aber nur durch die Erkenntniß des Identischen in den beiden vermittelnden Functionen, durch welche die gegebenen Urtheile vollzogen werden.

Wir haben die positive Function des Identitätsprincips durch die Hauptcharaktere der logischen Factoren verfolgt. Man wird es uns billig erlassen, auch auf die negativen und disjunctiven Gestaltungen näher einzugehen. Die Allgemeinheit unseres Ausgangspunktes erlaubte uns, von der Mannichfaltigkeit der an die logische Quantität geknüpften Combinationen, also gerade von Alledem abzusehen, was den Reichthum der logischen Theorie auszumachen pflegt. Jedoch waren wir auch rücksichtlich dieser concreteren Bestimmungen im Stande, Andeutungen über die Tragweite des Identitätsprinzips zu geben. Die Grundvorstellung, von der wir ausgegangen und zu der wir schließlich wieder gelangt sind, besteht mithin darin, daß wir die verschiedenen Gestalten der den logischen Gedankengang bewerkstelligenden Vermittelungen als Formen der Identification und zwar der Identification aus dem Gesichtspunkt eines mehr oder minder abstracten Begriffes betrachten. In dieser Vorstellung liegt bereits der Gedanke, daß das Princip der Identität die Grundform alles Verstandesgebrauchs sei. Wenn wir nun von der Erläuterung der Tragweite zu der Bestimmung der Grenzen und natürlichen Einschränkungen des Gebrauchs unseres Princips übergehen, so unternehmen wir hiermit eine Feststellung, deren Bedeutung metaphysisch, oder, wenn man will, auch antimetaphysisch ist. Denn es handelt sich darum, den

rechtmäßigen Gebrauch der logischen Functionen von deren Mißbrauch in metaphysischen Erdichtungen zu unterscheiden.

Auf der höchsten Stufe der Abstraction kann weiter Nichts geschehen, als daß unanschauliche Begriffe auf ihre Identität oder Nichtidentität geprüft werden. Ein weiteres Denken wird erst durch ein Eingehen auf die Verwirklichung der Begriffe im Sinnlichen möglich. Die Kraft der unanschaulichen Begriffe ist eine Macht diesseit des erscheinenden Denkens, und wollte man sich recht sorgfältig ausdrücken, so würde man besser von Funktionen zu Begriffen, als von fertigen Begriffen reden. In jenen in eminenter Weise abstracten Begriffen (wie Grund, Ursache, Einerleiheit) ist gar keine Mannichfaltigkeit des Gedankens anzutreffen; sie sind einfache Conceptionen, in denen Nichts weiter angelegt ist, als was man bei ihnen auch von vornherein regelmäßig zu denken nicht umhin kann. Sie können daher an sich selbst auch keine Theorie haben, d. h. sie werden nur dadurch Gegenstand wissenschaftlicher Satzungen, daß man sie im Zusammenhang ihres Gebrauchs betrachtet. Es ist mithin gar kein wirkliches Denken möglich, welches sich ausschließlich in unanschaulichen Conceptionen bewegte und dennoch zu einer Einsicht gelangte, die über das einfache Bewußtsein jenes Gehalts der Begriffe hinausginge. Diese bereits von Kant (wenn auch nicht in ihrer ganzen Consequenz) geltend gemachte Behauptung entzieht der in begrifflichen Erdichtungen spielenden Metaphysik ihr Fundament. Sie verbietet z. B. den Begriff der Ursache zu falschen Verdinglichungen zu verwerthen und etwa den Grund des Systems der Dinge als Substanz vorzustellen. Sie erlaubt in dieser Beziehung Nichts weiter als die formale Einheit des Denkens geltend zu machen und die Conception des Grundes als die höchste Form aller Synthesis zu betrachten. Dagegen geht es nicht an, aus den Ursachen an sich selbst formal sinnlich bestimmte Wesenheiten (also etwa Substanzen) zu machen.

Wenn wir es uns zur Regel machen, die metaphysischen Widersprüche nie eher als solche gelten zu lassen, als bis wir uns überzeugt haben, mit welcher Berechtigung bei ihrer Hervorbringung der Satz des Widerspruches angewendet worden sei, so dürfen wir mit Sicherheit erwarten, ganze Schaaren metaphysischer Aufstellungen auf diese Weise los zu werden. Man denke zunächst an den scheinbar directen Beweis, welchen Kant von der Idealität des Raumes und der Zeit gieb. Dieser der äußeren Form nach allerdings directe Beweis ist seinem wesentlichen Gehalt nach Zurückführung auf eine unmittelbar als solche erkennbare Unvereinbarkeit. Das Ding von Raum, mit welchem sich die gemeine Vorstellung trägt, und welches auch in der wissenschaftlichen mathematischen Vorstellung von dem unendlichen unbeweglichen Raume nicht verleugnet wird, soll ein Unding sein. Das Ansichsetzen oder die Verdinglichung des unbegrenzt räumlichen Vorstellens soll zu einem Widerspruch führen. Worin liegt nun dieser Widerspruch? In der Verleugnung der Identität unanschaulicher Begriffe, oder in einer intuitiven Unvereinbarkeit? Weder unter der einen noch unter der anderen Voraussetzung ist ein strenger

Widerspruch hervorzubringen, welcher uns über einen Fehler unseres Vorstellens aufzuklären vermöchte. Im Gebiete der eminenten Abstractionen, d. h. der unanschaulichen Begriffe kann nur die Setzung der Identität des Nichtidentischen (z. B. die Behauptung, daß der Begriff des Grundes von dem der Folge nicht unterschieden sei) einen Widerspruch ergeben. Wenn wir nun auch wirklich anstatt des unendlichen Raumes den abstracteren Begriff eines Grundes der unbeschränkten Möglichkeit der Ausdehnung setzen, so können wir mit diesem Begriff gar nicht operiren, wenn wir nicht eine denselben vollziehende Anschauung zu Hülfe rufen. In diesem Begriff und durch diesen Begriff ist gar keine widersprechende Vorstellung möglich. Wir werden also zu dem Geständniß genöthigt, daß die hier fragliche Anwendung des Princips der Identität bereits auf formal sensualen Voraussetzungen beruht. Der Widerspruch muß mithin in der Identischsetzung nichtidentischer Anschauungsbegriffe bestehen, oder er ist ein trügerischer Schein, der aus Mangel an Reflexion über Tragweite und Grenzen der Anwendbarkeit des Identitätsprincips herrührt. Wenn ich das Unendliche als endlich setze, so ist dies ein echter Widerspruch. Denn die Conceptionen einer unendlichen und einer endlichen Reihe sind eben nicht dieselben, und sie als einerlei ansehen, heißt das Denken verleugnen. Mit einem solchen Widerspruch, der sich allerdings in manchen chimärischen Conceptionen der Mathematik antreffen läßt, reicht man aber nicht aus, wenn es gilt, die transcendentale Idealität des Raumes zu erweisen. Wenn man sich hütet, den Raum als endlich zu setzen, so vermeidet man jene Art der Absurdität. Nur durch Wendungen, welche den Vorstellungsraum noch einmal als sogenannten wirklichen Raum setzen, — also nur durch Wendungen, welche ein Ansichsein durch künstliche Verdoppelung scharf und bestimmt herstellen und auf diese Weise ein Gebiet für anschaulich hervorzubringende Widersprüche eröffnen, kann die falsche Verdinglichung aus dem Raumbegriff fortgeschafft und so der wahre Gehalt der Idealitätslehre vor Anfechtungen gesichert werden. In diesen Wendungen wird aber (und das ist hier der erhebliche Punkt) das Identitätsprinzip nur auf Grund anschaulicher Einsichten gebraucht werden, und es verschwindet auf diese Weise die täuschende Vorstellung, als ließe sich jene metaphysische Frage aus eminent abstracten Begriffen ohne Vermittelung der reinen Form aller Synthesis entscheiden.

Metaphysische Behauptungen werden in letzter Instanz an rein logische Wahrheiten appelliren müssen. Hat man nun eine zutreffende Vorstellung von den Erkenntnißgründen der allgemeinsten logischen Aufstellungen, so wird man sich nicht durch Berufungen auf bloße Logik täuschen lassen. Man wird in jedem Fall untersuchen, ob die angezogene logische Einsicht nicht vielleicht selbst in ähnlicher Weise wie der gerade fragliche metaphysische Satz eine kritische Orientirung erfordere. Schon Kant hat darauf hingewiesen, daß die Umkehrung des Urtheils „alles Wirkliche ist möglich" in den Satz „einiges Mögliche ist wirklich" keineswegs über das Verhältniß der Möglichkeiten

zu den Wirklichkeiten entscheidet. Beiläufig bemerkt, schließt die Particularität des Umkehrungsurtheils nie die Universalität aus. Man weiß daher aus bloßer Logik nur, daß wenigstens einiges Mögliche wirklich ist, muß es aber unbestimmt lassen, ob nicht alles Mögliche wirklich sei.

Wie die Berufung auf Unvereinbarkeiten jedesmal darauf geprüft werden müsse, ob die fraglichen Unvereinbarkeiten auf zeitliche oder räumliche Voraussetzungen bezogen werden, läßt sich an einer berühmten, ja vielleicht an der berühmtesten und wichtigsten Frage der Metaphysik zeigen. Wenn man von der Vereinbarkeit der Gesetzmäßigkeit und der Freiheit redet, so vergißt man in der Regel einen ausdrücklichen Hinweis auf die Unmöglichkeit, daß irgend ein Theil derselben zukünftigen Zeit durch einen Vorgang oder eine Existenz eingenommen und auch nicht eingenommen werde. Der Fatalismus oder überhaupt Determinismus stellt sich die Theile der künftigen Zeit als mit gerade diesen und keinen anderen Ereignissen erfüllt vor. Diese Meinung ist nun der offenbare Widerspruch der Freiheitsvorstellung, der zufolge noch erst darüber entschieden werden soll, welcher bestimmte Vorgang einer bestimmten Zeit in einer bestimmten Beziehung angehören werde. Die beiden Ansichten sind contradictorische Gegentheile und schließen einander in der strengsten Weise aus, so daß die Annahme einer Vermittelung als ein Verstoß gegen das Princip vom ausgeschlossenen Dritten gelten muß. Diese zuverlässige Einsicht von der gegenseitigen Ausschließung der Annahme einer Vorherbestimmung eines fraglichen Ereignisses einerseits und der Vorstellung der Abänderlichkeit oder vielmehr noch offenen Erfüllbarkeit der Zukunft andererseits, — diese Einsicht konnte nur durch ein Bewußtsein über den bestimmten auf die zeitliche Vorstellung bezogenen Gebrauch des Identitätsprincips vermittelt werden.

Die beigebrachten Beispiele werden hoffentlich genügen, die Unbefangenheit, mit welcher man die logischen Formen in metaphysischen Untersuchungen handhabt, ein wenig verdächtig zu machen. Der Satz, daß über die Erkenntnißquellen der Logik auch in der Metaphysik nicht hinausgegangen werden könne, oder mit anderen Worten, daß das Dasein logischer Functionen für sich selbst keine andere Realität als eben die der Form dieser Functionen gewährleiste, muß zum Eckstein eines jeden gegen die phantastischen Begriffsdichtungen gerichteten Systems gemacht werden. Die metaphysische Entartung natürlicher Conceptionen rührt meist aus einem falschen Gebrauch der gemeinen logischen Functionen her, und unter diesen ist das Denken des Nichtidentischen als nichtidentisch gerade diejenige Thätigkeit, welche der nebelnden und schwebelnden Verwischung der Begriffsunterschiede entgegentritt. Nachdem wir nun das Identitätsprincip in seinem ganzen Umfang erkannt und sorgfältig festgestellt haben, was es leisten und nicht leisten könne, sind wir fähig gemacht, aus dem falschen Dogma vom zureichenden Grunde den wahren Kern herauszuschälen.

Zweiter Abschnitt.

Das Princip vom zureichenden Grunde.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

Erstes Capitel.

Bisherige Vorstellungen.

Alles hat einen zureichenden Grund. Dies ist die einfachste Formel, in welcher sich das Dogma ausdrückt, dessen Kritik wir unternehmen. Sehen wir jedoch zuerst zu, von welcher Beschaffenheit die erheblichsten Vorstellungen über dasselbe gewesen sind.

Mit bestimmterem Bewußtsein tritt das principium rationis sufficientis, wie es scheint, erst bei Leibniz auf. Eine Thatsache oder eine Erkenntniß soll nur dann als wahr befunden werden, wenn ein Grund vorhanden ist, aus welchem sie ist anstatt nicht zu sein. In diesem Gedanken ist eine Zweideutigkeit enthalten. Die Thatsache wird auf gleicher Linie mit der Erkenntniß behandelt. Es sieht so aus, als sollte ein jedes Geschehen und sogar eine jede Existenz etwas Nothwendiges, d. h. aus Gründen Erzeugbares sein. In der That ist auch der Fatalismus der Kern unseres Dogma. Von vornherein soll sich der Verstand die colossale Ungeheuerlichkeit der Idee einer Deduction des Seins aus bloßen Gedanken (aus Erkenntnißgründen) gefallen lassen. Giebt er einmal dieses Dogma zu, so hat er sich für immer gefesselt. Von einem freien Verstandesgebrauch ist nicht mehr die Rede, wo die bezeichnete Vorstellung Wurzel geschlagen hat. Das Sein an sich selbst kann nie durch Begriffe oder eine Combination von Begriffen gedeckt werden. Wie mannichfaltig wir auch die Denkbestimmungen häufen mögen, es bleibt dennoch am Gegenstande etwas Ungedachtes oder wenigstens nur formal durch den Begriff der realen Quelle der Vorstellungen Gedachtes zurück. Das Sein ist durch das Denken nicht zu erschöpfen; es giebt keine Gleichung zwischen Gedankenbestimmungen und Seinsbestimmungen. Es kann daher auch keine Ableitung der an sich seienden Wirklichkeit aus logischen Functionen geben. Die Intelligenz ist eine Art des Seins, aber nicht umgekehrt das Sein eine Art des Denkens. Sollten Thatsachen oder Dinge ganz und gar in Gründe aufgehen, so müßte erst der Unterschied zwischen der Vorstellung und dem Gegenstande der Vorstellung verwischt sein. Hiermit würde aber der Wahrheitsbegriff selbst zusammenfallen, der ohne die Trennung des Denkens und des Seins keinen Sinn hat. Man merkt das Schiefe der ganzen deterministischen Vorstellung, die in dem Satze von Leibniz verborgen ist,

sobald man sich an den Ausdruck Wahrheit hält und nun etwa von wahren Dingen zu reden versucht.

Es ist ein Vorzug der Leibnizschen Formulirung, daß in ihr das Wörtchen „wahr" und zwar gerade als derjenige Begriff vorkommt, für dessen Möglichkeit das Vorhandensein eines zureichenden Grundes gefordert wird. Denn als Princip der Erkenntniß der Wahrheit, d. h. als logisches Gesetz kann der Satz vom zureichenden Grunde sehr wohl bestehen, während der metaphysische Gehalt desselben blos einen wissenschaftlichen Glauben und noch dazu einen Aberglauben vorstellt. Dieser Aberglaube tritt besonders in der Wolfischen Formel in einer gewissen Reinheit hervor. Der Gesichtspunkt der Wahrheit wird bei Seite gelassen, und es heißt nur: „Nichts ist ohne Grund, aus dem es vielmehr ist als nicht ist." Hierin haben wir den reinsten Ausdruck des Determinismus. Der Grundsatz ist zu einer rein metaphysischen Satzung geworden. Alles Seiende soll als unbedingt nothwendig, d. h. aus einem Grunde ableitbar gedacht werden. In der unendlichen dichotomischen Disjunction von Sein und Nichtsein (wie wir sie bei Erörterung des Identitätsprincips kennen gelernt haben) soll in jedem besonderen Falle ein Grund der Entscheidung für das eine Glied vorausgesetzt und noch überdies die Erkennbarkeit eines solchen Grundes von vornherein angenommen werden. Dieser Grund wird noch außerdem als Erkenntnißgrund gedacht und soll dennoch ein Realgrund sein. Ja sogar ist der Begriff des Realgrundes nicht als die gewöhnliche Vorstellung der empirischen Causalität, sondern als eine Art neutraler Conception gefaßt, die sich gegen den Unterschied des Denkens und Seins gleichgültig verhalte. Ferner ist das Nichtsein in ungehöriger Weise verdinglicht. Der Gegensatz von Bejahung und Verneinung wird, wie schon die Eleaten merkten, verunstaltet, sobald man den Act des Bejahens oder des Verneinens, also eine bloße Thätigkeit der Intelligenz (und an sich selbst eine Willenssatzung) zum Ausgangspunkt der Erdichtung eines substanziellen oder dinglichen Seins oder Nichtseins macht.

Nähme man den Begriff des Grundes in einer so allgemeinen Bedeutung, daß er weder mit dem Grunde des Einsehens noch mit der realen Causalität zusammenträfe, daß er mithin Nichts als die Vermittelung der Einheit im Denken des Seins vorstellte, so würde das hier fragliche Princip auch metaphysisch seine Richtigkeit haben. Es würde aber durch diese Unterschiebung eines Begriffes, von dem es Nichts weiß, seinen ursprünglichen Sinn einbüßen. Es würde, anstatt eine Formel der fatalistischen Nothwendigkeitsvorstellungen zu sein, vielmehr gerade der entgegengesetzten Vorstellung dienstbar werden, derzufolge das System der Dinge und Vorgänge als eine freie (mithin im gewöhnlichen Sinn grundlose) That gedacht wird. Denn in jenem ganz abstracten Begriff des Grundes der Dinge überhaupt wird gar nichts gesetzt, was eine Voraussetzung für die Entwickelung einer Nothwendigkeit abgeben könnte. Dieser Begriff des Grundes war es daher auch, durch welchen Kant die Conception der „Dinge an sich selbst" zu Wege brachte. Nun muß man aber einräumen,

daß dieser Begriff sowohl über der realen Causalität als über den besonderen Gestalten der Gedankenverkettung steht, und daß er überhaupt nur zur einheitlichen Auffassung des Seins und übrigens zu Nichts weiter dienen kann. Wenn also behauptet würde, daß Nichts sei, was nicht dem erwähnten Begriff des Grundes unterworfen werden könne, so wäre hiermit Nichts gedacht, als daß es nöthig sei, die Einheit der Weltvorstellung zu wahren. Indessen denkt man bei dem Satz vom zureichenden Grunde die causale Synthesis als die Voraussetzung alles möglichen Seins und will das System der Dinge in derselben Weise begründet wissen, als sich etwa von einem Gliede des Causalzusammenhangs zu einem anderen übergehen läßt.

Der ernstliche Angriff gegen die fehlerhaften Vorstellungen der Causalität wurde bekanntlich von Hume gemacht, und so von diesem Denker das falsche Dogma des zureichenden Grundes (wenn auch nur indirect) untergraben. Die Vorstellungen von der empirischen Causalität wurden als erworbene Begriffe erkannt, in denen daher eine verstandesmäßige Nothwendigkeit nicht angenommen werden dürfte. Der Lauf der Dinge wurde als Etwas gedacht, was sich aus dem Gesichtspunkt gewisser Regelmäßigkeiten zutreffend auffassen, übrigens aber seinem Wesen nach nicht ergründen lasse. Der Begriff jenes Grundes, der nicht in, sondern über dem ursächlichen Zusammenhang, nicht in, sondern über der Gesetzmäßigkeit gedacht wird, machte sich bereits in den Humeschen Gedanken geltend. Bei Kant trennten sich beide Conceptionen vollständig, wurden jedoch nicht sogleich von vornherein, sondern nur gelegentlich im Laufe der kritischen Untersuchungen ausdrücklich unterschieden. Der Mangel einer Hinweisung auf die Diversität jener beiden Begriffe erklärt zum Theil die spätere Vernachlässigung der ganzen Frage.

Nur ein einziger sich an Kant anschließender Denker hat den Satz vom zureichenden Grunde zum Gegenstand einer besonderen Abhandlung und überdies noch zum logischen Fundament seiner Weltvorstellung gemacht. Arthur Schopenhauers „Vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde" versucht es, die verschiedenen Vorstellungsmöglichkeiten zu entwickeln, in denen sich der Begriff des Grundes specificiren könnte. Die Unterscheidung des Erkenntnißgrundes und des Seinsgrundes (der ratio cognoscendi und der causa essendi) war eine alte Ueberlieferung. Es galt, näher anzugeben, wie innerhalb des Erkenntnißgrundes zu specificiren sei. Wie nun diese mystisch vierfache Specification bei Schopenhauer ausgefallen sei, müssen wir dem Leser überlassen nachzusehen. Wir haben von den fraglichen Entwickelungen nur die Unterscheidung des Grundes der Verhältnisse im Raum und des Grundes der Verhältnisse in der Zeit verwerthen können, und haben dieser Unterscheidung in unserer bereits erörterten Eintheilung der Urtheile in Urtheile der ruhenden Gattung und in synthetische Urtheile eine Consequenz gegeben. Uebrigens würde der Erkenntnißgrund zunächst als Factor der apriorischen Gedankenverkettung und dann erst als Vermittelung der empirischen Vorstellungen von den Regelmäßigkeiten des Geschehens in Betracht zu ziehen sein.

Bei Schopenhauer geht der Verstand in dem allgemeinen Begriff des Denkens der ursächlichen Beziehungen auf, und das Princip des zureichenden Grundes wird als die Fundamentalform der Verstandesbethätigung angesehen. Hierdurch wird zugleich von vornherein darüber entschieden, daß der Verstand ungeeignet sei, Objectivität letzter Instanz hervorzubringen. Denn die Beziehung der Wirkungen auf Ursachen wird als ein apriorisches Gesetz und gerade um dieser Apriorität willen als untauglich angesehen, das Wesen des „Seins an sich selbst" zu erfassen. Auf diese Weise wird der Satz vom zureichenden Grunde (wie schon von Kant geschehen war) auf bloße Erscheinungen oder, um genau den Schopenhauerschen Begriff zu gebrauchen, auf Vorstellungen eingeschränkt. Das fragliche Princip soll nur für die Verkettung der verschiedenen Vorstellungsclassen Geltung haben, übrigens aber von gar keinem Gebrauch sein. Ueber das Sein an sich selbst soll durch den Satz vom zureichenden Grunde nie auch nur das Geringste ausgemacht werden können. Wenn man dem begründenden Denken Objectivität letzter Instanz abspricht, so muß man einen Begriff haben, durch welchen man sich über dasselbe zu einer ganz anderen Conceptionsart erhebt. Dieser Begriff war bei Kant die unmittelbare Apperception, und ist bei Schopenhauer das Bewußtsein des Willens. Ohne hier eine Kritik dieser beiden einander sehr ähnlichen Wendungen zu unternehmen, läßt sich jedoch positiv bemerken, daß wie auch jener wichtige Begriff bestimmt werden möge, die reine Form desselben nie etwas Anderes als der Gedanke des von den Denkbestimmungen unterschiedenen und als jenseit oder auch diesseit aller Vorstellungserzeugung belegenen Seins sein könne. Dieser Begriff wird jedoch stets in einem ganz allgemeinen Sinne die Vorstellung des Grundes enthalten, nur daß dieser Grund nicht nach Analogie des Vermittelungsprincips der causalen Synthesis und auch nicht als Erkenntnißgrund gedacht wird. In diesem in letzter Instanz abstracten Begriff des Grundes erhebt man sich über die Reihenform sowohl der successiven als der ruhenden Causalbeziehungen zu dem Gedanken der Einheit des Seins. Denn anders als durch diesen letzten und höchsten Denkbegriff des Grundes überhaupt läßt sich die Einheit des Systems der Dinge und Vorgänge gar nicht zutreffend vorstellen.

Von welcher Beschaffenheit die Einheit des Systems der Dinge und Vorgänge sei, d. h. welche näheren Angaben sich über den Charakter dieser Einheit machen lassen, kann selbstverständlich nicht aus dem formalen Begriff der Einheit entnommen, sondern muß der empirischen Feststellung überlassen werden. Der Begriff des einigenden Grundes ist, wie schon Kant geltend machte, das Princip der Hervorbringung der besonderen und materiellen empirischen Einsichten von dem Weltganzen. Ohne diesen leitenden Begriff würden wir eines Princips der einheitlichen Auffassung baar sein. Dagegen ist nicht minder wichtig, sich stets gegenwärtig zu halten, daß jenes Princip eben Nichts weiter als der Antrieb zur Vereinigung aller Erkenntnißbestimmungen in dem Gedanken des „Seins überhaupt" repräsentire.

Nachdem wir die uns am wichtigsten scheinenden bisherigen Vorstellungen von dem Satz des zureichenden Grundes angegeben und zugleich aus dem Standpunkt unserer Begriffe ein wenig beleuchtet haben, kehren wir zu dem Ausgangspunkt jener Hinweisungen zurück. Unsere Ansicht über das Princip ist bereits ausgesprochen. Sie formulirt sich am einfachsten in derjenigen Gestalt, die wir derselben schon in unserer Abhandlung über Raum, Zeit und Causalität (1861) gegeben haben. Dort behaupteten wir, daß zwischen einem haltbaren logischen und einem unhaltbaren metaphysischen Bestandtheil des Satzes vom zureichenden Grunde unterschieden werden müsse. Jener erstere berechtigte Bestandtheil bestehe in der Forderung der Vollständigkeit der Begründung in den Beweisen und Nachweisungen; das andere unberechtigte Element sei dagegen die allgemeine Voraussetzung, daß sich das Sein als solches causal zu begründen habe. Man kann mithin den richtigen Bestandtheil des Princips gegen den falschen kehren. Man kann sagen, daß in der That ein zureichender Grund zu der Voraussetzung fehle, derzufolge das Sein als solches in einem der gemeinen Causalität analogen Grunde wurzele.

Uns interessirt der Satz vom zureichenden Grunde nur in seiner reinen logischen Gestalt, nicht aber in seiner metaphysischen Beimischung. Wir werden ihn daher hier vornehmlich nur als Forderung betrachten, der Genüge geschehen sein muß, damit überhaupt von ausgemachter Wahrheit die Rede sein könne. Es mögen manche Vorstellungen zutreffend sein, so daß es an Nichts als ihrer Bestätigung, d. h. Bewahrheitung durch zwingende Gründe fehlt. In solchen Fällen ist die Wahrheit problematisch, und die fraglichen Ideen können in der Bestimmung unseres Denkens und Handelns nur als offen gelassene Möglichkeiten fungiren. Denn das Princip des zureichenden Grundes erfordert, daß wir zu der Ueberzeugung von der Wahrheit einer Vorstellung genöthigt werden können. Auf einer solchen Nöthigung beruht alle apriorische und alle empirische Nothwendigkeit des Denkens und Vorstellens. Nun kann man aber auch bisweilen die Wirksamkeit der offen gelassenen Möglichkeiten, d. h. deren Einfluß auf unser Denken und Handeln völlig entkräften. Sind nämlich diese Möglichkeiten rein negativer Art, so sind sie willkürliche Erdichtungen, und man braucht nur auf die natürliche Ordnung in der Entstehung der Gedanken hinzuweisen, um die Conceptionen jener an sich seienden Möglichkeiten als nicht gehörig begründet zu erkennen. In einem solchen Falle gebrauchen wir das logische Princip des zureichenden Grundes in einem besonderen Sinne, in welchem ich es Princip des fehlenden Grundes nennen möchte. Doch hiervon ausführlich im dritten Capitel.

Zweites Capitel.

Das begründende Denken.

Der Satz vom zureichenden Grunde, der vornehmlich mit dem Anspruch auftritt, ein metaphysisches Princip zu sein, ist uns nichts als eine Formel, in welcher sich eine gewisse Voraussetzung der Gewinnung der Ueberzeugung von Wahrheiten ausdrückt. Wenn man sich darauf beschränkte, es als Regel zu setzen, daß nie eine Einsicht ohne zwingende Vermittlungen bewiesen oder erwiesen werde, so würde man hierdurch den logischen Bestandtheil unseres Princips geltend machen. Man sieht hieraus, daß es sich eigentlich um nichts als eine logische Trivialität handelt — allerdings eine solche Trivialität, wie sie eben da, wo metaphysische Entartungen des Denkens an die Stelle streng wissenschaftlicher Begriffsfassungen treten, nicht sonderlich beachtet wird. Es giebt eine gegen die Wissenschaft selbst gerichtete Vorstellung, welche über das begründende Denken vornehm hinwegzusehen scheint. Nicht auf Gründe, sondern blos auf ein Erfassen der Gattungen komme es an. Gründe ließen sich stets auftreiben, und aus ihrem Für und Wider müsse man zu einer höheren Art des Denkens gelangen. Zunächst weiß diese gegen das auf Gründe gestützte Raisonnement eingenommene Ansicht nichts von dem Umstande, daß in den Gattungsconceptionen der Begriff eines einheitlichen Grundes, durch welchen die Mannigfaltigkeit beherrscht wird, eingeschlossen sei. Ferner mangelt es ihr an einer deutlichen Vorstellung von der Natur desjenigen Princips des Denkens, welches uns die Arbeit so überaus leicht machen und das unbequeme Raisonniren aus Gründen abschaffen soll. Vielleicht möchte jene misologische Ansicht für sich geltend machen, daß, wer die Begriffe oder Ideen erfaßt habe, zu einem angemessenen Wissen gelangt sei und sich daher nicht weiter um die Auffuchung von Gründen zu bemühen brauche. Prüfen wir jedoch dieses Surrogat des gewöhnlichen Begründens (und hiermit wohl auch des gründlichen Denkens) etwas näher.

Was ist jener sogenannte Begriff und jene sogenannte Idee, denen man die Ehre erweist, als Ersatzmittel des begründenden Denkens dienen zu dürfen? Offenbar ist ein Begriff nie etwas mehr, als das, was wir bei einem Gegenstande denken. Nun ist es eine ganz willkürliche Voraussetzung, daß ein Inbegriff von Erkenntnißkategorien je das Wesen des Gegenstandes erschöpfe und decke. Eben weil der Begriff von einem Gegenstande, der nicht bloßer Gedanke ist, allem Denken und Vorstellen zu Grunde liegt, ist es unzulässig, den Begriff oder die Idee, welche etwas durchaus Subjectives sind, als solche objectiv zu setzen, und von Begriffen oder Ideen anstatt von realen oder empirischen Gattungen zu reden. Der sogenannte Begriff enträthselt sich also als ein metaphysisches Mißgebilde, welches aus der

Confusion des Denkens und des Seins erzeugt ist. Man will das Reale, welches unserem Begriff correspondirt, ganz einfach als bloße Denkbestimmung ausgeben, um so den Schein zu erregen, als bliebe für das menschliche Denken nichts mehr zu erkennen übrig. Man springt vom Denken zum Sein dadurch über, daß man in alles Sein ein Denken hineindichtet. Diese Methode, der Eitelkeit der Alleswisserei zu fröhnen, hat nicht geringe Verwandtschaft mit dem Fetischglauben. Die Begriffe als solche werden objectivirt und zu selbstständigen Wesenheiten gemacht. Allerdings sträubt sich die Sprache gegen eine solche Umkehrung des natürlichen Verhaltens. Begriff und Idee sind Wörter, die sich nicht recht zu Bezeichnungen objectiver Realitäten eignen wollen. Allein die Natürlichkeit ist ja auch Nebensache. Es handelt sich ja um nichts weiter als eine Form, in welcher man die falschen Verdinglichungen des Subjectiven unbehindert ausführen und den fatalen Grenzbegriff des diesseit und jenseit des Denkens belegenen Seins um seine Wirksamkeit bringen könne.

Der sogenannte Begriff, welcher willkürlich an die Stelle des Dinges oder Gegenstandes gesetzt wird, muß einer besseren Conception weichen. Ueberraschenderweise ist nun die richtigere Vorstellungsart gerade an denjenigen Begriff geknüpft, für den das Surrogat eintreten sollte. Man kann nämlich den Gegenstand der Vorstellung d. h. das, was diesseit oder jenseit der Denkbestimmungen liegt, nur durch die Conception eines Grundes der Denk- und Vorstellungserscheinungen zutreffend erfassen. Nur indem man sich an den letzten und höchsten Begriff alles Bewußtseins, nämlich an den Begriff des einheitlichen Grundes der Dinge und Vorgänge hält, ist man im Stande, die falschen Parallelvorstellungen, durch welche das Denken und Vorstellen als solches noch einmal außer dem Denken und Vorstellen gesetzt wird, zu vermeiden. Es verstößt schon gegen den Satz des Widerspruchs, wenn man das Denken als nicht subjectiv setzt. Es ist mithin eine bedeutsame Hülfe, daß man vermag, durch die Anwendung des Begriffs des Grundes der Denkerscheinungen das Sein mit dem Denken formal in Beziehung zu setzen. Nicht Begriffe und nicht Ideen, sondern Gründe der Gestaltungsarten sind das an sich Existirende.

Unsere Ueberlegung hat uns wiederum auf unsere erste Bemerkung zurückgeführt. Die sogenannten Begriffe sind nichts weiter, als was die Sprache gewöhnlicher Menschen Gattungen nennt. Das Bewußtsein der Gattungen soll mithin das Wesen des Wissens ausmachen und noch überdies das begründende Denken ersetzen oder gar an Tiefe übertreffen. Nun haben wir bereits gelegentlich darauf hingewiesen, daß die Wissenschaft zwei Stufen zu durchlaufen habe. Das Wissen niederen Ranges beschränkt sich auf die Kenntniß der ruhenden Gattungen; das Wissen höheren Ranges geht in der Abstraction weiter und bringt mit seiner Analyse in die Gründe ein, welche sich in den als ruhend aufgefaßten Gestaltungen ein Dasein gegeben haben. Das wahre Verhältniß findet sich also in jener, die Gründe so vornehm betrachtenden Ansicht völlig umgekehrt. Das tiefere Denken bleibt nicht bei den sogenannten Begriffen stehen,

sondern giebt sich Rechenschaft, unter welchen Voraussetzungen überhaupt von bleibenden Gattungen geredet werden könne. Es kennt die Fesseln des sogenannten Begriffs und der sogenannten Idee gar nicht; es läßt sich durch keine von der jeweiligen Naturbeschaffenheit und von der jedesmaligen eingeschränkten empirischen Erkenntniß abgezogene Schablone einengen. Es weiß, daß die Idee etwas Secundäres ist, was als aus einem freien Grunde stammend angesehen werden muß. Dieser Grund selbst wird nicht als Denken, sondern als ein Diesseits oder Jenseits alles Denkens vorgestellt. Es wird in denselben nichts hineingedacht, als was sich nicht schon durch die bloße Form der einheitlichen Betrachtung ergeben würde.

Nachdem wir die Verachtung des sich am Leitfaden des Begriffs des Grundes bewegenden Raisonnements gekennzeichnet und gewürdigt haben, können wir nun eine nähere Entwickelung der Natur des begründenden Denkens versuchen. Zu diesem Behuf ist es nöthig, die verschiedenen Begriffe, die man vom Grunde hegen kann, sorgfältig gesondert zu halten. Zunächst sei daran erinnert, daß der Begriff eines Grundes der Dinge und Vorgänge überhaupt, also eines letzten Grundes der Erscheinungen, nicht gleichartig mit den Vorstellungen von Gründen der Nothwendigkeit des Denkens oder von Gründen des Geschehens sein könne. Jener letzte Grund bezieht sich auf Etwas, was für die Reihen von Begründungen das allgemeine Gesetz abgiebt. Der Begriff des letzten Grundes verhält sich also zu den Vorstellungen von einzelnen vermittelnden Gründen, wie Unendliches zu Endlichem. Er ist der Grund, daß es überhaupt eine Verkettung nach Grund und Folge, nach Ursache und Wirkung giebt; er ist so zu sagen Grund zweiter Potenz und daher von ganz anderer Art, als die einzelnen Momente, welche in den Reihen der Vorgänge Glied an Glied knüpfen. Mit diesem Grunde wollen wir uns hier noch nicht ausführlich beschäftigen. Wir zogen die Begriffsbestimmung desselben nur herbei, um Verwechselungen mit den Vorstellungen der Gründe des Beweisens und Annehmens zu verhüten.

Befolgen wir jetzt unsere schon an dem Identitätsprincip bewährte Methode, problematische Vorstellungen aus dem wissenschaftlichen Gebrauch derselben zu erläutern. Die Begründungen, welche der vorhandenen Wissenschaft bekannt sind, lassen sich in zwei erheblich unterschiedene Klassen eintheilen. Entweder haben wir es mit apriorischen oder mit empirischen Begründungen zu thun. In beiden Fällen sind strenge Beweise d. h. zureichende Begründungen möglich, die uns nöthigen, gerade diese und keine andere Vorstellungen zu hegen. Nur ist die Art der Nöthigung und mithin auch die Bedeutung der Nothwendigkeit im empirischen Felde eine andere, als im apriorischen. Gemeinsam ist in beiden Gebieten nur die formale d. h. die rein logische und mathematische Verknüpfung. Dagegen sind die Gründe selbst oder, genauer geredet, die materiellen Elemente, welche als vermittelnde Factoren der Erkenntnißbildung fungiren, in beiden Sphären grundverschieden. Die Quelle der apriorischen Bestimmungen ist der Formalismus des Verstandes; die Quelle der empirischen Bestimmungen ist Etwas, was sich uns nur kund giebt, indem es den

materiellen Gehalt unserer Vorstellungen liefert. Empirische Gründe treten daher immer als etwas Gegebenes auf, welches als gültig hinzunehmen wir nur durch den Mechanismus unseres materiellen Vorstellens genöthigt werden. Der Zug des empirischen Verstandes wird hier stets die letzte Berufung bleiben müssen, und alle Theorie wird sich darauf zu beschränken haben, diesen Zug in seine einfachen Antriebe aufzulösen. Empirische Einsichten wollen auf gleichartige d. h. ebenfalls empirische Axiome zurückgeführt sein. Was nur als gegeben gedacht werden kann, wird auch in der Zergliederung auf einfache Gegebenheiten führen, und es ist als ein nebelhafter Wahn zu betrachten, wenn man sich schmeichelt, jemals die empirischen Gründe durch apriorische ersetzen zu können. Das physikalische Trägheitsgesetz ist ein empirisches Axiom und tritt in das Räsonnement der Mechanik nie anders denn als empirischer Grund ein.

Diese einfache Einsicht, die in dem Beharrungsprincip formulirt wird, kann nie aus bloßem Verstande (etwa wie Kant meinte aus der Beschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens) begreiflich werden. Allerdings kann man das, was wir nachher als Princip des fehlenden Grundes erörtern werden, mit einem gewissen Schein für eine vermeinte apriorische Ableitung der Trägheit der Materie (oder wenn man will, auch der Beharrung der Kraft) verwerthen. Allein dieses Gesetz, demzufolge die Beharrung der Gedanken und Vorstellungen nur durch einen verändernden Grund aufgehoben wird, ist rein psychologisch und daher wohl als Maxime des Denkens, aber nicht als Princip der Realität anzusehen. Um die Ueberzeugung von der Wahrheit eines Grundsatzes, wie das Galileische Axiom von der Beharrung desselben Bewegungs- oder Ruhezustandes ist, gehörig einzusehen, bedürfen wir weit mehr, als blos intellectualer oder innerer Erfahrung. Der empirische Versuch muß die Grundlage abgeben, auf welcher sich das erfahrungsmäßige Denken zur reinen Erfassung der einfachen Thatsache der Trägheit der Materie erhebt. Der Umstand, daß das fragliche Axiom nicht fertig von der Beobachtung der Erscheinungen entnommen werden kann, vielmehr erst durch verstandesmäßige Ueberlegungen in den complexen Vorgängen sichtbar gemacht werden muß, ändert nichts an dessen empirischer Natur. Denn es wird ja nicht behauptet, daß es keinen empirischen Verstand gebe, sondern nur, daß sich der empirische Verstand an Gegebenheiten bethätige, während der apriorische Verstand nur mit seinen eigenen Satzungen und Erzeugnissen verkehrt.

Die Vorstellung der Trägheit der Materie ist ein Beispiel eines empirischen synthetischen Begriffs, der als Grund (Beweisgrund) in das Raisonnement der Mechanik eingeht und dort ganz ebenso fungirt, wie irgend ein mathematisches Axiom in der Hervorbringung der apriorischen Einsichten. Wir brauchen die Beispiele hier nicht zu häufen; denn die Mathematik und die in ihr bereits bethätigte Logik vertritt das System möglicher apriorischer Gründe, während die Mechanik als die abstracteste empirische Wissenschaft den allgemeinen Typus des erfahrungsmäßigen Denkens repräsentirt. Wir wissen

mithin jetzt klar und unzweideutig, was unter empirischen Gründen zu verstehen sei.

Aus den eben angestellten Ueberlegungen geht hervor, daß das begründende Denken zwei verschiedenartige Mittel besitzt, um den Fortgang seiner Operationen zu bewerkstelligen. Es fragt sich nun, wie die Einheit im Gebrauch dieser beiden Mittel vorzustellen sei; es fragt sich, was es heiße, Logik und Mathematik auf das Gegebene anwenden. Besonders wichtig ist eine gegliederte Einsicht in die Art der Verbindung, welche zwischen apriorischen und empirischen Gründen statthat. So lange man sich mit rein logischen und rein mathematischen Gründen beschäftigt, gelangt man aus dem Gebiet der reinen Logik und Mathematik nicht hinaus. Durch Ueberlegungen, die sich streng im Gebiet der reinen Logik halten, wird eben Nichts gewonnen, als wiederum reine Logik. Ebenso kann durch rein mathematisches Denken nie etwas Anderes als wiederum ein rein mathematischer Satz erzielt werden. Diese Erinnerung, die den Anschein der Trivialität hat, ist von hoher Wichtigkeit für die strenge Haltung der Empirie. Denn sie schneidet von vornherein und ein für alle Mal die Vorstellung ab, als könnte man den jeweiligen Mangel empirischer Gründe durch Spielereien mit dem logischen oder mit dem mathematischen Calcül ersetzen. Kehren wir jedoch von dieser negativen Bemerkung zu einer positiven Fragestellung zurück. Wie ist es möglich, daß ein logischer oder mathematischer Grund empirische Bedeutung erhalte?

Die fragliche Möglichkeit muß in der Gemeinsamkeit der allgemeinen Form der apriorischen und der empirischen Conceptionen liegen. In der That wird ja auch jede Conception schon durch den bloßen Umstand, daß sie in die Formen unseres Denkens und Vorstellens eingeht, so zu sagen zu einer Specification der apriorischen Begriffe. Die Form des Verstandes ist einheitlich und in beiden Bestimmungen (durch apriorische oder empirische Thätigkeit) stets dieselbe. Ein Satz bleibt ein Satz wenigstens der Form nach, mag nun der Inhalt aus dem reinen oder aus dem empirischen Verstande herrühren. Urtheil und Schluß haben zwar im empirischen Gebiet keinen Fortgang, wenn nicht außer dem Inhalt der Seitenbegriffe auch noch die vermittelnden Bindungsvorstellungen specifisch empirisch sind d. h. den Charakter der erworbenen Begriffe haben. Allein die allgemeine formale Vermittelung durch apriorische Conceptionen (wie z. B. durch die aus dem bloßen Begriff der logischen Quantität zu entwickelnden Consequenzen) macht sich an den empirischen Bestimmungen geltend. Wir urtheilen und schließen allerdings nur unter der Voraussetzung, daß die erfahrungsmäßigen Axiome zugegeben sind, und wir können daher auch mit unseren Schlüssen nicht über die Erfahrungswirklichkeit hinaus; aber die apriorische Nothwendigkeit oder Nöthigung, die unter jener Voraussetzung und innerhalb jener Schranken statthat, bleibt an sich selbst von dem Wesen der empirischen Voraussetzungen unberührt.

Auf eine ähnliche Weise, wie die Anwendung der Logik, begreift sich auch die Anwendung der Mathematik. Das mathematische Urtheil und der mathematische Schluß werden fruchtbar, indem ihren reinen

Vorstellungen (etwa der mathematischen Quantität und der verschiedenen Regeln und Formen der quantitativen Synthesis) empirische Gegebenheiten untergelegt werden. Eine Anwendung der mathematischen Analysis d. h. eine Geltendmachung ihrer Gründe und Nothwendigkeiten findet nur dann statt, wenn an die Stelle eines apriorischen Quantitätsbegriffs eine empirische oder mindestens als empirisch gegeben vorausgesetzte Größenbestimmung tritt, und wenn noch außerdem der reinen begrifflichen Form der Größensynthesis (vom Addiren bis zur stetigen Summation und Integration hinauf) ein Gegenstück in der erfahrungsmäßigen Wahrnehmung untergelegt wird. Wir dringen in die Gründe der quantitativen Natursynthesis nur dadurch ein, daß wir einfache Größenbeziehungen aus der Erfahrung entnehmen, dieselben rein und unabhängig von ihren unwesentlichen empirischen Beimischungen auffassen, aus diesen Auffassungen die rein mathematischen Consequenzen entwickeln und schließlich diese Consequenzen auf die empirischen Vorgänge beziehen. Bei diesem Ausgang von, und bei dieser Rückkehr zu empirischen Vorstellungen darf nicht vergessen werden, daß die apriorischen Gründe eine bloße Vermittlerrolle spielen. Die beiden Acte, durch welche man zunächst auf empirischen Feststellungen fußt und dann wieder zu empirischen Vorstellungen zurückkehrt, müssen sorgfältig unterschieden werden. In dem einen Falle abstrahiren wir uns Begriffe, um an und in ihnen unbekümmert um ihren zufälligen Ursprung apriorisch zu denken. In dem anderen Fall erinnern wir uns jener Abstraction und machen nun das, was wir als in den reinen Begriffen liegend erkannt haben, insofern zur empirischen Satzung, als sich das erfahrungsmäßig Gegebene wirklich in den Formen jener abstrahirten Begriffe präsentirt oder in ihnen (und dann handelt es sich gar nicht um die gewöhnliche Abstraction) präsentiren muß. Den einen Act könnte man die Zurückziehung von der mannichfaltigen Möglichkeit der empirischen Vorstellungserzeugung nennen. Den anderen Act müßte man dann als eine Hinwendung zu der empirischen Quelle bezeichnen. Unter Voraussetzung dieser Namen würde man behaupten dürfen, daß die Zurückziehung nur geschieht, um zu einer Hinwendung zu führen, und daß letztere wiederum der Anlaß einer neuen Zurückziehung auf Grundlage neuer empirischer Feststellungen werden könne, so daß das apriorische Denken nur als vermittelnder Factor des empirischen und als ein bloßer Durchgangspunkt für die Operationen der concreten Wissensbildung erscheint.

Unsere Kenntniß des Daseins der Größen und der natürlichen Zusammenhänge stammt gar nicht aus dem reinen Verstande oder ist mit anderen Worten der Logik und Mathematik völlig fremd. Nur die reinen Formen zu den empirischen Verkettungen nach Grund und Folge, sowie zu den Größenvorstellungen sind im bloßen Denken anzutreffen. Nun muß freilich Alles, was Gegenstand der Erfahrung werden oder auch nur als solcher gedacht werden soll, in den Schematen der Grundformen des Verstandes concipirt werden. Wir bewegen uns daher mit unserem Denken und Vorstellen stets nur in einem System von Bestimmungen, die unter allen Umständen die

Formen des Denkens und Vorstellens an sich tragen. Der Verstand würde nichts als sich selbst zum Gegenstand haben, wenn seine Formen nicht durch die Erfahrung gleichsam erfüllt würden. Es hat daher keinen Sinn, nach einer empirischen Bestätigung der logischen und mathematischen Einsichten zu fragen. Wie sollte auch wohl eine Erfahrung beschaffen sein, die ein Gesetz des reinen Denkens oder Vorstellens widerlegte? Die apriorischen Gründe können nie mit empirischen in Widerstreit gerathen, weil die Erfahrung gar nichts enthalten kann, was nicht mit ihrer eigenen allgemeinen Form übereinstimmte.

Wollte nun aber Jemand noch eine höhere Objectivität, als die der Erfahrung ist, anrufen und etwa meinen, daß die empirischen Begründungen keine Objectivität oder Realität letzter Instanz vertreten, so würden wir ihn darauf aufmerksam machen, daß wir von der Welt oder Natur keinen anderen Begriff als den eines Systems der Erfahrung haben können. Allerdings wurzelt die Form der Erfahrung einerseits im reinen Verstande und findet sich andererseits an allem gegebenen Inhalt. Ferner ist dieser Inhalt selbst sammt seiner Form als aus einem einheitlichen Grunde stammend vorzustellen, und insofern würde sich ein einfacher Begriff der Welt, welcher sich nicht auf die Formen des Daseins bezieht, fassen lassen. Dieser einfache Begriff würde sich zu der stets endlichen und beschränkten Vorstellung eines Erfahrungssystems in ähnlicher Weise, wie der als Grund der Denkbestimmungen gedachte Verstand zu den besonderen Denkvorgängen, Begriffsgebilden und Einsichten verhalten. Ein solcher Grund ist aber selbst da, wo er Grund der Verstandesbestimmungen ist, keineswegs ein gewöhnlicher Erkenntnißgrund. Noch viel weniger ist er es da, wo er als die Quelle des Inhalts der Erfahrungen angesehen wird. Durch die Berufung auf diesen Grund wird nie die Nothwendigkeit des Denkens oder Geschehens erwiesen. In diesem Grunde ist die objective Gültigkeit unserer Vorstellungen nicht mehr zu bewahrheiten, als sie es auch ohne ihn ist. Objectivität letzter Instanz ist daher selbstverständlich nichts weiter als Gültigkeit für das System der Erfahrung. Der Begriff eines Grundes, daß überhaupt ein solches System existirt, kann niemals zu Begründungen im hier gemeinten Sinne dienen und kann daher auch niemals derartige Begründungen widerlegen. Die einzige Funktion, die der Gedanke dieses Grundes hat, ist die Vermittelung der höchsten Einheit in der Bethätigung der besonderen Verstandesbestimmungen.

Das begründende Denken in derjenigen Form, in welcher es wirklich in der Wissenschaft vertreten ist, genügt sich selbst und seinem Gegenstande. Denn es handelt sich stets nur um die Erfassung der Vermittelungen der Vorgänge des Denkens und Geschehens. Indem man von Grund zu Grund übergeht, erkennt man die Momente der erscheinenden Vermittelungen, und mehr als diese Erkenntniß zu erlangen, sind wir weder fähig noch bedürftig. Unsere Fähigkeiten entsprechen hier vollkommen unseren Bedürfnissen. Unser letztes natürliches Interesse haftet an der Einsicht in die Gesetze des Daseins, und diese Gesetze werden durch das begründende Denken bis auf ihre

einfachsten Elemente zurückgeführt. Uebrigens kann uns nur daran liegen, durch eine zutreffende Fassung des gar nicht dem begründenden Denken angehörigen Begriffes des letzten Grundes vor der Chimäre der voraussetzungslosen Nothwendigkeit und so auch vor der Täuschung bewahrt zu bleiben, daß wir eine Einsicht in den Grund der Beschaffenheit des Systems der Dinge hätten oder haben könnten.

Kehren wir zu dem gemeinen Begriff des Grundes als Beweisgrundes oder überhaupt als Vermittlers von Einsichten zurück. Was in der mathematischen Gedankenverkettung Gründe seien, braucht hier wohl nicht erörtert zu werden. Nur sei vor der Verwechselung der Vorstellung des Mittelbegriffs im Schlusse und des Begriffs des Grundes gewarnt. Der Mittelbegriff ist nur ein Seitenbegriff in den gegebenen Urtheilen. Die eigentliche Vermittelung liegt nicht in der Vorstellung dieses Seitenbegriffs, sondern in der Conception des logischen Bandes, durch welches der eine Gedanke an den anderen geknüpft wird. Es ist ebenso unzutreffend, den Mittelbegriff im Schlusse einen Grund zu nennen, als es unthunlich ist, Vorstellungen von Dingen als begründende Gedanken zu bezeichnen.

Wer die Form des begründenden Denkens in der Mathematik kennt, wird nicht in Verlegenheit sein, den entsprechenden Begriff der empirischen Gründe richtig zu fassen. Denn er braucht nur an Stelle irgend eines mathematischen Beweises ein Raisonnement der Mechanik zu betrachten, um die vermittelnden Momente zu erkennen, welche, insofern sie nicht mehr blos formale Consequenzen des reinen Verstandes sind, als Gründe des Geschehens oder überhaupt realen Verhaltens gelten müssen. Der allgemeine Charakter der empirischen Factoren der Einsicht ändert sich nicht, wie concret man auch das Gebiet wähle, in welchem der Begriff der Begründung festgestellt werden soll. Das Gegebensein der empirischen Axiome bleibt ein durch alle Wissenschaften hindurchgehender Charakterzug. Was sich ändert, ist nur die specielle Beschaffenheit der vermittelnden Begriffe. In der Mechanik ist es Mittheilung der Bewegung, in der Physiologie ist es der Begriff des Reizes, wodurch die Einwirkungen vermittelt gedacht werden. Derartige Unterschiede sind jedoch gleichgültig gegen die allgemeine Vorstellung einer empirischen Begründung überhaupt.

Um über die Vorstellung von dem begründenden Denken keinen Zweifel zu lassen, müssen wir an ihr noch die Eigenschaft des Zureichenden erwägen. Am besten erläutert sich dieses Erforderniß der Vollständigkeit durch seinen Gegensatz. Eine ältere Ueberlieferung (wenn ich nicht irre, auch in der Wolfischen Schule vertreten) definirt die Annahme einer Wahrscheinlichkeit als ein Fürwahrhalten aus unzureichenden Gründen. Das Vorhandensein zureichender Gründe soll mithin der Wahrheit, der Mangel der Vollständigkeit der Begründung aber der Wahrscheinlichkeit entsprechen. An dieser Unterscheidung ist etwas Richtiges. Die Vorstellung der Wahrscheinlichkeit ist ein Möglichkeitsbegriff. Durch Einschränkung des völlig unbestimmten Schweifens der apriorischen oder der empirischen Möglichkeitsvorstellungen wird das hervorgebracht, was man Ueberzeugung von der Wahrschein-

lichkeit nennt. In dieser Einschränkung kann nun ein Stufengang statthaben. Die Nöthigung, das Reich der Möglichkeiten in Grenzen einzuschließen, kann immer bestimmter und zwingender werden. Auf diese Weise wird man zu immer begrenzteren und gewisseren Vorstellungen von dem empirisch Möglichen (natürlich nur unter Einschränkung auf eine wenn auch unabsehbare Zeitdauer) und daher, wie es scheint, auch zur empirischen Wahrheit gelangen. Allein in diesem Gedankengang ist eine Täuschung verborgen. Die Feststellungen in der Lehre von den Wahrscheinlichkeiten sind rücksichtlich dessen, was sie auszumachen in Anspruch nehmen, ebenso wahr und zureichend begründet, als es nur irgend andere Wahrheiten zu sein vermögen. Ferner führt die Einschränkung der Möglichkeiten noch keineswegs zu etwas mehr als bloßen Möglichkeitsvorstellungen. Der offene Spielraum mag sich noch so sehr verengen; so lange er überhaupt noch existirt, ist keine Nothwendigkeitsvorstellung gegeben. Die zureichende Begründung scheint mithin auf einem Sprunge aus einem Begriff in den andern, aus der Möglichkeit in die Nothwendigkeit zu beruhen. Indessen können wir diesen ganzen Trug beseitigen, wenn wir bedenken, daß es sich bei jeder Begründung (d. h. bei jedem synthetischen Urtheil) um Wahrheit handelt, und daß es nur darauf ankommt, jedesmal die Beziehung herauszufinden, in welcher von Wahrheit oder Unwahrheit die Rede ist. Wo wir nicht zureichende Gründe haben, da können wir nur in einer gewissen Richtung Vermuthungen hegen. Nun ist es die Aufgabe der Lehre von den Probabilitäten, die Richtungen anzuzeigen, innerhalb deren sich unsere Vermuthungen den Gesetzen der Vorstellung des Möglichen unterwerfen. In dieser Function ist die Wahrscheinlichkeitstheorie selbst an die Beibringung zureichender Gründe ihrer Festsetzungen gebunden, woraus man sieht, wie wenig der Gegensatz des Zureichenden und Unzureichenden geeignet ist, das wahre Wesen der Probabilität aufzuklären.

Ermangeln die zur Erhärtung einer Wahrheit nöthigen Gründe der Vollständigkeit, so sind einfach Lücken vorhanden, und es kann von einer wirklichen Begründung gar nicht die Rede sein. Das Erforderniß zureichender Begründung will also nichts weiter sein, als ein Verlangen nach lückenlosen Beweisen und Nachweisen. Freilich ist nun, damit man sich der Vollständigkeit der Begründung bewußt werde, eine Erschöpfung der Möglichkeiten in der gerade fraglichen Beziehung unumgänglich. In dem Bewußtsein dieser Erschöpfung liegt, wie wir schon früher gesehen haben, das umschließende Band der Nothwendigkeit. Letzteres muß sowohl für apriorische als für empirische Deductionen gefordert werden. Die Ueberzeugung von der Erschöpfung der empirischen Möglichkeiten kann zunächst nur eine wohl begründete Vermuthung, muß aber im Verlauf der Untersuchungen eine aus empirischen Principien und mithin aus dem empirischen Verstande abgeleitete Nothwendigkeit werden. Ob wir die Möglichkeit der Farben in dem uns bekannten Spectrum erschöpft haben, d. h. ob es nicht vielleicht noch eine uns bis jetzt unbekannte Farbengattung (nicht Farbenstufe) geben möge, ist zunächst gar nicht

auszumachen. Nur der thatsächliche Umstand, daß uns die Erfahrung bis jetzt eben nur diesen und keinen anderen Inbegriff von Farbengattungen gezeigt hat, bestimmt uns, unsere Kenntniß in dieser Beziehung für abgeschlossen zu erachten. Allein das Verhältniß ändert sich, sobald wir mit empirischen Principien in die Entstehung der Farben eindringen. Sobald es gewiß ist, daß eine quantitative Steigerung ununterbrochen durch die ganze Farbenscala hindurchgeht, können wir das uns etwa Unbekannte sicherlich nicht mehr innerhalb, sondern allenfalls nur noch an den Grenzen der Scala suchen. Allein auch diese Möglichkeit wird abgeschnitten, sobald man in die Ursachen der Grenzen der Sichtbarkeit eindringt. Feinere Wahrnehmungsmittel mögen noch andere Nüancen jenseit der bekannten Grenzen zeigen; allein die Gattungen sind als erschöpft zu betrachten, weil die Stetigkeit der quantitativen Variation unwillkürlich zu der Voraussetzung drängt, daß man sich bei gewissen Farbenstufen an der Grenze aller Wahrnehmungsmöglichkeit dieser Art befinde. Es ist mit dieser Grenzbestimmung ähnlich, wie mit derjenigen der Tonscala bewandt. In der allmäligen Veränderung der objectiven Ursachen wird an einer gewissen Stelle die subjective Wahrnehmung unterbrochen, und wir lernen auf diese Weise, daß wir den Spielraum der subjectiven Erregbarkeit erschöpft haben.

Unser Beispiel hat uns gezeigt, wie auch der empirische Verstand erschöpfender Disjunctionen und mithin einer zureichenden Begründung seiner Annahmen fähig sei. Hätten wir hier die Hypothesenbildung abzuhandeln, so würden wir jene Erschöpfbarkeit der Möglichkeitsvorstellungen im empirischen Denken geltend zu machen haben, um das Vorurtheil zu beseitigen, daß Hypothesen keines strengen Beweises fähig seien.

Erinnern wir uns schließlich noch einmal der Bedeutung, welche das Princip des zureichenden Grundes nach unseren bisherigen Entwickelungen für die Logik haben könne. Das Princip enthält an sich selbst gar keine bestimmte Einsicht, sondern nur die Aufforderung, in den Vermittelungen der Einsichten keine Lücke in den Beweisgründen zu lassen. Alle Einsichten, welche als wahr gelten wollen, müssen entweder unmittelbar einleuchten oder zureichend begründet sein. Diese Formel ersetzt den wahren Gehalt des hier fraglichen Princips, so daß man unter Voraussetzung derselben den ganzen Satz des zureichenden Grundes aus der Logik und Erkenntnißtheorie streichen kann. Denn es wird dann mit dieser Streichung nur ein metaphysisches Dogma aus der Wissenschaft verwiesen.

Drittes Capitel.

Princip des fehlenden Grundes.

Eine interessante und mit dem Princip der zureichenden Begründung verwandte Erscheinung ist derjenige Grundsatz, welchem wir den Namen des Princips vom fehlenden Grunde geben. Wir sind zu der Abstraction oder vielmehr Hervorhebung eines solchen Grundsatzes durch Beobachtungen veranlaßt worden, die wir im Gebiet der strengsten empirischen Wissenschaft, der Mechanik, angestellt haben. Wir sind später in unserer Auffassung durch die Bemerkung bestärkt worden, daß auch in den metaphysischen Versuchen, das mechanische Trägheitsgesetz aus reinem Verstande zu begründen, jenes Princip des fehlenden Grundes geltend gemacht wird.

Stellen wir zunächst die Form des Satzes selbst fest. Die gewöhnliche Berufung hat folgende ganz einfache Gestalt: „Es ist kein Grund vorhanden, warum u. s. w." Schon aus dieser Fassung erkennt man die Verwandtschaft mit dem Princip des zureichenden Grundes. Denn der Mangel eines Grundes wird hier ebenso als Beweismittel geltend gemacht, wie sonst die positiven Nöthigungen. Man könnte daher in einer ähnlichen Weise wie bei dem Princip der Identität von einer positiven und einer negativen Function des Satzes vom Grunde reden. Um unsere Vorstellungen zu einer bestimmten Einsicht zu vermögen, sind Gründe nöthig. Wo diese Gründe nicht blos zufällig, sondern der Regel nach fehlen und also auch nie aufgetrieben werden können, da können auch die fraglichen Vorstellungen nie entstehen, und muß mithin die Wahrheit in den noch übrigen Möglichkeiten der Vorstellungsbestimmung gesucht werden. Liegt nun eine erschöpfende Eintheilung der in Frage stehenden Möglichkeiten vor, und fehlt für die Annahme des einen Theils der disjunctiven Glieder jeglicher Grund, so muß die Nothwendigkeit in dem anderen Theile gesucht werden. Geht es nun etwa an, durch das Princip des fehlenden Grundes den ganzen Spielraum einer (wenn auch quantitativ unendlichen) Disjunction bis auf eine einzige Gattung von Möglichkeiten auszuschließen, so ist diese Gattung als Vorstellungsnothwendigkeit erwiesen und mithin deren Wahrheit bewiesen.

Ohne die Beispiele, von welchen das Princip des fehlenden Grundes abstrahirt ist, wird schwerlich ein Verständniß desselben zu vermitteln sein. Wir legen daher concrete Fälle vor Augen. In der reinen Logik und Mathematik können Anwendungen unseres problematischen Princips aus guten Gründen nicht aufgetrieben werden. Wir betreten daher sogleich das Gebiet der rationellen Mechanik, welche uns überhaupt um der relativen Strenge ihrer logischen Verfassung und um ihres abstracten Charakters willen als Fundamen-

taltypus einer empirischen, vom Verstande durchdrungenen Wissenschaft gilt.

Wenn es sich darum handelt, zu erklären, warum ein völlig frei aufgehängtes einfaches Pendel, aus seiner Gleichgewichtslage gehoben und nun ausschließlich der Einwirkung der Schwere und seiner Befestigungsart überlassen, abgesehen von untergeordneten Modificationen (etwa Achsendrehung der Erde) einen stets in derselben Ebene liegenden Bogen beschreibe, so antworten selbst mechanische Schriftsteller höheren Ranges, wie z. B. Poisson, daß es an jedem Grunde fehle, warum die Ebene geändert werden solle. Es sei kein Grund vorhanden, durch welchen eine Abweichung determinirt werde. Bei Darstellern, die es mit der Strenge des Raisonnements nicht allzu genau nehmen, also z. B. in manchen beliebten Handbüchern wird man eine Art von Evidenz vertreten finden, die noch weniger gegliedert ist. So wird der Satz von der Zusammensetzung der Kräfte nicht selten für den besonderen Fall von zwei gleichen Kräften auf das Princip des fehlenden Grundes gebaut. Es fehle jeder Grund, sagt man, warum unter Voraussetzung gleich starker Kräfte, die denselben Punkt in verschiedenen Richtungen zu bewegen streben, die wirkliche Resultante mehr nach der Seite der einen als nach der Seite der anderen Kraft zu liegen kommen solle. Auf Grundlage dieser eigentlich aus der Symmetrie der Wirkung angestellten Ueberlegung wird nun kühn angenommen, daß die Richtung der Mittelkraft den von den Richtungen der beiden Seitenkräfte gebildeten Winkel halbiren müsse. Denn es fehlt ja an einem Grunde, warum die Theilung dieses Winkels ungleich werden sollte.

Schon eine Art wissenschaftlichen Instinctes sagt uns, daß der eben erläuterte Gebrauch des Princips des fehlenden Grundes eine Ungehörigkeit sei. Anstatt uns eine Einsicht in die positive Nothwendigkeit zu verschaffen, beruft man sich auf den Mangel von Gründen für eine entgegengesetzte Ansicht. Ja man thut eigentlich nicht einmal dies; denn man gewährt uns keinen Einblick in den Grund der objectiven Unmöglichkeit, sondern hält sich einfach an die Abwesenheit von Bestimmungsgründen. Ich weiß keinen Grund, welcher mich antriebe, aus einem bestimmten Begriff herauszugehen oder in demselben eine Veränderung zu setzen. Meine Begriffe gestalten sich einmal in dieser bestimmten Weise, und ich erwarte getrost die Gründe ihrer Umgestaltung in der festen Zuversicht, daß es dergleichen nicht gebe. Ich mache so das Nichtwissen der Gründe d. h. die Ignoranz zum Erkenntniß- und Beweisprincip.

Nothwendigkeit der Einsicht kann auf positive und auf negative Weise oder auch durch eine logische Function, die Bejahung und Verneinung einschließt, hervorgebracht werden. Unmöglichkeiten und Nothwendigkeiten einzusehen, ist das Ziel alles begründenden Denkens. Nun wird uns aber die Unmöglichkeit einer Beziehung noch keineswegs dadurch bewiesen, daß man sich auf den Mangel eines Grundes für die Annahme der fraglichen Möglichkeit beruft. Soll daher das Princip des fehlenden Grundes in einen Satz von wissenschaftlicher Tragweite verwandelt werden, so muß es sich gefallen lassen, zu einer

bloßen Maxime der subjectiven Gedankenbewegung herabgesetzt zu werden. In dieser Funktion kann es allerdings auch objective Bedeutung und zwar insofern erlangen, als es sich darum handelt, was auf das subjective Denken einwirken und nicht einwirken könne, oder mit anderen Worten, was eine berechtigte und was eine unberechtigte praktische Vorstellung sei. Von diesem ganz unanfechtbaren Gebrauch unseres Princips werden wir in dem nächsten Capitel handeln. Hier müssen wir unser Augenmerk auf die vermeintliche unmittelbar objective Funktion des Princips richten. Kehren wir zu diesem Behuf zu unseren Beispielen zurück.

Um die Hervorbringung einer apriorischen Nothwendigkeit kann es sich in der Frage nach der Ebene der Resultante gar nicht handeln. Alle Versuche, das empirische Princip durch apriorisches Raisonnement herauszuklauben, sind verdientermaßen gescheitert und übrigens auch nie von positivistischen Denkern ersten Ranges unternommen worden. Wir setzen daher hier voraus, was wir hier nicht ausführlich nachweisen können, d. h. wir nehmen als zugestanden an, daß die Nachweisung einer specifisch empirischen Nothwendigkeit auf empirische Principien zurückgehen müsse. Nun ist das oberste Princip der Mechanik das der Beharrung des Bewegungszustandes oder der Erhaltung der einmal mitgetheilten gradlinigen gleichförmigen Bewegung ins Unendliche. Jeder Bewegungs- oder Ruhezustand erhält sich abgesehen von einer Combination mit einem anderen ins Unbegrenzte. Jede Kraft, von der ein Körper afficirt ist, muß als in alle Combinationen eingehend betrachtet werden. Die Ursachen der Bewegung bleiben, was sie sind, was auch übrigens durch den Hinzutritt anderer Ursachen als Erscheinung resultiren möge. Das erste Grundgesetz in der Synthesis der Kräfte besteht mithin in einer Regel, der zufolge wir annehmen, daß jede Kraft sich zur Geltung bringe, so daß die resultirende Erscheinung nur ein Ausdruck derjenigen Art von Vereinbarung ist, welche durch die Einzigkeit des phänomenalen Erfolges erfordert wird. Sind uns also die Vorstellungen von zwei Ursachen gegeben, die demselben Punkt eine verschiedene Richtung der Bewegungsbestrebung ertheilen, so kann die Vereinbarung nur so statthaben, daß zunächst das Gemeinsame in beiden Determinationen gewahrt wird. Die eine Richtung für sich allein gehört allen Ebenen an, die man durch dieselbe legen mag; ebenso verhält es sich mit der anderen Richtung, wenn sie für sich allein betrachtet wird. Nun giebt es aber nur eine einzige Ebene, welcher beide Richtungen angehören, und es wird daher unter der empirischen Voraussetzung, daß sich von der Bestimmtheit der richtenden Ursachen Alles erhalte, was mit deren Combination nicht unvereinbar ist, jene einzige Ebene die Ebene der resultirenden Richtung sein. Ich sage absichtlich der resultirenden Richtung, um den einfachsten Fall der Synthesis der Kräfte im Gleichgewicht einzuschließen. Allerdings können wir nicht behaupten, daß eine Affection in verschiedenen Richtungen etwas Unvereinbares sei. Der Widerspruch würde vielmehr nur in der Vorstellung liegen, daß die eine Richtung neben der anderen bestehen könne, ohne den Zustand des von den Kräften erregten Körpers zu ändern. Was sich combinirt,

sind bereits die Richtungen an sich selbst, und man braucht daher nicht auf Bewegungserscheinungen zu warten, um die besondere Art der Vereinigung der Kräfte vorzustellen.

Wie verhält es sich nun unter Voraussetzung der Combination der Richtungen an sich selbst mit dem Princip des fehlenden Grundes? Es ist kein Grund vorhanden, aus welchem die zusammengesetzte Richtung in einer anderen Ebene als in derjenigen der beiden componirenden Richtungen liegen sollte. Die Berufung kann, wenn sie nicht etwa aus dem Nichtwissen einen Beweisgrund machen will, doch wohl nichts Anderes bedeuten, als daß es in dem Begriff des fraglichen Vorganges an einer Bestimmung fehle, die zu einer anderen Lage der resultirenden Richtung Anlaß giebt. Der Kern der formal durchaus verfehlten Berufung ist also die Vorstellung des Mangels einer Ursache, welche der resultirenden Richtung eine andere Lage anweisen könnte. Eine solche Ursache ist aber mit anderen Worten eine statische oder dynamische Kraft. Der ganze vermeintliche Beweis aus dem Princip des fehlenden Grundes läuft also auf eine Erinnerung an den Inbegriff von Ursachen, den wir wirklich gedacht, und an das, was wir in ihm nicht gedacht haben, hinaus. So enträthselt sich der vermeintliche Erkenntnißgrund, der dem reinen Verstande angehören sollte, als empirischer Realgrund. Wir erwägen die Ursachen der Richtung oder der Bewegung, um deren Vereinigung es sich handelt. Wir gehen dabei von dem empirischen Princip der Erhaltung der einzelnen Beharrungen aus. Wir finden, daß in unseren Begriffen von dem, was erfolgen würde, wenn die einzelnen Kräfte für sich zur Geltung kämen, Nichts enthalten ist, was eine andere Ebene determinirte. Es ist mithin zunächst die positive Vorstellung der Lage in dieser bestimmten, den Richtungen der Seitenkräfte entsprechenden Ebene, was zunächst in unseren Conceptionen zur Geltung kommt. Erst um neben der positiven Idee auch den Begriff dessen zu haben, was zufolge des empirischen Princips nicht geschehen kann, bilden wir uns ein Bewußtsein von der Erschöpfung der in unserem ursprünglichen Begriff des ganzen Vorganges gedachten ursächlichen Bestimmungen und weisen noch besonders auf die Abwesenheit solcher Bestimmungen hin, die eine andere Lage mit sich bringen würden. So ist denn ersichtlich, daß es auf die positive Vorstellung ankomme, und daß die negative Hinweisung auf das, wozu der Grund fehle, selbst wenn diese Hinweisung richtig d. h. in Beziehung auf einen Realgrund formulirt wird, eine nebensächliche Ueberflüssigkeit sei. Es ist genug, positiv zu entwickeln, was aus einem empirischen Princip unter gegebenen Voraussetzungen folge. Es versteht sich ganz von selbst, daß auch eine empirische Nothwendigkeit nur dann bestehe, wenn auch zugleich die empirische Einsicht möglich ist, daß es sich mit der fraglichen Consequenz erfahrungsmäßig nicht auch anders verhalten könne. Die positive Nothwendigkeit einer bestimmten Lage schließt ja eben jede andere Lage aus. Doch pflegt man diesen Umstand keiner besonderen Erwähnung werth zu halten.

Fassen wir unsere Ansicht kurz zusammen. Wir verwerfen den erörterten Gebrauch des Princips vom fehlenden Grunde, weil er

eine Täuschung ist, und fordern eine einfache positive Begründung. Letztere wird gegeben, indem man unter Berufung auf das empirische Princip der Erhaltung der einzelnen Bewegungsdeterminationen die Ebene der beiden Seitenkräfte als das beiden Wirkungen Gemeinsame nachweist.

Wollte uns Jemand mit unserer Voraussetzung einer Berufung auf das empirische Princip der Erhaltung der Einzelkräfte zurückweisen und etwa geltend machen, daß dieses Princip ja selbst erst in der Zusammensetzung der Kräfte erkannt werde, so haben wir diesem Einwand nichts weiter entgegenzusetzen, als daß er das Wesentliche unserer Behauptung gar nicht betreffe. Wir selbst sind der Ansicht, daß sich das Gesetz der Zusammensetzung der Kräfte nur insofern auf einen allgemeineren empirischen Gedanken zurückführen lasse, als man die in der gewöhnlichen Fassung des fraglichen Gesetzes versteckte Mannichfaltigkeit von Bestimmungen analysirt und die Begriffe bloßer Richtungen und statischer Verhältnisse von Bewegungen und dynamischen Wirkungen sondert. Hiezu kommt noch, daß sich ein besonderer Nachweis geben läßt, wie sich in der Zusammensetzung der Kräfte die einzelnen Ursachen erhalten, und daß diese Vorstellung der Erhaltung von der complexen Regel des sogenannten Parallelogramms der Kräfte unterschieden werden muß.

Sehen wir nun jetzt, nachdem wir den einfacheren Fall der Zusammensetzung der Kräfte betrachtet haben, näher zu, wie es sich mit der Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes in dem oben beigebrachten Beispiel des Pendels verhalte. Mit der allgemeinen logischen Frage, die uns hier angeht, verwickelt sich in jenem Beispiel eine fremdartige Schwierigkeit, welche aus der herkömmlichen Zweideutigkeit der Begriffsfassung des Zeitpunktes herrührt und das strenge Denken auch in der hier für uns erheblichen Beziehung fast unmöglich macht. Die richtende Ursache, welche in dem Umstande begründet ist, daß die Entfernung des Endpunktes von dem Befestigungspunkte nicht geändert werden kann, muß als einem dauerlosen Zeitpunkt entsprechend vorgestellt werden. Sonst ist die Stetigkeit der Richtungsänderung nicht streng denkbar. Wir brauchen hier also ein Princip der Zusammensetzungen der Richtungen als solcher, und dürfen zunächst gar nicht nach der Ebene eines Bogentheilchens fragen. Unter dieser Voraussetzung, daß man die Fragestellung auf die schon im Anfangspunkte der Bahn resultirende Richtung und deren Ebene beziehe, ist nun aber die falsche Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes durch die Beibringung eines Hinweises auf die positiv erzeugende Ursache leicht zu ersetzen. Man hat nämlich nichts weiter zu thun, als sich bewußt zu werden, daß der hier fragliche Fall ganz einfach unter die Regel der Zusammensetzung der Kräfte gehöre, und daß mithin die resultirende Kraft stets in der Ebene der Seitenkräfte liegen müsse. Wie nun aber letztere Regel selbst in positiver Weise aufzufassen sei, haben wir ausführlich erörtert. Auf die Schwierigkeit, die stetige Veränderung zutreffend zu denken, können wir hier nicht eingehen, da diese Frage ganz außer dem Wege unserer Untersuchung liegt. Nur sei bemerkt, daß es nicht erlaubt ist, in unserem Beispiel

auch nur die geringste Dauer hindurch eine identische Beharrung der nämlichen Richtung vorauszusetzen und auf Grundlage dieser Identitätsvorstellung nach dem Grunde einer Veränderung zu fragen.

Es bleibt uns noch übrig, die abstracteste Form der Anwendung des Princips des fehlenden Grundes aufzusuchen und den vermeintlichen Beweis des Trägheitsgesetzes zu prüfen. Fassen wir die physikalische Beharrung des Bewegungszustandes als die ursprüngliche und natürliche Gestalt des fraglichen Gesetzes ins Auge. Es ist uns nichts als die Vorstellung gegeben, daß sich ein Körper mit völlig sich gleich bleibender Geschwindigkeit gradlinig bewege. Es soll nun in einem reinen Denkgesetz begründet sein, daß wir nicht umhin können, anzunehmen, der Körper werde, abgesehen von störenden Ursachen, seine Bewegung unverändert ins Unbegrenzte fortsetzen. Fragt man nach der näheren Beschaffenheit dieses reinen Denkgesetzes, so bekundet es sich als Princip des fehlenden Grundes. Es ist kein Grund vorhanden (so ließe sich die Berufung scharf formuliren), aus welchem der in allen Theilen der Zeit sich selbst gleiche Bewegungszustand sich ungleich werden sollte. Das identische Verhalten wird als von dem Zeitablauf und dem räumlichen Fortschreiten unabhängig d. h. rein begrifflich gedacht. Nun ist nicht einzusehen, wie der Begriff einer Ursache durch bloßen Raum und bloße Zeit alterirt werden soll, und man muß sich daher wohl gefallen lassen, daß sich der Begriff des einfachen Bewegungszustandes, in welchem gar kein Element künftiger Veränderung gedacht wird, ungehemmt geltend macht. In der Vorstellung des ganzen fraglichen Vorganges liegt nichts, was über diese Vorstellung hinausführen könnte.

Die angedeutete Ableitung wäre vortrefflich, wenn sie nicht eben das schon als im empirischen Begriff gegeben voraussetzte, was sie zu erweisen sich den Anschein giebt. Woher haben wir den Begriff des sich selbst gleichen Bewegungszustandes? Wie weit erstreckt sich dieser Begriff? Bezieht er sich auf eine begrenzte zeitliche und räumliche Ausdehnung, oder soll er bereits die Unbegrenztheit der sich selbst gleichen Erhaltung mitbegreifen? Der letztere Fall ist offenbar der des Scheinbeweises. Man hat in dem Begriff schon gesetzt, was man nachher als eine neu gewonnene Einsicht ausgiebt. Man hat sich die Erlaubniß genommen, von dem Unterschiede der Endlichkeit und Unendlichkeit der Zeitdauer abzusehen, und sich auf diese Weise zu dem unanschaulichen Begriff der reinen Ursache zu erheben. In dieser Ursache wird nun allerdings Nichts gedacht, was deren erscheinende Wirkung beeinträchtigen könnte. Allein woher haben wir die Conception der Existenz derartiger Ursachen oder mit anderen Worten des Vorhandenseins freier Kräfte? Sicherlich nur durch den Zug des empirischen Denkens, welcher uns nöthigt, aus der wahrgenommenen Annäherung der veränderungslosen Beharrung die hypothetische Vorstellung desjenigen zu entnehmen, was sich ereignen würde, wenn die verringerten störenden Ursachen gänzlich in Wegfall kämen. Es ist also nicht ein Princip des reinen Verstandes, welches uns mit dem Axiom der Beharrung bekannt macht; es ist nicht eine apriorische Einsicht in den fehlenden Grund der Veränderung, was uns von der

Wahrheit des Fundamentalaxioms der Mechanik überzeugt. Jeder Begriff als solcher ist sich selbst gleich, und es kann daher aus dessen Betrachtung keine über den eigenen Inhalt desselben hinausgehende Einsicht gewonnen werden. Es fehlt der Erkenntniß stets an einem Grunde, den identischen Gehalt ihrer Conceptionen umzuändern. Es würde eine Absurdität sein, in einem Begriffe den Grund einer Umgestaltung eben dieses Begriffs finden zu wollen. Ja selbst der Gedanke, daß ein fertiger Begriff als solcher sich umgestalte, ist eine Ungereimtheit, mit welcher das Denken selbst unverträglich ist. Wenn man daher bei der jeweiligen Vorstellung eines Begriffs beharrt und nun behauptet, es fehle, insofern man diesen Begriff denke, an einem Grunde ihn auch anders oder überhaupt an seiner Stelle etwas Anderes zu denken, so hat man vollkommen Recht. Nur gelangt man durch dieses Verhalten nie zu dem Nachweis einer neuen Einsicht.

Unsere Ueberlegungen haben gezeigt, daß der fehlende Grund, auf den man sich rücksichtlich des Beharrungsprincips beruft, Nichts sein kann, als eine fehlende reale Ursache. Es fehlt, behaupten wir, mithin an einer Ursache der Veränderung. Die Erkenntniß der realen Ursachen ist nun empirisch. Wir urtheilen über Vorhandensein und Nichtvorhandensein bewegender Ursachen sicherlich nicht aus reiner Logik oder reiner Mathematik. Ein reiner Erkenntnißgrund, wie doch das Princip des fehlenden Grundes sein will, müßte eine blos apriorische Ueberlegung sein und dürfte nicht den geringsten erfahrungsmäßigen Bestandtheil enthalten.

Hieraus folgt, daß das Princip des fehlenden Grundes, falls es überhaupt zulässig ist, ein empirisches Axiom sein müsse, oder mit anderen Worten, daß es dem empirischen Denken angehöre. In dieser Eigenschaft reducirt es sich nun auch auf ein bloßes Bewußtsein der nicht vorhandenen Ursachen und hat positive Vorstellungen von den vorhandenen Ursachen zum Gegenstück. Es ist daher einfacher und natürlicher, sich zunächst darauf zu berufen, daß die als vorhanden vorgestellten Ursachen zu den gerade fraglichen Wirkungen führen, als sogleich von vornherein das Nichtsein einer gewissen Art der Wirkung auf das Nichtsein einer entsprechenden Ursache zurückzuführen.

Unsere schließliche Meinung läßt sich auch dahin ausdrücken, daß der Satz der Beharrung ein empirisches Urtheil und zwar zunächst immer ein hypothetisches sei. Denn nur insofern wir gewisse Ursachen isoliren oder mindestens isolirt denken, kann behauptet werden, daß diese Isolirung erst durch Hinzutritt anderer Ursachen aufgehoben werden muß, damit eine Abänderung der einfachen Form der Wirkung eintrete. Die Zergliederung der Erfahrungsvorgänge durch den Versuch bildet die Grundlage der Hervorbringung eines empirischen Urtheils über die unendliche Beharrung des sich selbst gleichbleibenden Bewegungszustandes. Der Sprung vom Endlichen zum Unendlichen vermittelt sich durch die empirische quantitative Annäherung. Wir haben mithin einen positiven Grund, von der Steigerung der Gleichmäßigkeit der Beharrung eines fast nur unter der Einwirkung eines Stoßes bewegten Körpers auf die vollkommene begriffliche Identität

dieses Zustandes unter der Voraussetzung zu schließen, daß auch die unerheblichen Störungen der Reinheit des Erfolges beseitigt gedacht werden. Wer also behauptet, das Beharrungsprincip lasse sich aus dem Verstande begründen, hat insofern Recht, als jenes Princip erst durch ein empirisches Urtheil aus den complexen Vorgängen resultiren muß. Er hat aber Unrecht, wenn er den Gedanken eines reinen Erkenntnißgrundes nach Analogie des rein logischen und rein mathematischen Denkens zum Stützpunkt einer Ableitung machen will. Noch weniger läßt es sich aber rechtfertigen, den Mangel eines reinen Erkenntnißgrundes d. h. die reine Negation des Wissens zum Beweismittel zu erheben.

Wir haben an Beispielen, welche die Gedanken zur Präcision nöthigen, ausgeführt, wie unbestimmt und täuschend die Berufungen auf das Princip des fehlenden Grundes ausfallen. Stellen wir nun fest, in welchem Sinne sich in der That ein Princip des fehlenden Grundes aufrecht halten lasse. Ganz wie die Forderung einer zureichenden Begründung, so hat auch die Berufung auf den Mangel einer zureichenden Begründung oder einer Begründung überhaupt ihren guten Sinn. Beide Grundsätze sind Functionen ein und desselben Princips. Man fordert zur Vermittelung einer complexen Einsicht ausreichende Gründe, und man hat ein Recht, einer Behauptnng seine Beistimmung zu versagen, sobald die Gründe fehlen, welche zur Annahme des Inhalts jener Behauptung nöthigen. Ehe man sich überhaupt darauf einläßt, über Wahrheit und Unwahrheit einer Vorstellung zu streiten, kann man nach der subjectiven Begründuug der Erzeugung dieser Vorstellung fragen, und diese Frage wird in dem Falle, in welchem sich die Nöthigung zu der fraglichen Conception nicht nachweisen läßt, die Form einer Berufung auf ein Princip des fehlenden Grundes annehmen. Man wird sich willkürlichen Behauptungen gegenüber ganz einfach daran zu halten haben, daß die Vertreter derartiger Behauptungen weder für sich selbst noch für Andere die nöthigen Gründe beizubringen vermögen. Man wird diese Wendung, welche ich die Wendung vom Grunde nennen möchte, besonders gegen die unendlichen negativen Möglichkeiten, hinter welche sich die Vertheidiger verlorener Sachen zu flüchten pflegen, geltend zu machen haben. Um jedoch Letzteres gehörig zu können, muß eine klare Einsicht über die Vertheilung der Beweislast zu Grunde gelegt werden. Man kann nämlich nicht wissen, wo Gründe beizubringen und nicht beizubringen seien, wenn man sich nicht vorher über die natürliche Regelung der Beweispflicht verständigt hat.

Viertes Capitel.

Beweislast.

Es war eine Unternehmung von großer Tragweite, als sich Locke vorsetzte, den Ursprung der philosophisch erheblichen Begriffe zu untersuchen, und zu scheiden, was auf natürlicher Nöthigung und was auf willkürlicher Erdichtung beruhte. Gelang diese sichtende Arbeit auch nicht in allen Beziehungen, so lieferte sie doch eine hinreichend verständliche Probe von der Methode, die ferner zu befolgen sein würde. Die Begriffskritik ist seit der Zeit jenes englischen Denkers ein bleibender Bestandtheil der philosophischen Orientirungsmethoden geworden. Sie hat die Gestalten gewechselt und ist selbst colossalen Verzerrungen nicht entgangen. Sie hat sich in manchen Richtungen vertieft oder geschärft, ist aber nur da fruchtbar geworden, wo sie den ursprünglich treibenden Gedanken festhielt. Es muß schon eine Abirrung genannt werden, daß Kant die Bedeutung der historischen Begriffskritik unterschätzte. Denn gerade diese Rechenschaft, welche die erfahrungsmäßigen Nöthigungen zur Fassung gewisser Begriffe betrifft, ist eine unerläßliche Vorarbeit zur Entscheidung über Berechtignng und Nichtberechtigung der gerade fraglichen Conceptionen. Die Willkür des Erdichtens kann von der unabweislichen Nöthigung nur dadurch unterschieden werden, daß man den natürlichen Gang der Begriffs- und Erkenntnißbildung feststellt.

Kant glaubte einen großen Schritt zu thun, als er zwischen dem thatsächlichen Besitz der Begriffe und dem Recht zu diesem Besitz unterschied. Auch muß man in der That einräumen, daß der Nachweis des Vorhandenseins einer Vorstellung, sei es bei einem Einzelnen, sei es bei ganzen Völkern oder der gesammten Menschheit, noch lange nicht ausreichend ist, um deren Wahrheit außer Zweifel zu setzen. Die Annahme einer Bewegung der Sonne um die Erde war Jahrtausende hindurch nicht blos ein gemeinsamer, sondern auch ein natürlicher und unvermeidlicher Irrthum des Menschengeschlechts. Käme es nur auf den Besitzstand an, so wäre jeder Begriff schon dadurch gerechtfertigt, daß er überhaupt concipirt wird. Die wunderlichsten Ausgeburten der Erdichtung würden durch ihr bloßes Dasein vor Anfechtungen sicher gestellt. Die Kritik müßte sich vor der nackten psychologischen Thatsache der ungeheuerlichsten Begriffsfassungen und des wüstesten metaphysischen Spuks beugen.

Insofern man sich gegen das Gewicht der mehr oder minder zufälligen Thatsache wendet, ruft man zugleich irgend ein Maß der Kritik zu Hülfe. Nun geht es aber zu weit, wenn auch der constante Besitz, dessen Unveränderlichkeit in dem mannichfaltigen Spiel der Inhaltsgestaltung der Vorstellungen unmittelbar eingesehen wird, noch nicht als genügend erachtet werden soll, den Gebrauch der in unserem

Besitz befindlichen Begriffe zu rechtfertigen. Die Nachweisungen der Art, wie die Begriffe in der Erkenntnißbethätigung hervortreten, muß auch stets, falls sie nicht etwa fehlerhaft ist, eine Angabe des wesentlichen Gehalts jener Begriffe mit sich bringen. Wenn wir an der Wahrheit einer Vorstellung zweifeln und auch gar keinen Weg absehen, die Unwahrheit derselben zu erkennen, so bleibt uns Nichts übrig, als dem natürlichen Gang der Begriffsbildung nachzuforschen. Wir werden dann erkennen, ob in dem Inbegriff der möglichen natürlichen Anregungen der Erkenntnißkraft wirklich ein Grund gegeben worden sei oder überhaupt unter Voraussetzung der erfahrungsmäßigen Beschaffenheit der Dinge und Vorgänge gegeben werden könne, die fragliche Vorstellung gerade so und nicht anders zu fassen und aufrecht zu halten. Zeigt es sich, daß es in dem natürlichen Gange der Erkenntnißbildung an jeder Nöthigung zur Fassung der streitigen Conception fehle, oder daß es nur ein vorläufiger, aber durch spätere Gegenmotive eingeschränkter Antrieb gewesen sei, was zu der jetzt bedenklichen Begriffsfassung geführt habe, so ist eine Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes ganz in der Ordnung.

In den formalen Begriffen als solchen ist gar keine Veränderung. Man kann nicht sagen, daß sich der einfache Begriff des Grundes oder der Ursache an sich selbst umgestaltet habe oder umgestalten könne. Es muß constante Formen in den Erkenntnißfunctionen geben, wenn überhaupt von einer Recognition der Identität der Begriffe die Rede sein soll. Was sich ändert, ist die Art der Erfüllung der leeren Formen, die wir zu empirischen Begriffen besitzen. Was an den Begriffsfassungen wahr und falsch sein kann, ist die Art der Synthesis. Falsche Begriffe verbergen falsche Urtheile. Kritik der Begriffe ist mithin Kritik der Urtheile, die dem mannichfaltigen Inhalt der ruhenden Conceptionen zu Grunde liegen. Der Entstehung der Begriffe nachforschen, heißt also, sich von den ursprünglichen Urtheilen, durch welche jene Begriffe entstanden sind oder etwa noch entstehen, Rechenschaft zu geben suchen. Nun wird man zwischen natürlich begründeten und unbegründeten Urtheilen unterscheiden können. Findet man, daß unter Voraussetzung einer unbefangenen Bethätigung der Erkenntnißkräfte, der zwingende Grund zu gewissen Conceptionen gänzlich mangelt, so können diese Conceptionen für das natürlich menschliche Interesse gar nicht in Frage kommen. Sie gelten dann als unter zufälligen Voraussetzungen entstandene Erdichtungen, deren Irrthümlichkeit sich aus ihnen selbst vielleicht gar nicht einsehen läßt, weil sie in sich selbst keinen Widerspruch enthalten, mit der Erfahrung aber gar nicht in Beziehung gesetzt sein wollen. Diese in das Reich der negativen Möglichkeiten projicirten Gebilde weichen nur der Besinnung auf den natürlichen Ursprung und Hergang der Vorstellungsformation. Um dieser Geister, die vor jeder Berührung mit dem erfahrungsmäßigen Denken in unendliche Ferne fliehen, Herr zu werden, giebt es nur einen einzigen Zauber, und dieser heißt die Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes.

Versuchen wir unser Princip an den berühmtesten Wendungen des Kantischen Gedankenkreises. Der Königsberger Kritiker war

gerade in den erheblichsten Conceptionen der Metaphysik zu dem durchaus negativen Ergebniß gelangt, daß sich aus reinem Verstande in den fraglichen Rücksichten Nichts wissen lasse. Dieses Nichtwissen sollte so zu sagen zweischneidig sein. Es sollte die Bejahung wie die Verneinung, den Beweis wie den Gegenbeweis treffen. Es sollte den Spielraum für die Satzungen eines natürlichen Glaubens wieder frei machen. Das Nichtwissen aus reinem Verstande sollte die Voraussetzung der praktischen Begründungen abgeben. Nun ist es hier nicht unsere Aufgabe, in dieser Wendung des Kantischen Denkens Wahres und Falsches zu unterscheiden. Was uns hier interessirt, ist nur die merkwürdige Berufung auf den Besitz eines gewissen Glaubens und auf den Umstand, daß dieser Besitz durch keine Entscheidung über das Recht zu demselben gestört werden könne, weil eine solche Entscheidung ja überhaupt nicht möglich sei. Die Zuversicht des Glaubens bleibt von dem reinen Verstandesraisonnement unberührt, weil letzteres weder ein Für noch ein Wider hervorzubringen im Stande ist.

Zunächst liegt die Einwendung nahe, daß die auf praktischen Gründen (also schließlich auf einem bloßen Vorstellen nach Maaßgabe des Wünschens und Wollens) beruhende Zuversicht in ihrem eigenen Gebiet factisch gestört werden könne, wodurch sich denn die ganze Sachlage umkehrte. Neben den Annahmen im Sinne eines gewissen Glaubens gehen entgegengesetzte Annahmen einher, und keine Macht ist im Stande, die Gegensätzlichkeit in den Antrieben der Gemüthsvorstellungen auszuschließen. Um in dem Kantischen Gleichniß zu bleiben, so ist der Besitz allerdings gegen die Anfechtungen aus reinem Verstande gesichert und hat von dieser Seite keine Anstrengung eines Eigenthumsprocesses zu gewärtigen. Allein die Thatsache des Besitzes kann durch eine andere Thatsache aufgehoben werden. Wo sich aus dem reinen Verstande Nichts ausmachen läßt, und wo der empirische Verstand in seiner Unordnung belassen wird, da möchte vielleicht die rohe Gewalt der jeweiligen empirischen Antriebe des Vorstellens entscheiden, und die Zuversicht mit dem Zweifel so lange abwechseln, bis von der unbefangenen ursprünglichen Conception Nichts übrig ist.

Kant hat vergessen, daß es Besitzstörungen giebt, und daß für die ihn interessirenden Vorstellungen keine Gewähr der factisch ungestörten Erhaltung in Aussicht steht. Um in der That die Conceptionen des Gemüths vor aller Anfechtung sicher zu stellen, muß man die unvermeidlich nöthigen Gründe, die einen gewissen Kern ihres Inhalts jederzeit mit sich bringen werden, unzweideutig nachweisen. Thut man dies nicht, so sind diejenigen im Rechte, welche sich darauf berufen, daß es abgesehen von erweisbar aus der Beschränktheit des theoretischen Wissens hervorgegangenen Irrthümern gar keinen Grund gebe, aus welchem das natürliche Denken zu der bestrittenen Fassung jener Begriffe genöthigt werden könnte. Die Conception der Ursache oder des Grundes überhaupt wird man stets gelten lassen müssen, weil sie sich in allen Inhaltsveränderungen der Vorstellungen constant erhält, und übrigens Nichts als die Grundform des Denkens

repräsentirt. Allein die metaphysischen Erdichtungen, welche durch falsche Specificationen und phantastische Ausstattungen des Begriffs des Grundes entstehen, wird man vor der gereifteren Einsicht nicht aufrecht halten können. Denn es wird ihr mit dem Wegfall der ursprünglichen Beschränktheit der Erfahrung gegenwärtig an einer Nöthigung fehlen, wiederum den alten falschen Gebrauch der Fundamentalbegriffe des Denkens zuzulassen.

Man hat nur dann ein Recht, sich auf die thatsächlich gegebene Beschaffenheit der Vorstellungen zu berufen, wenn diese Beschaffenheit auf dem Wege der ursprünglichen und natürlichen Gedankenentwicklung gelegen ist. Ein Bewußtsein über die historische Entstehung gewisser Ideen (im Einzelnen wie in der gesammten Menschheit) kann uns wirklich über den natürlich gebotenen Inhalt streitiger Begriffe aufklären. Wer also auch nur die Problemfassung richtig bestimmen will, muß sich zuvor eine Einsicht in die natürliche Entstehung der Ideen verschafft haben. Die falschen Fragestellungen würden verschwinden, wenn man überall zutreffend zwischen der ursprünglichen Fassung der Begriffe und zwischen den Momenten ihrer Veränderung unterschiede. Eine neue Ansicht hat sich zu beweisen, oder allgemeiner geredet, eine über die unmittelbar gegebenen, natürlichen und constanten Bestandtheile des Vorstellens hinausgehende Behauptung hat nöthigende Gründe beizubringen. Was ist nun aber das, was an den Conceptionen so lange ausschließlich gültig bleibt, bis es durch zwingende Gründe erweitert oder gar widerlegt ist? In der Beantwortung dieser Frage liegt die Schwierigkeit, deren Lösung Locke versuchte und Kant stets gering achtete.

Die Frage nach der Erwerbung der Begriffe wird für deren Inhalt selbst entscheidend. Wenn die letzten Principien, auf denen die Ordnung der moralischen Welt beruht, selbst erst geschichtlich erzeugt werden müssen, wenn es also, um die alte Vorstellungsart Lockes zu brauchen, keine angeborene Ideen giebt, so kann über den Gehalt der fraglichen Begriffe auch nur durch den Hinweis auf deren Erwerbung Etwas ausgemacht werden. Es fehlt sonst an einem Grunde, die fraglichen Begriffe gerade so und nicht anders zu fassen. Was ich bei dem Begriff einer Ursache denke, kann ich nur durch den Act der Begriffserzeugung erfahren. Ich muß dies aber wissen, ehe ich auch nur die geringste Behauptung rücksichtlich der Tragweite dieses Begriffs wagen darf. Die Berufung, daß ein Begriff als solcher im Verstande liege, ist eine Trivialität, durch welche Niemand in seiner Einsicht gefördert wird. Denn alle Begriffe beruhen auf Functionen der Denkthätigkeit. Behauptet man aber mehr und versucht nachzuweisen, daß der Begriff der realen Ursache nicht dem empirischen sondern dem reinen Verstande angehöre, so wird man bald erkennen, daß es für eine solche Aufstellung an einem Grunde fehle. Der Begriff des Grundes überhaupt gehört zwar dem Denken als solchen und daher auch schon dem reinen Denken und Vorstellen an. Es ist aber gar nicht abzusehen, wie man neben rein logischen und rein mathematischen Gründen noch einen andern apriorischen Grund

der Vorstellungsverkettung auftreiben wolle. Die reale Ursächlichkeit ist in ihren besonderen Gestaltungen wie in ihrem allgemeinen Dasein etwas Gegebenes und Thatsächliches, was vom Standpunkte des reinen Vorstellens gar nicht zu sein brauchte. Es fehlt mithin nicht nur an einem Grunde zur Annahme der Apriorität der realen Causalität, sondern es ist sogar ein Verstoß gegen das Identitätsprincip, wenn man den Exponenten der als thatsächlich gegebenen empirischen Natursynthesis mit der apriorischen Bedeutung des die rein mathematische Nothwendigkeit vermittelnden Factors ausstattet. Reine apriorische Gründe giebt es eben nur in der reinen Logik und reinen Mathematik, und es fehlt bis jetzt an dem Nachweis einer Nöthigung, auch noch andere Gedankenformen als mit der rein logischen und rein mathematischen Art der Begründung gleichartig anzuerkennen. Was nun mit dem Begriff der Ursache überhaupt nicht gelingt, kann noch weniger mit dem Begriff bestimmter Ursachen, wie die moralischen Determinationen doch wohl sind, erreicht werden.

Das Princip des fehlenden Grundes hat sehr einfache Anwendungen, deren bloße Andeutung genügt. Ehe Copernicus den Nachweis der Unvereinbarkeit der alten Vorstellungsweise mit dem bereits gewonnenen Material der Erfahrung lieferte, hatte man ein Recht, sich auf den Mangel der Nöthigung zu einer andern Conceptionsart zu berufen. In der natürlichen Aufeinanderfolge der Ideen mußte das falsche Urtheil der Beschränktheit dem wahren Urtheil der erweiterten Einsicht vorangehen. Es gab aber und es giebt noch heute kein Mittel, auf directem Wege zu jener folgenreichen Wahrheit zu gelangen.

In allen rationellen Nachweisungen, die eine solide Methode befolgen, muß von dem ursprünglichen Irrthum als einer zunächst indifferenten Vorstellung ausgegangen und erst im Verlaufe der Gedankencombinationen die Nöthigung dargethan werden, die ursprüngliche Annahme mit einer anderen zu vertauschen..

Aehnlich verhält es sich mit der Verbesserung der Vorstellungen über die Art von Wirklichkeit, die man der räumlichen und zeitlichen Ausdehnung zuzuschreiben habe. Wer die gewöhnlichen Begriffe vom Raume durch andere ersetzen will, hat den zwingenden Grund darzuthun, die natürliche Meinung zu verlassen. In dem Streite der Ansichten, die sich in den Gegensatz der idealistischen und realistischen Neigungen theilen, haben bisweilen die Vertreter des Idealismus oder auch des Ideologismus ihren Gegnern den Beweis des Gegentheils aufzubürden versucht. Läßt man es sich nun einmal gefallen, von dem indifferenten Nichts oder der Gedankenlosigkeit ausgehen und eine beliebige in dieses unendliche Reich der negativen Möglichkeiten hineingedichtete Idee widerlegen zu sollen, so hat man seine Sache bereits verloren. Der Gegner braucht nur kühn in willkürlichen Satzungen auszuschweifen, und es wird uns an Mitteln fehlen, dieselben zu widerlegen. Gesetzt es spielte Jemand nicht nur mit dem Wortgebilde eines Raumes von fünf Dimensionen, sondern wäre unverschämt genug, die Existenz eines solchen Raumes oder auch nur

die positive Möglichkeit dieser Existenz zu behaupten, und uns den Beweis der Nichtexistenz aufzulegen, so würden wir, falls wir uns blos an jenem Begriff versuchten, ganz unfähig sein, etwas Verständiges gegen die fragliche Zumuthung vorzubringen. Denn es fehlt in jenem Wortgebilde an einem Widerspruch. Die erdichtete Conception soll gar nicht der uns bekannte Raum sondern etwas außer dem Zusammenhang unserer Erfahrung Belegenes sein. Es fehlt mithin an einem Mittel, entweder unmittelbar oder durch Beziehung auf die uns bekannten Vorstellungen in jenem erdichteten Gebilde (welches man kaum ein Begriffsgebilde nennen kann) eine Unvereinbarkeit aufzutreiben. Das Princip der Identität ist unanwendbar; denn es setzt voraus, daß man Unvereinbarkeiten als solche zu erkennen vermöge. In unserem Fall giebt es aber gar Nichts, wovon man sagen könnte, es sei vereinbar oder unvereinbar. Denn der fragliche Raum mit fünf Dimensionen soll ja vom Standpunkte eines Denkens concipirt werden, welches gegen die besondere Art, wie wir einen Raum vorstellen, gleichgültig ist. Es fehlt uns an einem Princip der Synthesis der beiden Vorstellungen eines Raumes überhaupt und der fünf Dimensionen. Ja es fehlt uns sogar an dem Begriff eines Raumes überhaupt, der die besondere Beschaffenheit der uns bekannten Raumvorstellung nicht an sich trüge. Mit dem Princip der Synthesis fehlt uns nun aber auch offenbar die Erkenntniß der Unmöglichkeit dieser Synthesis. Denn wo wir überhaupt nicht zusammensetzen können, d. h. wo wir nicht einmal wissen, wie der Versuch zu einer Zusammensetzung angestellt werden soll, da können wir auch nicht erfahren, daß eine Zusammensetzung aus positiven Gründen unthunlich sei oder mit anderen Worten, daß der Gedanke derselben einen Widerspruch einschließe.

Es bleibt uns daher Nichts übrig, als uns auf den Standpunkt zu stellen, den unser Gegner eingenommen haben muß, ehe er seine Behauptung aufstellte. Wir haben ein Recht, zu fordern, daß er uns auf die Nöthigung aufmerksam mache, die zu seiner Vorstellung oder auch nur zu der Conception der Möglichkeit einer solchen Vorstellung hinleite. Thun wir dies, so regeln wir die Beweislast und können uns dann, falls nicht zwingende Gründe beigebracht werden, auf das Princip des mangelnden Grundes berufen, ohne nöthig zu haben, über Wahrheit und Unwahrheit der fertigen Behauptung zu streiten.

Die sogenannte Idealitätslehre des Raumes und der Zeit ist mit dem Anspruch aufgetreten, mindestens eine ähnliche wenn nicht eine größere Umwälzung der Denkweise einzuführen, als sie in der Astronomie durch Copernicus bewirkt worden ist. Das gemeine Urtheil soll als ein natürlicher Irrthum aufgegeben und mit der Annahme vertauscht werden, daß Raum und Zeit nur Schemata der Synthesis, übrigens aber an sich selbst d. h. abgesehen von dem sich in diesen Formen der Auffassung ergehenden vorstellenden Subject Nichts seien. Die Zumuthung, diese Ansicht anzunehmen, setzt voraus, daß man auf irgend eine Weise einen Begriff von dem Inhalt dieser Ansicht gewinne. Erst hierauf kann über Wahrheit oder Un-

wahrheit des in jener Ansicht vertretenen Urtheils gestritten werden. Die Bestreiter der Aristarchischen oder Copernicanischen Ansicht hatten wenigstens den Vortheil, klar und unzweideutig zu wissen, was gemeint war. Dies kann man leider nicht von der Kantischen Vorstellung rühmen. Die größte Schwierigkeit derselben war ihre eigene Unbestimmtheit. Der große Verbesserer der Begriffsfassung der Sinneswahrnehmung unterließ es auch, den bloßen Inhalt seines neuen Begriffs zu erläutern und seine Gegner (d. h. zunächst Alles, was nicht er selbst war) zu nöthigen, seine Conception zu reproduciren. Er begann sogleich mit dem Beweis von Etwas, was nicht einmal als indifferenter Begriff (ohne Rücksicht auf Wahrheit oder Unwahrheit) gehörig verständlich war. Was es heißt, die Erde bewege sich um die Sonne, kann Jedermann vorstellen, der überhaupt einen Begriff von der Bewegung eines Körpers um einen andern erworben hat. Was aber die transcendentale Idealität des Raumes eigentlich bedeuten solle (von deren Wahrheit oder Unwahrheit hier noch ganz abgesehen), das wußten und wissen selbst diejenigen nicht recht, die schon über Richtigkeit und Unrichtigkeit der fraglichen Vorstellung stritten, geschweige die, welche gar nicht darüber streiten wollten. Jemand der Nichts von astronomischen Beweisen versteht, wird wenigstens begreifen, was man meint, wenn man ihm sagt, die Erdkugel bewege sich um die Sonne. Allein man frage irgend einen geschulten Philosophen der civilisirten Welt, der nicht gerade von Kant weiß, ob er nach den Auslassungen der transcendentalen Aesthetik auch nur begriffen habe, um welche neue Vorstellungsart es sich eigentlich handle. Wenn er aufrichtig ist, so muß er gestehen (und dieses Geständniß würde auch noch Anderen ziemen), daß er nicht einmal eine unzweideutige Vorstellung von dem erworben hat, was bewiesen werden soll. Seine nächste Forderung an den Urheber der neuen Idee oder an dessen Vertreter wird also dahin gehen, vor Allem über den Inhalt der neuen Ansicht aufgeklärt zu werden. Er wird, falls die Begriffsfassung an sich selbst besondere Vorkehrungen voraussetzt, durch zwingende Gründe genöthigt werden wollen, den Inhalt des Begriffs gerade so und nicht anders zu denken. Wird ihm in dieser Hinsicht nicht entsprochen, so kann er mit Recht geltend machen, daß bis jetzt jeder Grund fehle, an eine wirklich neue Conception zu glauben. Zuerst muß der Begriff des Beweisthema selbst klar gemacht sein, ehe man sich einem Beweisverfahren unterwerfen kann. Denn sonst fehlt die Möglichkeit der Vergleichung des Inhalts der ursprünglichen Behauptung mit dem Inhalt des schließlichen Ergebnisses des Beweises, und es kann gar nicht ausgemacht werden, wer zu beweisen habe. Von der Natur der gerade fraglichen Aufstellung hängt es ja ab, ob sie als positive Behauptung oder als bloße Bestreitung willkürlicher Annahmen zu gelten habe. Die bloße Bestreitung (in welcher kein affirmatives Element ist) braucht sich nicht und kann sich auch in der Regel nicht anders als durch die Berufung auf das Princip des fehlenden Grundes begründen und muß so den Gegner beweispflichtig machen.

Ein Begriff mag ursprünglich aus einer Gedankenvermittelung hervorgegangen sein; dies hindert nicht, ihn abgesehen von Wahrheit und Unwahrheit als bloße Möglichkeit hinzustellen. Hierbei ist jedoch ein Umstand streng zu beachten. Die Möglichkeitsvorstellungen, die man zunächst als indifferent einführt, müssen doch aller mindestens an sich selbst im Denken vollziehbar sein. Nun kann diese Vollziehbarkeit in der Form einer einfachen Verneinung bestritten werden. Dann liegt der Nachweis der Vollziehbarkeit demjenigen ob, der mit der fraglichen Conception operiren will. Die Idealität des Raumes ist nun ein solcher Begriff, der an sich selbst erst erzeugt sein will, ehe von seiner Wahrheit oder Unwahrheit geredet werden darf. Freilich ist es auch gestattet (und diese Form wird die natürlichste sein), den Begriff zugleich mit dem Urtheil, auf welchem er beruht, und auf diese Weise in ein und demselben Acte die Vorstellung nebst der Ueberzeugung von deren Wahrheit hervorzubringen. Gerade aber in diesem Falle darf nicht vergessen werden, welche Wichtigkeit hierbei die „Wendung vom Grunde" und die daran geknüpfte richtige Zutheilung der Beweislast erhalten müsse. Denn da es sich nicht nur um den Beweis einer an sich feststehenden Vorstellung sondern um die Erzeugung einer Conception handelt, die auch ihrer bloßen Möglichkeit oder ihrem einfachen Begriff nach bisher unbekannt war, so hat man bei jedem Schritt des Raisonnements auf der Hut zu sein und streng darauf zu achten, ob nicht irgendwo ein Grund mangele oder die Beweislast vernachlässigt werde. Es ist nicht genug, die in der Form von Sätzen auftretenden Behauptungen zu erweisen; man muß auch die ruhenden Begriffe, insofern in ihnen irgend eine Synthesis verborgen ist, wenigstens als denkbar rechtfertigen. Sonst wird man, wie in dem Beispiel des Raumes von fünf Dimensionen, ein täuschendes Spiel mit dem bloßen Schein von Begriffen treiben und sich die Erinnerung an die Beibringung der Gründe der Denkbarkeit und an die natürliche Pflicht zu dieser Beibringung gefallen lassen müssen.

In metaphysischer Beziehung hat die Regel der richtigen Zutheilung der Beweislast sowie das mit dieser Regel in engem Zusammenhang stehende Princip des fehlenden Grundes wohl die wichtigste Anwendung da, wo es sich um eine dualistische Weltvorstellung d. h. um die Behauptung eines Seins handelt, welches nicht Gegenstand der Erfahrung werden könne. Die unendliche negative Möglichkeit des sich auf keine nähere Bestimmung einlassenden Denkens bildet den Ausgangspunkt für den vermeintlichen Nachweis der Möglichkeit eines anderen Seins. Nun läßt sich auch in der That gegen diese negative Möglichkeit an sich selbst Nichts einwenden. Jedoch ist diese negative Möglichkeit glücklicherweise sehr unschuldig, falls ihr nicht irgend eine positive Vorstellung untergeschoben wird. Jene Möglichkeitsvorstellung ist nämlich vom Standpunkt eines Denkens concipirt, welches von allen Denk- und Vorstellungsgesetzen absieht. Es ist in dieser Beziehung ein völlig unbestimmtes Denken, ja man könnte sagen, ein Verzicht auf das Denken, was das unendliche Reich

der negativen Möglichkeiten eröffnet. Unsere Erkenntniß ist auf dem Standpunkt dieses Denkens in einer gewissen Hinsicht Null, nämlich der einzige Begriff des Seins überhaupt. Soll daher irgend eine Conception auf uns Einfluß gewinnen, so muß sie durch positive Nöthigungen erzeugt sein. Sonst bleibt die allgemeine unendliche rein negative Möglichkeit in jeder bestimmten Frage ebenso wohl im Sinne der Bejahung als im Sinne der Verneinung bestehen, und es wird in der That auch nicht das geringste affirmative Element vorgestellt. Es muß also, wenn die Möglichkeit mehr als das bloße Nichtwissen von dem, was abgesehen vom Denken noch sein möchte, bedeuten soll, eine Begründung hinzukommen. Diese kann nun für die dualistische Weltvorstellung niemals beigebracht werden. Denn im Rahmen der uns bekannten Erfahrung befindet sich kein Antrieb, der zu Mehr nöthigen könnte, als das einheitliche System der Dinge und Vorgänge tiefer zu erfassen, ohne dabei die Identität desselben aufzugeben. Uebrigens würde sich auch noch, (was hier nur beiläufig zu bemerken ist) in der dualistischen Vorstellung ein Widerspruch nachweisen lassen, falls sich dieselbe von ihrem Standpunkt der rein negativen Möglichkeit entfernen und zu positiven Bestimmungen herbeilassen sollte.

Wenn die eine Vorstellung ebenso wenig als die andere positiv determinirt d. h. in negativer Hinsicht oder mit anderen Worten vom Standpunkte unseres Nichtwissens in gleicher Weise möglich ist, so kann der Begriff von einer Wirklichkeit nur durch Hinzutreten eines weiteren Grundes gewonnen werden. Nun sind die Vorstellungen, daß das uns bekannte Spiel des Lebens einem Traum ähnlich sei, allerdings vom Standpunkt des völlig abstracten Denkens zulässig. Allein es fehlt an einem Grund, diese negative Möglichkeit in eine positive zu verwandeln. Die Vertreter des träumerischen Ideologismus haben die Beweispflicht in der Regel verkannt und den Nachweis der sogenannten Realität der Außenwelt von denen gefordert, welche diese Realität annahmen. Sie haben sich wohl gar auf den Satz berufen, daß man von der Wirkung nicht auf die Ursache schließen könne, und so den Schein erregt, als sei der fragliche Beweis unmöglich. Anstatt zwischen dem Schluß auf eine Ursache überhaupt und dem Schluß auf eine bestimmte Ursache zu unterscheiden, und anstatt Sinn und Tragweite des herbeigezogenen logischen Satzes zu untersuchen, haben es die Ideologisten rathsam gefunden, die Beweislast von sich abzuwälzen und dem sogenannten gesunden Verstande aufzubürden. Sie machten diese Wendung sicherlich nicht mit vollem logischen Bewußtsein, sondern folgten einem Instinct, der die schwache Seite der träumerischen Conceptionen zu verbergen antrieb. Die einzige Schutzwehr gegen derartige tumultuarische Zumuthungen, die alle Grundsätze des natürlichen Ganges der Erkenntnißbildung verleugnen, bleibt eine sorgfältige Regelung der Beweislast. Wie diese Regelung im besonderen Fall zu geschehen habe, kann, wie die von uns angezogenen Beispiele lehren, nicht im Allgemeinen d. h. nicht ohne Rücksicht auf die empirische Natur des gerade fraglichen Falles

festgestellt werden. Was eine neue Behauptung d. h. eine Veränderung der bisher in natürlicher Weise vermittelten Vorstellungen sei, läßt sich stets nur aus der Vergleichung und im Zusammenhange des natürlichen Gedankenganges bestimmen. Von einer solchen Bestimmung hängt aber die Anwendbarkeit der bekannten Regel ab, daß der Behauptende zu beweisen habe.

Formuliren wir schließlich noch die erheblichste Seite unserer Ueberlegungen. Unser Grundsatz besteht darin, uns willkürlichen Erdichtungen gegenüber zunächst gar nicht auf die gewöhnliche Form eines Streites über Möglichkeit und Unmöglichkeit, über Wahrheit und Unwahrheit einzulassen, sondern uns mit der „Wendung vom Grunde" zu begnügen, und dem gegen alle Regeln der gemeinen Vorstellungsart oder gegen die bisher wohl begründeten Annahmen Behauptenden den Beweis aufzulegen. Die hauptsächlichste Schwierigkeit der Anwendung dieser Maxime wird die Bestimmung desjenigen sein, was als wohl begründete Annahme betrachtet werden müsse. Im einzelnen Fall wird aber diese Schwierigkeit durch Erwägung des natürlichen Ganges der Erkenntnißbildung leicht gehoben werden können, und so ist denn auch ersichtlich, warum wir guten Grund hatten, im Eingange dieses Capitels auf die Begriffskritik Lockes hinzuweisen, und die Bedeutung einer Aufmerksamkeit auf die natürliche Entstehungsart der Conceptionen hervorzuheben.

Fünftes Capitel.

Erkenntniß der Analogien.

Bisher betrachteten wir das Princip der zureichenden Begründung unter Voraussetzung des Begriffs des Beweisgrundes einerseits und des in den unmittelbaren Einsichten wirksamen Antriebes andererseits. Wir machten uns außerdem klar, in welchem Sinne der Begriff des Grundes aller Gedankenmöglichkeit sowie aller realen Thatsächlichkeit zu verstehen sei. Um nun unsere Behauptung, daß der Satz des zureichenden Grundes blos logische nicht aber die ihm gewöhnlich beigelegte metaphysische Bedeutung habe, noch weiter zu veranschaulichen, wollen wir das Wesen der sogenannten Realgründe näher untersuchen.

Wir erkennen in der Erforschung der Natur niemals sogenannte letzte Gründe sondern stets nur Analogien. Die Grundgestalt der eingehendsten empirischen Begründungen ist die Feststellung von Analogien. Was ist nun aber im streng logischen Sinn eine Analogie? Ist sie eine bloße Aehnlichkeit oder theilweise Uebereinstimmung gewisser Charaktere der Dinge und Vorgänge?

Mit der gewöhnlichen oberflächlichen Vorstellung der Analogie

reichen wir hier nicht aus. Wir brauchen hier einen in jeder Beziehung bestimmten Begriff, nämlich den der Correspondenz der bestimmenden Gründe. Analogie ist bei den alten Mathematikern soviel als Proportion, und es ist wahrscheinlich, daß der logische und der mathematische Begriff nicht unabhängig von einander concipirt sind. Wenn Analogie in der Mathematik die Gleichheit von zwei Größenverhältnissen (eigentlich der Exponenten dieser Verhältnisse) bedeutet, so wird der entsprechende allgemeine logische Begriff die Identification von zwei Beziehungen des Grundes und der Folge sein müssen. Der gemeinsame Exponent in den identisch gesetzten Relationen ist irgend ein bestimmter Begriff des Grundes, also etwa der Begriff einer realen Verursachung überhaupt. In jeder concreten Analogie wird dieser allgemeine Exponent einen mehr oder minder bestimmten Inhalt haben, d. h. er wird irgend eine besondere Art oder Form der Verursachung vorstellen. Hiernach wird jede Analogie schließlich auf die Vorstellung von der Identität des vermittelnden Begriffs in zwei Urtheilen des Grundes hinauslaufen. Wir brauchen mithin, um die empirischen Analogien zu denken, unsere Kenntniß des Wesens der Gründe gar nicht zu erweitern. Wir haben nur nöthig, die uns ihrem Wesen nach vielleicht für immer unzugänglichen Ursächlichkeitsformen mit einander zu vergleichen, um aus den zufälligen Unterschieden ihrer complexen Bethätigung die Identität irgend einer Grundgestalt hervorzuheben.

Die größte Entdeckung der rationalen Naturforschung ist Nichts als die Erkenntniß einer Analogie gewesen. Als Newton den Gedanken faßte, die den Mond an seine Bahn fesselnde Kraft möchte dieselbe Ursache sein, als die welche den Stein zur Erde fallen macht, concipirte er, logisch ausgedrückt, eine problematische Analogie. Der Grund der beiden äußerlich sehr verschiedenen Wirkungen (des freien Falles auf der Erde und der Ablenkung von der gradlinigen Beharrung) konnte möglicher Weise seinem allgemeinen Begriff nach derselbe und etwa nur durch quantitative und örtliche Voraussetzungen der Bethätigung specialisirt sein. Es kam darauf an, von der Möglichkeit der Analogie durch den Nachweis quantitativer Uebereinstimmungen (fast das einzige strenge Beweismittel der Richtigkeit einer naturwissenschaftlichen Hypothese) zu einer Einsicht in die Thatsächlichkeit zu gelangen. Nachdem dieses Ziel erreicht worden war, hatte nun die Analogie die bestimmtere Gestalt einer Einsicht in die allgemeine begriffliche Identität der wirkenden Ursache, verbunden mit der zugehörigen Einsicht der quantitativen Differenzirung dieser identischen Wirksamkeit nach Maaßgabe der Veränderung der räumlichen und überhaupt der Größenvoraussetzungen. Das Gravitiren aller materiellen Theilchen gegen einander ist gleichsam der gemeinsame Exponent aller nur denkbaren Relationen, während das Gesetz der Abnahme der Wirkung mit dem Quadrat der Entfernung eine der besonderen Bestimmungen ist, welche den concreten Verhältnissen ihre eigenthümliche Gestalt geben. Worauf es uns hier jedoch in der Zergliederung dieses Beispiels am meisten ankommt, ist der Umstand,

daß über die Beschaffenheit des Grundes an sich selbst, (des Exponenten aller Verhältnißvorstellungen) Nichts ausgemacht worden ist und auch nie Etwas ausgemacht werden kann. Was das Gravitiren noch außer der Vorstellung, die wir durch die Wahrnehmung der Thatsachen erlangt haben, sein möge, ist eine Frage, zu welcher uns der bestimmtere Begriff fehlt. Wir können gar nicht angeben, was es heißen solle, von dem Grunde des Gravitirens Rechenschaft geben. Hätte die Erweiterung unserer Naturerkenntniß von einer solchen vermeinten Einsicht in das Wesen der Gravitation abgehangen, so würden wir noch heute bei der Aristotelischen Manier des Philosophirens über Schwere und Leichtigkeit stehen, und uns bis jetzt mit Nichts als den Anregungen zum Spiel in den oberflächlichsten Vorstellungen beschäftigt haben. Von einer eigentlichen Wissenschaft würde unter Voraussetzung jenes Forschens nach dem Wesen der Ursachen an sich selbst gar nicht haben geredet werden können. Inwiefern eine Auffassung der Naturkräfte nach Analogie unserer Willenskräfte einen Sinn haben könne, werden wir später sehen, wenn wir die Begriffe von letzten Gründen erörtern.

Hier bleibt uns noch übrig, auf die Kantische Vorstellung von den „Analogien der Erfahrung" hinzuweisen und unsere eigene empirische Conception vor Vermischung und Verwechselung mit jenem vermeintlich reinen Verstandesgrundsatze, den Kant an die Stelle des Princips des zureichenden Grundes setzte, sorgfältig zu sichern. Der Königsberger Kritiker beschränkt die Gültigkeit des Princips des zureichenden Grundes auf bloße Erscheinungen, d. h. er leugnet die Anwendbarkeit desselben auf die Verhältnisse der Dinge an sich selbst. Er gesteht ferner dem Princip nur eine regulative aber keine constitutive Function zu, d. h. er betrachtet die Forderung der zureichenden Begründung nur als einen Antrieb zum unbegrenzten Gebrauch des Stammbegriffes der Ursache. Man sollte nun glauben, daß durch diese Einschränkungen der von uns verworfene metaphysische Bestandtheil des Satzes auch bei Kant gänzlich eliminirt sei.

In der ersten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft finden wir den sogenannten „Grundsatz der Erzeugung" (dies ist der Name des Satzes, der das Princip des zureichenden Grundes vertreten soll) folgendermaaßen ausgedrückt: „Allem was geschieht geht Etwas voran, worauf es nach einer Regel folgt." In der zweiten Ausgabe wird dagegen gesagt, daß alle Veränderungen nach dem Verhältniß von Ursach und Wirkung erfolgen, was offenbar nichts Anderes bedeutet, als daß zu jeder Veränderung eine Ursache, oder daß jede Veränderung durch den Begriff des ursächlichen Zusammenhangs vermittelt zu denken sei.

Das eben formulirte allgemeine Gesetz, demzufolge die Veränderung des Inhalts der Erscheinungsformen als durch den Begriff des ursächlichen Verhältnisses denkbar vorgestellt wird, soll nach Kant über den besonderen Naturgesetzen stehen, ja sogar eine Natur d. h. einen Inbegriff gesetzmäßiger Hergänge und mithin die Erfahrung selbst erst möglich machen. Unter dem Namen einer „Analogie der

Erfahrung" fungirt es als oberstes im reinen Verstande selbst gegründetes Naturgesetz.

Die Bezeichnung als Analogie erklärt sich, wie leicht aus dem Zusammenhange der Kantischen Entwicklung zu entnehmen ist, durch die Vorstellung, daß der Gedanke des ursächlichen Verhältnisses der gemeinsame Exponent eines ganzen Systems von Conceptionen des erfahrungsmäßigen Laufes der Vorgänge sei. Die besonderen Naturgesetze drücken sämmtlich bestimmte Arten der allgemeinderCausalität aus, welche eine Grundform der verstandesmäßigen Ordnung der Erscheinungen ist. Alles kommt jedoch darauf an, ob man den Exponenten dieser Grundform zu möglichen Verhältnissen im reinen oder ob man ihn im empirisch bestimmten Verstande sucht. Ersteres thut Kant. Letzteres thun wir. Für uns giebt es nur erworbene Begriffe von empirischen Analogien, nicht aber erzeugte. Der Realgrund der Vorgänge ist auch seiner allgemeinen Form nach uud nicht etwa blos seinem besonderen Inhalt nach etwas Gegebenes, was auch sein würde, wenn der Verstand gar nicht wäre.

Nach dieser Erläuterung besorgen wir keine Vermischung unseres Begriffes der Erkenntniß der empirischen Analogien mit der Kantischen Vorstellung von einer Analogie der Erfahrung. Die Erkenntniß der empirischen Analogien beruht stets auf einem bestimmten vermittelnden Begriff, der gleichsam als einheitlicher Logos oder Exponent in einer Mannichfaltigkeit verschiedengearteter Erscheinungen fungirt. Dieser Exponent ist aber nicht der reine Begriff des Grundes, der schon im rein mathematischen Verstande Anwendung findet, sondern der Begriff der realen Causalität, der sich als aus bloßem Verstande entspringend nicht begreifen läßt.

Zweiter Theil.
Dialektische Ausführungen.

Erster Abschnitt.
Begriffe von Unendlichkeiten.

Erstes Capitel.
Allgemeine Gestalt der Aufgabe.

Die Begriffsfassung der Unendlichkeiten ist die Hauptschwierigkeit der metaphysischen Philosophie. Alle Aufstellungen, die man bisher versucht hat, bewegten sich um die Lösung jener Schwierigkeit. Die Verlegenheiten der Eleaten wurzelten in der Unmöglichkeit, eine passende Vorstellungsform für die Unendlichkeitsgedanken zu finden. Kant's theoretisches System hat seinen ernstlichsten Rückhalt in denjenigen Behauptungen, die sich an die Conception der Unendlichkeiten knüpfen. Wir betreten mithin das äußerste Gebiet des Denkens, indem wir die Gestalten festsetzen, in denen eine zutreffende Begriffsfassung des Unendlichen möglich ist.

Wir werden bei unserer Unternehmung vor unseren Vorgängern einen wichtigen Vortheil voraus haben. Wir werden uns nämlich hüten, sogleich die Vorstellungen von Raum und Zeit einzuführen. Wir werden uns zunächst mit einer höheren Stufe der Abstraction beschäftigen und die Zahl oder Anzahl zum Ausgangsbegriff unserer Erwägungen machen. Auf diese Weise vermeiden wir die Verwicklungen mit jener zweideutigen Ueberlieferung Kants, die sich Idealitätslehre nennt, und deren wahrer Sinn das gerade Gegentheil alles träumerischen Idealismus sein soll. Haben wir uns erst einmal unabhängig von den concreten Conceptionen (Raum und Zeit) über die Begriffsfassung der Unendlichkeiten belehrt, so werden wir jene berühmte Theorie der Idealität und Formalität auf ihren haltbaren Kern zurückzuführen und deren Zweideutigkeiten zu entscheiden im Stande sein.

Wir werden uns also, anstatt sogleich mit den Begriffen des

unendlichen Raumes und der unendlichen Zeit zu beginnen, zuvor mit dem Begriff der unendlichen Zahl beschäftigen. Um in dieser Hinsicht gewissen leichtfertigen Einwendungen von vornherein zu begegnen, erinnern wir daran, daß in der Kantischen Erkenntnißtheorie die Zahl eine mittlere Stellung zwischen dem reinen Verstandesbegriff der Größe einerseits und den Grundformen der Sinnesvorstellung (Raum und Zeit) andererseits einnehmen sollte. In dieser Function galt die Zahl als ein Schema des reinen Verstandes, durch welches sich die Anwendung des unanschaulichen Größenbegriffs auf Gegenstände der Sinne vermittelte. Ohne uns nun hier auf die Unterscheidung des Begriffs der Größe überhaupt von dem Begriff der Zahl einzulassen, beschränken wir uns auf den Hinweis, daß „Vielheit" bei Kant ein reiner unanschaulicher Verstandesbegriff ist, und daß sich doch in der That gar nicht angeben läßt, wie dieser Begriff als Schema, d. h. als Zahlenvorstellung irgend welche Umgestaltung erfahre. Unseres Erachtens ist Zahl überhaupt und Vielheit völlig dasselbe. Der reine Begriff einer Vielheit existirt nur als Zahlenvorstellung. Wie aber eine Conception beschaffen sein solle, die zum Theil der sinnlichen zum Theil der unsinnlichen Conceptionsart durch abstracte Verstandesbegriffe angehörig gedacht wird, ist gar nicht einzusehen. Denn die Anwendungsgestalten der abstracten Begriffe kann man nicht als neue Conceptionsgattungen gelten lassen. Wir können mithin getrost von der Zahl als eine Abstraction letzter Instanz ausgehen, ohne nachhaltige Anfechtungen gewärtigen zu müssen.

Das interessanteste und wichtigste Problem der Metaphysik, von welchem die Lösung fast aller übrigen Schwierigkeiten abhängig war, lautete bisher: Wie sind der unendliche Raum und die unendliche Zeit zu denken? Wir setzen an die Stelle dieser Frage eine andere, die um eine Stufe abstracter ist. Wir verlangen zu wissen, wie die unendliche Zahl denkbar sei. Ja in einem gewissen Sinne soll es sich nicht blos darum handeln, wie, sondern auch ob sie denkbar sei.

Wie schon gesagt, beherrschen wir durch diese Fragestellung das ganze weite Gebiet der Täuschungen, die aus den bestimmteren Unendlichkeitsbegriffen entspringen. Auch folgen wir nur einem allgemeinen wissenschaftlichen Gesetz, wenn wir die Schwierigkeiten auf einer höheren Stufe der Abstraction aufsuchen. Wer einmal mit der dialektischen Wendung bekannt ist, welche die zutreffende Begriffsfassung der unendlichen Zahl angeht, wird für alle möglichen Fälle vorbereitet sein und nicht in Verlegenheit gerathen, in welcher Gestalt ihm auch die besonderen und durch allerlei Nebengesichtspunkte verwickelten Schwierigkeiten erscheinen mögen. Ich ersuche daher den Leser, über den jetzt ins Reine zu bringenden Punkt nur nach vollständigem Verständniß desselben hinwegzugehen und lieber alles Fernere gänzlich unbeachtet zu lassen, als ohne gehörige Vorbereitung an ein Studium zu gehen, welches mindestens ebenso wie das der Mathematik seine Voraussetzungen hat. Die Dialektik, die ich hier vortrage, ist keine Gymnastik des Geistes, zu welcher man die Logik nie erniedrigen darf. Sie überliefert vielmehr fertige Einsichten, die bei

allen gedanklichen Arbeiten von Nutzen sein und für alle Arten der angewandten Logik Werth haben müssen.

Bevor ich die einzig mögliche Begriffsfassung der unendlichen Zahl feststelle, muß ich noch kurz den Gang der Untersuchungen dieses Abschnitts anzeigen. Ich scheide die logischen Unendlichkeiten von den mathematischen Unendlichkeiten aus dem Gesichtspunkt der Begriffsart, welche zur Conception der gerade fraglichen Unendlichkeit Anlaß giebt. Logische Unendlichkeiten werden daher die unbegrenzten Reihen möglicher Voraussetzungen oder Begründungen sein, während die Vorstellungen der Größentheilung und Größenzusammensetzung zu den mathematischen Unendlichkeitsbegriffen führen. In beiden Fällen ist jedoch die Form der unendlichen Reihe als Fundamentalgestalt anzuerkennen. Hierin liegt denn auch der Grund, warum wir von einem gemeinsamen Typus der Unendlichkeitsbegriffe beiderlei Art auszugehen haben. Jedoch wäre es ganz unfruchtbar, über die Benennung der Grundgestalt des Denkens der Unendlichkeiten zu streiten und entscheiden zu wollen, ob das Fundamentalschema einen logischen oder einen mathematischen Charakter habe. Unseren früheren Andeutungen zufolge haben formale Logik und reine Mathematik ein gemeinsames Erkenntnißprincip. Es hat daher stets etwas Ungehöriges, wenn ein logisches Capitel gleichsam als eine höhere Stufe der Abstraction einem Capitel vorangeht, in welchem Grundformen des mathematischen Gedankens erwogen werden. Denn letztere Grundformen können so abstract sein, daß sie überhaupt allem Denken und nicht blos den specifisch mathematischen Erwägungen angehören. In diesem Falle giebt es gar nicht zwei verschiedene Wissensgattungen, sondern es sind unter dieser Voraussetzung die Benennungen logisch und mathematisch nur verschiedene Bezeichnungen ein und derselben Sache. Wenn wir daher ein besonderes Capitel über mathematische Unendlichkeiten aufstellen, so geschieht dies nur, um die logischen Schwierigkeiten, welche bisher im Felde der reinen Mathematik von Wichtigkeit waren, von denjenigen Verlegenheiten abzusondern, in welche auch das gemeine unwissenschaftliche Denken abgesehen von mathematischen Anwendungen geräth. Es wäre aber auch ebenso gut möglich gewesen, schon die allgemeine Kritik der Begriffsfassungen der unendlichen Zahl als mathematische Wendung aufzuführen. Es giebt nun einmal keine Hervorbringung logischer Einsichten ohne Vermittelung der mathematischen Urtheilskraft, und es kann daher von einem abstracten logischen Gesichtspunkt nur insofern die Rede sein, als sich Begriffe wie der der Ursache als natürlicher Antrieb zur Conception unendlicher Reihen darbieten. Allein auch in diesem Fall ist die Vorstellung der unendlichen Zahl der Glieder des logischen Zusammenhangs offenbar mathematisch, insofern man nämlich den Begriff der unendlichen Zahl an sich selbst betrachtet. Es giebt daher keine logische Einsicht ohne die Voraussetzung der Vorbedingungen des allgemeinen mathematischen Denkens. In diesem Sinne muß denn auch unsere Eintheilung verstanden und der Gang unserer Untersuchung aufgefaßt werden.

Zweites Capitel.

Unendlichkeiten der bloßen Logik.

Zufolge der eben gegebenen Erklärung haben wir mit der Begriffsfassung der unendlichen Zahl zu beginnen. Sobald man in seinen Begriff Nichts weiter faßt als die Vorstellung der Abwesenheit eines Hindernisses, Einheit zu Einheit unaufhörlich hinzuzufügen, bleibt man vor jeder Schwierigkeit bewahrt. Denn in diesem Begriff der unaufhörlichen Wiederholung der Einheit ist gar nichts eingeschlossen, was die Conception mit sich selbst d. h. deren Theile mit einander unverträglich machte. Würde etwa vorgestellt, daß in der Natur der Dinge oder auch nur in der Beschaffenheit des menschlichen Wesens eine Gewähr läge, die unaufhörliche Wiederholung auch wirklich ins Unbegrenzte fortsetzen zu können, so würde hiermit ein Nebengedanke eingeführt, von dem sich jene Begriffsfassung freihalten muß. Denn wir können gar nicht wissen, ob eine unbegrenzte Synthesis wirklich in der Natur der Dinge oder auch nur in der Verfassung unseres Verstandes angelegt sei. Man achte genau auf den Unterschied zwischen der Vorstellung, daß in der Function des Denkens selbst kein Hinderniß der Wiederholung concipirt wird, und zwischen dem Gedanken, daß es überhaupt kein solches Hinderniß geben könne. Mit jener ersteren Vorstellung bleibt man nur seinem eignen Begriff von der unbegrenzten Wiederholung treu, während man mit dem anderen Gedanken Etwas über die Beschaffenheit der Dinge und des Verstandes behauptet, was einerseits nie durch Erfahrung festgestellt und andererseits auch nie durch bloßes Denken ausgemacht werden kann. Wir müßten nämlich gänzlich ohne Voraussetzung oder mit anderen Worten aus Nichts Etwas schließen können; um zu beantworten, ob die unendliche Zusammensetzung im Fundament der Dinge angelegt sei. Ueber Möglichkeiten schlechthin können wir niemals entscheiden; ja dieser Begriff selbst ist gar kein Denkbegriff im gewöhnlichen Sinne, sondern nur in Rücksicht auf den Realgrund faßbar. Alles Urtheil über Möglichkeiten setzt Thatsachen voraus, in Beziehung auf welche die Möglichkeiten gedacht werden. Nun ist die negative Thatsache, daß wir mit dem Begriff der wiederholten Zusammensetzung von Einheiten keine Vorstellung von einem Hinderniß der Fortsetzung dieser Thätigkeit verbinden, das Fundament des hier für uns fraglichen Möglichkeitsbegriffs. Die Unbegrenztheit des Fortganges ist daher zunächst als Verneinung des Vorhandenseins einer Hemmung zu denken. In dem Denkacte selbst liegt kein begriffliches Element, welches dem Gedanken einer Hemmung entspräche. Es ist mithin nur eine Anwendung des Princips der Identität des Identischen, wenn wir uns bewußt bleiben, daß die beharrliche Fortsetzung der Reihe in ihrem eignen Begriff nichts Widersprechendes

und daher auch keinen Grund der Hemmung einschließe. Es giebt keine Zahl, über welche hinaus nicht noch eine größere als möglich gedacht werden könnte. Die Hinzufügung von Einheiten hat ihrem Begriff nach keine Grenze. Es kann keine größte Zahl geben; denn der Begriff der größten Zahl würde dem Gedanken der Unbeschränktheit des Hinzufügens widersprechen.

Ehe wir weiter gehen und die metaphysischen Behauptungen untersuchen, müssen wir uns von der einfachsten Gestalt des Entstehungsprincips der unendlichen Zahlenreihe Rechenschaft geben. Bereits die erste Zusammenfassung von Eins und Eins stellt die Fundamentalgestalt der den Reihenbegriff ermöglichenden Thätigkeit dar. Ob ich eine Einheit zu Tausenden hinzufüge und vielleicht auch in einem Acte einen ganzen Theil der Reihe bilde, oder ob ich nur zwei Einheiten vereinige, ist im Wesentlichen dasselbe. Die Function, auf welche es ankommt, ist das Hinausgehen über das, was man sich gleichsam schon gegeben hat, zu Etwas, was noch nicht gesetzt ist, sondern erst im Hergang des Denkens selbst gesetzt wird. Ebenso ist der Rückgang, durch welchen man sich der früheren Einheiten erinnert, ganz dieselbe Function, gleichviel ob eine ganze Reihe rückwärts durchlaufen wird oder nur auf eine einzige Einheit zurückzugehen ist. Das vereinigende Band ist bei jedem einzelnen Schritt, den man von Glied zu Glied thut, stets dasselbe. Ist daher kein Hinderniß vorhanden, auch nur Eins zur ersten Einheit zu fügen, so kann es sich auch ferner nicht mehr einstellen. Denn der Begriff der zusammensetzenden Vereinigung ist bereits vollständig in dem Gedanken, daß Eins zu Eins hinzukomme, enthalten. Fernerhin geschieht Nichts, was sich nicht in Form dieses Begriffs vollzöge. Der Uebergang zwischen den einzelnen Einheiten oder Elementen wird regelmäßig durch dieselbe einfache Function vermittelt. Liegt nun in dem Begriff dieser Function Nichts, was sich widerspricht, so ist gar nicht abzusehen, wie diese Function in sich selbst eine Schranke haben soll.

Man prüfe streng seine Vorstellungen. Findet man in dem einfachen Gedanken, daß Eins zu Eins hinzutrete, — findet man also bereits in der Vorstellung der Zweiheit einen Widerspruch, so lasse man alles Folgende auf sich beruhen. Denn in diesem Falle können wir uns nicht einmal darüber verständigen, was Widerspruch sei und nicht sei.

So lange ein Begriff nur sich selbst gleichgesetzt wird, kann von einem Widerspruch nicht die Rede sein. Denn der Widerspruch besteht eben darin, daß zwei Begriffe in einer Hinsicht als identisch gesetzt werden, in welcher sie verschieden sind. Ferner wird der Widerspruch eine bestimmtere Gestalt annehmen, sobald der vermittelnde Begriff, der die Seitenbegriffe vereinigt, mehr als den allgemeinen Gedanken der Nichtidentität enthält. Nun fehlt es in unserm Fall sowohl an dem bestimmteren als an dem allgemeineren Erforderniß. Fortsetzung der Hinzufügungen ist eine einfache Conception, in der gar kein Urtheil gegeben ist, und mithin auch kein Widerspruch enthalten sein kann. Wo kein Urtheil — da auch kein Widerspruch.

Halten wir uns an diese Formel, und sehen wir nun zu, wie überhaupt ein Urtheil in die Begriffsfassung der unendlichen Zahlenreihe kommen könne. Die Unbegrenztheit der Zahlenreihe sei, sagten wir oben, eine rein negative Vorstellung. Wie kommt nun eine positive Behauptung, die über den Begriff des unbeschränkten Hinausgehens selbst hinausgeht, in den hier fraglichen Unendlichkeitsbegriff? Wie geschieht es, daß Etwas aus bloßem Gedanken über die Unendlichkeit geurtheilt und zwar, wie wir gleich sehen werden, in der Regel falsch geurtheilt werde?

Vergessen wir nicht, daß wir es hier mit bloßen Gedankenformen und noch mit gar keiner realen Welt oder mit Etwas, was an sich selbst außer dem Gedanken wäre, zu thun haben wollen. Das apriorische Gebiet der reinen Formen genügt hier noch völlig. Es ist ganz gleichgültig, ob zählbare Dinge vorhanden sind oder nicht. Die ganze Frage soll vorläufig noch nicht aus dem Rahmen des bloßen Gedankens heraustreten, und die Widersprüche, um die es sich etwa handeln könnte, werden als Hervorbringungen des bloßen Denkens ohne Rücksicht auf irgend welche Realität betrachtet. Wir verfahren also hier ganz im Geiste der reinen Mathematik, welche sich gar nicht darum zu kümmern hat, ob und wie ihre Begriffsgebilde in der Wirklichkeit anzutreffen seien. Der Gedanke muß sich zuerst ganz mit sich selbst beschäftigen. Er muß auf seine eigenen Bestimmungen beschränkt bleiben, damit erhelle, welche Schwierigkeiten ihre Lösung gar nicht von einer Betrachtung der Natur der Dinge zu erwarten haben. Was wir hier bejahen oder verneinen werden, kann weder durch Erfahrung bestätigt noch durch Erfahrung widerlegt werden, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil es sich auf das Denken an sich selbst d. h. in dessen Absonderung von dem Materiellen bezieht.

Ein fälschendes Element kommt in den Begriff der unbegrenzten Zahlenreihe dadurch, daß man die Einheiten, die dem ursprünglichen Begriff nach erst noch gegeben werden sollen, als bereits vorhanden voraussetzt. Wenn ich eine endliche Elementenreihe abzähle, so setze ich allerdings die sämmtlichen Elemente als an sich gegeben voraus, und betrachte mein Abzählen als eine Art Erschöpfung des Gegebenen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, daß von den beiden hier fraglichen Vorstellungen (nämlich derjenigen der Voraussetzung einer gegebenen Vielheit und derjenigen der zählenden Zusammenfassung) nicht bloß die eine, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte, einen Act der Zusammenfügung erfordert. Die Vorstellung des Gegebenseins ist nämlich gar nicht ohne den Gedanken des Gegebenwerdens vollziehbar. Als gegeben können wir eine Vielheit nur denken, indem wir uns vorstellen, daß sie uns gegeben wird. Wenn ich aussage, es sei mir eine Vielheit bezeichnet, die ich durchzuzählen habe, so habe ich bereits, indem ich jenen Begriff der Vielheit auffaßte, die Vereinigung einer gewissen Anzahl von Einheiten gedacht, und es bleibt mir nur übrig, diesen allgemeinen Gedanken durch Zählung specieller zu gestalten. Der Begriff von einer gegebenen

Vielheit setzt also, um überhaupt denkbar zu sein, eine stillschweigend thätige und abgekürzte Function der Zusammenfassung voraus. Die Thatsache des Gebens kann gar nicht Gegenstand des Gedankens werden, ohne in die allgemeine Form des Denkens einer Vielheit einzugehen. Es ist mithin eine Täuschung, wenn man glaubt, das eine Mal die gegebene Vielheit an sich selbst, d. h. unabhängig von der synthetischen Function des Denkens, das andere Mal aber ausschließlich durch diese Function vorzustellen. Der Unterschied beider Conceptionen liegt vielmehr gerade in dem nicht, was uns hier angeht. Auch die Vorstellung des Gegebenseins ist nicht vollziehbar, ohne die allgemeine Form der Vereinigung von Einheiten stillschweigend als in Gedanken ausgeführt vorauszusetzen. Mit dieser Enttäuschung über die scheinbare Verschiedenheit von zwei im Wesentlichen identischen Vorstellungen sind wir in den Stand gesetzt, die falschen Vorstellungen von der unendlichen Zahl an der Wurzel anzugreifen.

Der Begriff der unendlichen Zahl als einer an sich vorhandenen Vielheit ist für das Denken unvollziehbar. Denn entweder nimmt man das Ansichsein in dem strengen Sinn, daß der fragliche Gegenstand als gänzlich außerhalb des bestimmteren Denkens gelegen vorgestellt werden soll, oder man bezieht es auf die Unterscheidung der fertigen Gedankensatzung von dem sich an derselben in neuer Thätigkeit bewährenden Denken. Im ersteren Fall liegt der ganzen Conception Nichts als der Begriff des Seins überhaupt zu Grunde, und das bestimmtere Denken, welches den als an sich vorhanden gesetzten Gegenstand in Betrachtung ziehen möchte, ist von vornherein ausgeschlossen. Sobald wir nämlich vom Denken selbst so weit abstrahiren, daß wir unsern Gegenstand nur noch durch den Begriff des allgemeinen Seins bestimmen, setzen wir uns außer Stand, jemals Etwas über ihn zu behaupten. Wir betreten mit dieser Abstraction die äußerste Grenze, an welcher das Denken in Gedankenlosigkeit erlischt. Nun läßt sich aber von einem Standpunkt aus, auf welchem die Abwesenheit jedes bestimmteren Gedankens Vorschrift ist, über Möglichkeit und Unmöglichkeit nicht das Geringste entscheiden.

Was den zweiten Fall anbetrifft, so ist er der einzige, der nach unseren bisherigen Auseinandersetzungen für uns Bedeutung haben kann. Das Denken bringt durch seine Thätigkeit Begriffsgebilde hervor und muß dieselben, um sich an ihnen durch Ueberlegungen bewähren zu können, als fertige Erzeugnisse gleichsam abgesondert vor sich hinstellen. Im apriorischen Gebiet hat man es daher nie mit anderen als solchen Bestimmungen zu thun, die sich das Denken und Vorstellen selbst geschaffen hat. Das Begriffsgebilde, welches als an sich vorhandener Gegenstand betrachtet wird, ist ein Inbegriff von Bestimmungen, die sich in vorangehenden gedanklichen Functionen nachweisen lassen müssen. Das fertige Erzeugniß der in Bewegung begriffenen Synthesis ist gleichsam von dem Gedanken des dasselbe erzeugenden Actes abgelöst und als ruhendes Object fixirt worden. Eine andere Bedeutung hat das Gegebensein innerhalb des bloßen Denkens niemals.

Wir müssen unsere ganze Aufmerksamkeit auf die nähere Beschaffenheit des Begriffs richten, durch welchen Etwas als unabhängig von den Denkfunctionen gegeben oder als an sich seiend vorgestellt wird. Vergessen wir nämlich, daß das Gegebensein außerhalb des jeweiligen Gedankens stets einen mehr oder minder bestimmten Begriff von der Art, wie überhaupt Etwas gegeben werden könne, voraussetzt, so lassen wir Begriffsgebilde zu, von denen sich gar nicht angeben läßt, ob sie einen Widerspruch einschließen oder nicht. Aller Streit hört auf, sobald man das Object außerhalb der Tragweite unserer Gedanken verlegt. Darüber, was im strengen Sinne an sich, d h. abgesehen von dem, was in unseren Gedanken enthalten sein kann, sein oder nicht sein möge, läßt sich schon dem Begriff der Aufgabe nach Nichts bestimmen.

Die unendliche Zahl soll als eine vor allem Zählen vorhanden gedachte Vielheit vorausgesetzt werden. Das zählende Denken soll sich an dem, was vor seiner Bethätigung gegeben ist, nicht erschöpfen können. Wie aber soll uns der Begriff der unendlichen Vielheit als ein von der Gedankenbethätigung unabhängiges Gebilde überhaupt gegeben werden? Die einzige Weise, in der das bloße Denken Begriffe zu Gegenständen an sich selbst macht, ist die Ablösung des fertigen Erzeugnisses von dem erzeugenden Grunde, d. h. von der gedanklichen Function selbst. Nun kann wohl in dieser Art eine bestimmte Zahl als ruhender Begriff abgesondert und zum Gegenstande der Betrachtung gemacht werden. Es ist aber ganz unmöglich, aus einem seinem Begriff nach unvollendbaren Verfahren ein abschließliches Ergebniß zu gewinnen. Der erste Denkfehler und hiermit der erste Widerspruch wird also begangen, indem vorgestellt wird, daß das, was nicht abgeschlossen werden kann, dennoch abgeschlossen sei. In dieser leichtfertigen Annahme, die auf ganz gewöhnlicher Gedankenlosigkeit beruht, liegt die Anfangstäuschung, aus der alle metaphysischen Schwierigkeiten und Verlegenheiten entspringen.

Wir beherrschen unsere rein gedanklichen Conceptionen, weil sie unsere Satzungen sind, und wir doch jedenfalls wissen müssen, was wir gedacht haben wollen. Die bloßen und formalen Gedankenbestimmungen sind uns völlig durchsichtig; wir können bei ihnen gar nicht in Zweifel sein, was in ihnen liege oder nicht liege. Denn wir sind ja selbst die Bildner dieser Wesenheiten. Sobald man also überhaupt weiß, was man denkt, ist man über die gemeinen Täuschungen der Metaphysik hinweg. Nun giebt es aber allerdings einen Unterschied zwischen solchen Satzungen, deren wir uns bewußt sind, und solchen, die wir unwillkürlich vollziehen müssen. Das Denken bewegt sich auf einem Grunde, aus welchem eine Mannichfaltigkeit von Nöthigungen entspringt. In dem realen Grunde des Verstandes sind Beziehungen angelegt, die wir an unseren Begriffsgebilden durch Ueberlegung erkennen, ohne sie zuvor absichtlich hineingedacht zu haben. Auf diesem Umstande beruht die apriorisch synthetische Erkenntniß. Nun könnte man glauben, der völlig abstracte Gedanke sei im Stande, den Begriff einer unendlichen Zahl als etwas in einfacher Weise

Gegebenes und an sich Vorhandenes vorauszusetzen, und es liege nur an der Verfassung unseres Vorstellungsvermögens, daß sich dieses durch den reinen Begriff gesetzte Gebilde nicht durch Abzählung decken oder auch nur als gedeckt vorstellen lasse. Die Incongruenz des allgemeinen Gedankens der unendlichen Vielheit mit der besonderen Art des Vorstellens eines unbeschränkten Fortganges wird in diesem Fall auf das Unvermögen der Vorstellungskraft zurückgeführt, und so die Unmöglichkeit aus einer Unthunlichkeit erklärt. Dieser Ausweg verzichtet auf die Mittel des bestimmteren Denkens zu Gunsten eines vagen Begriffs, der in seiner Wüstheit um jeden Preis belassen werden soll. Derartige Berufungen auf Unmöglichkeiten, die in irgend einem Theile der Denkverrichtungen ihren Grund haben sollen, sind näher betrachtet nur Wendungen, durch welche man den Verstand außer Thätigkeit setzt. Diese Unmöglichkeiten sind nämlich für den tieferen Denker, der sich nicht leichtfertig über die Probleme hinweghelfen will, gerade die willkommensten Anzeigen einer im Denken selbst begründeten Nothwendigkeit. Es kann nur Endliches vorstellig gemacht werden; dies gesteht man ein. Nun hieraus folgt, daß Unendlichkeiten überhaupt nicht in Form einer Synthesis sein können. Der reine Verstandesbegriff oder das sogenannte reine Denken, durch welches die Unendlichkeit als etwas Abgeschlossenes, Fertiges, Gegebenes, worein sich das Vorstellen nur zu vertiefen habe, gedacht werden soll, ist auf einem Irrwege, wenn es die allgemeine Form der Synthesis, die im Grunde aller erscheinenden Zusammensetzung angelegt ist, verdinglicht und so das Resultat mit dem erzeugenden Grunde verwechselt. Was die Form der synthetischen Vorstellung an sich hat, kann eben nicht auch noch eine andere Gestalt haben. Es muß den Schranken und Gesetzen aller Vorstellungsgebilde unterworfen sein. Die unendliche Zahl als in der Vorstellung gegeben gedacht (und außer der Vorstellung kann eine Zahl überhaupt nicht gedacht werden) ist ein begriffliches Mißgebilde, in welches die Gedankenlosigkeit einen Widerspruch verwebt hat.

Wer vermeint, eine unendliche Menge als gegeben vorstellen zu können, täuscht sich in der Regel dadurch, daß er den reinen Begriff mit der anschaulichen Vorstellung confundirt. Das Vorstellen einer Anzahl überhaupt ist nur in einer einzigen Weise möglich, nämlich indem man den allgemeinen Gedanken der Zusammenfassung von Einheiten vollzieht. Es geht also nicht an, eine Anzahl auch noch in einer anderen Weise etwa durch einen nicht synthetischen Begriff zu denken. Die vollendete Zusammenfassung ist nur denkbar, insofern sie als durch den Gedanken erzeugt oder wenigstens nachgeahmt vorgestellt werden kann. Letztere Möglichkeit würde aber fortfallen, wenn man von vornherein die Unendbarkeit des zusammenfassenden Fortganges voraussetzte. Denn dann würde man als an sich selbst abgeschlossen vorstellen, was für den Gedanken unabschließbar sein soll. Man würde also Etwas im Sein setzen, was dem Gedanken dieses Seins nie entsprechen kann. Diese Art von Begriffsbildung ist nun aber gänzlich überflüssig. Es ist kein Grund vorhanden, warum wir

Begriffsgebilde zulassen sollten, die das Denken mit sich selbst veruneinigen. Unsere gesammte Wissenschaft kann nicht nur ohne dergleichen chimärische Conceptionen bestehen, ohne auch nur die geringste ihrer Einsichten einzubüßen, sondern muß sogar eine geschmackvollere und den Anstoß vermeidende Form erhalten, sobald es gelingt, den Verstand mit seinen letzten Consequenzen zur Geltung zu bringen und die in das Ansichseiende verlegten Chimären und Absurditäten zu entfernen.

Die meisten wissenschaftlichen Schriftsteller bedienen sich eines schwankenden und undeutlichen Begriffs der unendlichen Zahl. Sie scheinen sich die Freiheit des Volks und der Dichter zu nehmen, welche in der Regel unter Unendlichkeit und Unzähligkeit nur eine verhältnißmäßig große Vielheit verstehen, oder an die Unthunlichkeit der Zählung denken. Nun handelt es sich aber in den wissenschaftlichen Conceptionen stets um den eigentlichen oder strengen Begriff der Unendlichkeit, und es steht mithin den Physikern (wo nicht gar auch noch die Mathematiker sich der gemeinen Unbestimmtheit der Begriffsfassung schuldig machen und mit den Poeten wetteifern) schlecht an, ihre Begriffe in dem Halbdunkel der dichterischen Vorstellung zu halten. Wo Einer kein Ende seiner Interpolationen absieht, da glaubt er sich schon berechtigt, eine unendliche Zahl von Stufen als wirkliche Durchgangsexistenzen anzunehmen. Er vergißt seinen reinen Verstand, in welchem zwar negativ die Unbeschränktheit der Analyse verbürgt ist, in welchem es dagegen an jedem positiven Grunde fehlt, die realen Schranken vorauszusehen. Der reine Verstand weiß ebenso gut, daß er an der Wiederholung der Setzung derselben Einheit aus sich selbst nicht gehindert wird, als er weiß, daß nie etwas Anderes als eine bestimmte Zahl für ihn Gegenstand werden kann. So weit er also reicht, kann von einem Begriff, wie derjenige der gegebenen unendlichen Menge ist, nie die Rede werden. Nur wo er auf sich verzichtet und der gedankenlosen Phantasie das Feld räumt, sind Zusammenbringungen von Begriffselementen wie „unendlich" und „gegeben" überhaupt möglich. Denn die Zulassung des Widerspruchs beruht immer auf dem Mangel einer bestimmteren Vorstellung des fraglichen chimärischen Begriffsgebildes. Wer unseren Bemerkungen gegenüber doch noch an der Conception einer an sich seienden unendlichen Zahl, d. h. Unzahl festzuhalten geneigt sein sollte, der frage sich ernstlich, wie er sich das Ansichsein der unendlichen Zahl denke. Meint er etwa mit diesem Ansichsein Nichts als den Grund der Schrankenlosigkeit des wiederholten Setzens der Einheiten, so sind wir mit ihm einverstanden. In diesem Fall wird aber auch gar nicht eine Vollendetheit des im Denken Unvollendbaren concipirt, sondern es wird nur ganz einfach der Grund der Möglichkeit und Wirklichkeit der Synthesis an Stelle der Reihe selbst gedacht. Wird dagegen behauptet, der unbeschränkten Synthesis im Gedanken entspreche eine fertig vorhandene Menge von Einheiten, so ist diese Vorstellung unvollziehbar. Was als unverrückbarer Gegenstand vorhanden sein soll, muß, um überhaupt vorgestellt zu werden, doch in irgend einer Form vorhanden

sein. Soll nun die unendliche Zahl nicht gleich der bestimmten Zahl eine simultane Nebenordnung von Einheiten sein, so weiß ich in der That nicht, was sie noch überhaupt sein solle. Besteht man darauf, das synthetische Vorstellen zu verlassen und einen sogenannten reinen Begriff der unendlichen Zahl zu fassen, so scheint mir diese Zumuthung auf dasselbe hinauszulaufen, als wenn man sich, wie Kant gethan hat, erlaubt, uns von einem Raum mit fünf Dimensionen als einem möglichen Begriff zu reden. In einer solchen Weise möchten sich noch allerlei Herrlichkeiten vorbringen lassen, die den Begriff der unendlichen Zahl an Strenge der Absurdität überbieten.

Es ist nur Zweierlei möglich. Entweder denkt man durch den reinen Begriff, und dann haben die Formen der Synthesis keine Bedeutung; oder man denkt durch letztere Formen, und dann muß die Gesetzmäßigkeit dieser Formen uneingeschränkt zur Geltung gelangen. In dem ersteren Fall denkt man streng genommen gar Nichts, als den Begriff des Seins überhaupt, und in diesem liegen, weil es an jeder Bestimmtheit der Synthesis in ihm mangelt, weder Widersprüche noch Uebereinstimmungen. In dem anderen Fall tritt die Synthesis hervor, und es wird mit ihr die Möglichkeit gegeben, Vereinbarkeiten und Unvereinbarkeiten zu denken. Mischt man nun aber die beiden erwähnten Gebiete und bildet ein Mittelding von reinem Begriff und von synthetischer Vorstellung, oder will man vielleicht gar den Gehalt der synthetischen Begriffe aus dem Unvorstellbaren heraus anticipiren, so entstehen die ungehörigen Phantasiegebilde, die genau genommen noch schlechter als die gewöhnlichen Dichtungen der Imagination sind.

Es wird zweckmäßig sein, die begrifflichen Dichtungen im Gegensatz der Imaginationsgebilde zu kennzeichnen, um so den Ursprung der chimärischen Begriffsfassung der unendlichen Zahl weiter zu erläutern. Zuerst hat Kant die Conception einer Dichtung in reinen Begriffen aufgestellt, und hiermit eine ganze Gattung von Metaphysik unmöglich gemacht. Wir unsererseits wollen jedoch die begriffliche Dichtung etwas allgemeiner concipiren, als der Kritiker der reinen Vernunft gethan hat. Wir verstehen unter begrifflicher Dichtung die Zusammenbringung von synthetischen Vorstellungsbestimmungen ohne Rücksicht auf die thatsächliche Beschaffenheit des Vorstellens. Diese Art Dichtung bezieht sich also auf Objecte der Phantasie und zwar der reinen, blos formalen Phantasie, hat aber den Grund ihrer Möglichkeit nur in dem rein negativen Umstand der Abwesenheit näherer Bestimmungen im Gebiet des vorstellungslosen Voraussetzens. Je abstracter die Weise des Denkens wird, um so größer wird auch der Spielraum der Unmöglichkeiten und Möglichkeiten. Gelangt man nun schließlich auf den Standpunkt des vorstellungslosen Denkens, indem man auch noch von der synthetischen Form des Vorstellens abstrahirt, so ist gar keine Schranke der Möglichkeit mehr vorhanden; es ist Alles möglich und Nichts nothwendig. Dieser Standpunkt eignet sich nun noch in viel höherem Grade als derjenige der eigentlichen Phantasie zur Hervorbringung von Combinationen, die schon mit der Verfassung der Imagination und nicht etwa erst mit den concreteren Bestimmungen

des mathematischen und empirischen Denkens in Widerstreit gerathen müssen. Bleibt man mit seinen Dichtungen innerhalb der natürlichen Schranken der formalen Phantasie, so kann man gar nicht zu so ungeheuerlichen Combinationen gelangen, wie sie sich sehr leicht im vorstellungslosen Denken erzeugen lassen. Diese Thatsache ist leicht erklärlich. Denn man befindet sich mit dem Vorstellen (im Gegensatz des sogenannten reinen Denkens verstanden) so zu sagen mehr bei Verstande, als wenn man sich unmittelbar an der Grenze der Gedankenlosigkeit ergeht. Die Erdichtungen der eigentlichen Phantasie enthalten immer noch viel mehr Wahrheit, als die Erdichtungen des sogenannten reinen, d. h. von dem synthetischen Vorstellen unbefleckten Denkens. Die größten Phantasten sind mithin nicht diejenigen, welche ihre Einbildungskraft unbekümmert um die bestimmteren Gesetze möglicher Beziehungen spielen lassen, sondern diejenigen, welche sich sogar über die Gesetze des Vorstellungsvermögens erhaben dünken. Letztere Art von Dichtelei (denn das Wort Dichtung ist eigentlich zu edel) durchbricht eine Schranke des verstandesmäßigen Verhaltens, welche von der andern Gattung (der gewöhnlichen Phantasterei) noch respectirt wird. Einen Begriff, wie den der unendlichen Zahl als einer an sich vorhandenen Vielheit zulassen, heißt mithin von vornherein auf den Verstand verzichten. Was abgesehen vom Verstande sein könnte und möchte, geht den Verstand und das ihm vorliegende System der Dinge Nichts an. Mindestens ist es eine wunderliche Zumuthung, den Verstand aufzufordern, sich mit Etwas zu befassen, was für ihn gar nicht Gegenstand werden kann. Meint man jedoch, daß im reinen Begriff der Inbegriff aller Möglichkeiten für den Verstand wirklich Gegenstand sei, so habe ich gegen diese Behauptung Nichts einzuwenden. Denn durch die Form, in welcher über die Bestimmtheit des Systems der Dinge und Vorgänge bis zur Grenze des Gedankens hinausgegangen wird, ist hinreichend dafür gesorgt, daß auf diesem Standpunkt nicht die geringste Einsicht über Möglichkeit oder Nothwendigkeit erwachsen könne. Damit überhaupt eine Erkenntniß eintrete, muß jener Standpunkt verlassen und zu immer bestimmteren Gestalten der Auffassung fortgegangen werden. Der Begriff der unendlichen Zahl ist vom Standpunkt eines Denkens, welches keinen Begriff vollzieht, allerdings eben so gut wie die Conception, daß an sich zwei gleich drei sein könne, aber auch nicht um das Geringste eher möglich. Sollte mir Jemand angeben können, wie er den Gedanken, daß zwei gleich drei sei, ohne Vermittelung des vorstellenden Denkens als Ungereimtheit erkenne, so werde ich meinerseits den Begriff der unendlichen Zahl gern als Gereimtheit gelten lassen. Denn in jener Sphäre, in welcher abgesehen vom Vorstellen die Ungereimtheit der Gleichsetzung von Zwei und Drei erkannt werden soll, muß auch wohl das entgegengesetzte Erkenntnißvermögen, welches über die Gereimtheit zu entscheiden hat, anzutreffen sein. Doch brauche ich keine Sorge zu tragen, daß mir von Leuten, welche denken können, der Nachweis geführt werde, wie man es vermöge, eine Zweiheit zu denken, ohne zwei Einheiten vorzustellen. Es hat

mithin mit dem sogenannten reinen Denken der unendlichen Zahl keine Gefahr. Man wird stets Nichts weiter thun können, als einen realen Grund voraussetzen, durch welchen es geschehen könne, daß die sinnliche Unterscheidungskraft unaufhörlich neue Einheiten entdecke, deren Beschränktheit sich nicht absehen läßt. Wollte man jedoch sogleich einen Grund voraussetzen, welcher abgesehen von der Form des Vorstellens eine Menge von Einheiten lieferte, die größer wäre, als jede angebbare Menge, so würde man hiermit die Ungereimtheit nur in einer andern Gestalt wieder einführen. Ja sogar, wenn man Nichts weiter behauptete, als daß jener reale Grund als Ursach zu denken sei, vermöge deren es geschehen könne, daß sich immer neue Einheiten für die Auffassung vorfänden, so würde man, falls man diese Ursache als unabhängig von der Form der Synthesis dächte, immer noch etwas Ungehöriges concipiren, zu dessen Idee im menschlichen Denken gar keine bleibende Veranlassung liegt.

Kant hat einer Gattung von Chimären, d. h. von ungereimten Begriffsgebilden unter dem Namen von Ideen einen Platz eingeräumt, der ebenso zweideutig ist, als die ganze Kantische Philosphie. Um in Kants Geiste zu reden, so ist der Begriff der unendlichen Zahl eine bloße Idee und hat als solche keine reale Wirklichkeit. Die Idee existirt eben nur als Idee, ohne daß ihrem Inhalt etwas Wirkliches entspricht. Die Ideen sind daher auch nur von regulativer Wirksamkeit, entbehren dagegen der constitutiven Gültigkeit. Sie bestimmen nur die Richtung, in welcher das Denken sich zu bewegen hat, machen aber Nichts darüber aus, was verstandesmäßig nothwendig sei. In dieser Eigenschaft sind nun aber die Ideen begriffliche Zwitterwesen, von denen man aber nicht weiß, wozu sie überhaupt noch im System des menschlichen Denkens geduldet werden sollen. Sie sind nämlich nicht blos ohne Realität, sondern sie sind sogar unwahr und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie einen Widerspruch enthalten. Die unendliche Zahl kann mithin auch nicht einmal als Idee im Kantischen Sinne des Wortes zugelassen werden. Eine unendliche Zahl ist, um die Wendung der Mathematiker zu brauchen, eine Zahl, die größer ist, als jede angebbare Zahl. Eine solche Zahl ist nun die hypostasirte Unmöglichkeit selbst; könnte sie gegeben werden, so würde sie das nicht sein, was sie sein sollte. Kann sie aber im Denken überhaupt nicht als seiend vorgestellt werden, so weiß man nicht, was ihr Sein außer dem Denken (falls sie überhaupt noch Zahl bleiben soll) bedeuten möchte. Jedes bestimmte Erzeugniß des Denkens (also etwa die Vorstellung einer bestimmten Anzahl) kann auch außer dem Denken als bestehend vorausgesetzt werden. Allein die Anticipation des Abschlusses einer unendlichen Reihe bleibt auch noch dann eine Absurdität, wenn man die Reihe als an sich selbst, d. h. unabhängig von ihrem Gedachtwerden, etwa als in der Form einer Nebenordnung existirend vorstellt. Es liegt kein Widerspruch in dem Gedanken, daß der Fortgang auf kein Hinderniß treffe; aber wohl liegt der Widerspruch in dem Setzen der Unbegrenztheit in der Form des fertigen Daseins. Man will eine Zahl und will hiermit offenbar einen Be-

griff von einer ganz bestimmten Gattung. Mit dieser Gattung ist es nun aber gar nicht verträglich, daß die Bestimmtheit der Anzahl verneint werde. Es liegt im Begriff der Zahl, ein Inbegriff von angebbaren Einheiten zu sein. Man widerspricht also seinem Begriff, oder mit anderen Worten, man verletzt das Gesetz der eigenen Satzung, wenn man fordert, daß die Zahl solle größer als jede angebbare Anzahl sein können. Die Formel der Mathematiker legt die ganze Ungereimtheit der Sache blos. Sie ist auch in der That eine seit Jahrtausenden bestehende Anstößigkeit für alle diejenigen gewesen, welche den durch sie angezeigten Begriff ernstlich vollzogen wissen wollten. Sie ist dagegen ohne Anstoß von denen gebraucht worden, die bei ihr entweder gar Nichts dachten oder in ihr ein bloßes logisches Mittel, eine bloße Wendung der Sprache sahen. Zu letzteren scheint bis zu einem gewissen Punkt auch Leibniz gehört zu haben, der es nicht verhehlte, daß er mit Locke daran glaube, daß es weder eine unendliche Zahl noch einen unendlichen Raum, oder eine unendliche Zeit gebe. Ein solches Glaubensbekenntniß ist jedoch noch sehr weit von der Verstandeseinsicht entfernt, welche mit dem Begriff einer Zahl jenseit aller Zahlen oder, wenn man will, einer Zahl, gegen welche sich die Zahlenreihe bewegt, ohne sie jemals zu erreichen, — gründlichst aufräumt. Es giebt nun einmal kein anderes Mittel als den ganzen Begriff, wie er da ist, aus der Wissenschaft hinauszuweisen, und zuzusehen, ob man nicht ohne diese Ungereimtheit vielleicht viel einfacher fertig werden könne.

Die entscheidende Wendung in unserer Beseitigung des Begriffes der unendlichen Zahl ist der Nachweis, daß die Unterscheidung der Existenz an sich und der Existenz in Gedanken gar nicht zur Aufrechthaltung der Chimäre förderlich sein kann, falls man nur darauf achtet, daß beiden Existenzbegriffen die Gattungsvorstellung einer durch Synthesis erzeugbaren Zahl oder, um uns hier möglichst sorgfältig auszudrücken, einer bestehenden Vereinigung von Einheiten gemeinsam sein soll. Durch diese Gemeinsamkeit wird die Art des Bandes zwischen Denken und Sein näher gekennzeichnet. Es würde sich nämlich die Sache ganz anders stellen, sobald man die Existenz an sich völlig in derselben Weise wie die Existenz des Unendlichen im Denken concipirt wissen wollte. Alsdann würde man dem Vermögen des unbeschränkten Fortganges nur überhaupt einen Grund correspondiren lassen, welcher machte, daß auch im Realen eine unbeschränkte Synthesis der Möglichkeit nach offen stände. Die Wirklichkeit, welche in diesem Falle die Unendlichkeit an sich selbst hätte, wäre ganz dieselbe, die sie im synthetischen Denken hat, in welchem ja auch nichts Anderes in einfacher Form wirklich ist, als eben einerseits der Uebergang zu anderen Einheiten und andererseits die Vorstellung einer bestehenden bestimmten Anzahl.

Wir haben den Begriff der unendlichen Zahl auf den Begriff der Unbeschränktheit des Zählens zurückgeführt. Die unendliche Zahl ist eine falsche Unterschiebung, die der reine Verstand nicht anerkennen darf. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung die Beschränkung auf die

Sphäre des reinen Vorstellens ohne jede Rücksichtnahme auf eine andere Wirklichkeit, als eine solche, deren Begriff durch das reine Vorstellen selbst bestimmt werden kann. Das Vorstellen kennt nun in Hinsicht der Vereinigung von Einheiten nur zwei Begriffe, nämlich den der Unbeschränktheit der Entwickelung und den des Zusammenbestehens einer Anzahl. Ein Drittes, also ein Mittelding, etwa das nebengeordnete Bestehen einer Unendlichkeit von Einheiten, kann nicht Gegenstand des Vorstellens werden, außer, insofern auch jede andere Absurdität Gegenstand des Denkens sein kann. Wir selbst, indem wir den chimärischen Begriff betrachtet haben, sind genöthigt gewesen, ihn überhaupt als Begriffsgebilde gelten zu lassen. Doch würde es eine plumpe Sophistik sein, wollte man diese allgemeine Gegenständlichkeit mit jenem bestimmteren Begriff verwechseln, demzufolge behauptet wird, daß eine unendliche Zahl oder auch nur die Unendlichkeit der Zahlenreihe für uns Gegenstand einer zusammenfassenden Vorstellung werden könne.

Will man mit Verstand von einer unendlichen Zahl reden, so muß man das Beiwort unendlich nicht als Eigenschaft der Zahl, sondern als Eigenschaft der synthetischen Function, durch welche die Zahlenreihe erzeugt wird, genommen wissen wollen. Anderenfalls begeht man, wie man sich auch drehen und wenden möge, einen Widerspruch, indem man das schon in Gedanken Unvereinbare als vereinbart ausgiebt und so ein falsches Urtheil vollzieht.

Um auch den letzten Rest von Scheinbarkeit, der mit dem Begriff der unendlichen Zahl verbunden ist, völlig wegzuschaffen, erinnere ich schließlich daran, daß es sich für das Vorstellen nie um Etwas handeln könne, was abgesehen von der allgemeinen Gestalt und Gattung dieses Vorstellens sein oder nicht sein möchte. Denn allerdings läßt sich Nichts darüber ausmachen, was abgesehen von den Gesetzen des Vorstellens sein könnte. Absolute Möglichkeit und voraussetzungslose Nothwendigkeit sind uns beide unzugänglich; ja diese Begriffe selbst haben, wie schon öfter bemerkt, etwas Widersprechendes in sich. Während die in jeder Hinsicht unbeschränkte Möglichkeit wenigstens insofern denkbar ist, als man sich unter ihr den freien Grund, aus dem das System der Dinge stammt, aber auch ebenso gut eine andere Welt entspringen konnte, gedacht haben will, ist dagegen die in jeder Hinsicht voraussetzungslose Nothwendigkeit unter allen Umständen ein Widerspruch, da jede Nothwendigkeit eine Voraussetzung zur Grundlage hat. Hüten wir uns daher lieber, jemals auch nur den Schein zu erregen, als wollten wir den Standpunkt des voraussetzungslosen Nichts betreten. Aus Nichts beweist sich Nichts; in der Nacht des außerhalb des Vorstellens gelegenen Seins kann man jegliche Chimäre unterbringen; denn aus Nichts widerlegt sich auch Nichts.

Machen wir von unserer allgemeinen Einsicht der chimärischen Natur des Begriffs der unendlichen Zahl eine reale Anwendung. Wirkliche Einheiten (etwa Weltkörper) können nur als in einer geschlossenen Zahl existirend vorgestellt werden. Denn wenn man auch annehmen wollte, daß die Existenz unabhängig von der Möglichkeit

der gedanklichen Uebersicht sei, so würde man doch stets eingestehen müssen, daß für den gesammten Inbegriff unseres Denkens stets nur eine gegebene Zahl Gegenstand sein könne. Wenn wir uns Etwas nie anders als in einer gewissen Bestimmtheit vorstellen können, so hat dieser Umstand die Bedeutung, daß Etwas für uns eben nichts Anderes ist, als wofür es durch die Vorstellung genommen werden muß. Durch Erfahrung werden wir uns sicherlich nie von der Wirklichkeit einer unendlichen Zahl überzeugen; durch das bloße Denken sind wir ebenfalls nicht im Stande, jenen Begriff hervorzubringen. Wie sollte er also wohl jemals eine andere Bedeutung für uns haben können, als die einer chimärischen Conception und falschen Idee?

Soll ein Urtheil über Zahl und Unendlichkeit auf wirkliche Einheiten gehen, so kann es nur eine von zwei völlig abstracten Möglichkeiten behaupten. Entweder ist eine bestimmte Anzahl vorhanden oder nicht. Von dem einen Gliede dieser Dichotomie haben wir eine Vorstellung; von dem andern soll erst näher bestimmt werden, was es etwa bedeuten könne. Beziehen wir unsere Vorstellung auf den sich selbst gleichen, von der Zeit unberührten Begriff einer bleibenden Menge, so ist offenbar, daß die bestimmte Anzahl das einzig Denkbare ist. Lassen wir dagegen eine Veränderung zu, so mag jede einzelne Vorstellung (die den verschiedenen Stadien der Veränderung entspricht) eine verschiedene Zahl darbieten, und es kann in dieser Beziehung von Unbestimmtheit, ja sogar rücksichtlich einer etwa vorauszusetzenden unerschöpflichen Ursächlichkeit, von Unendlichkeit, d. h. von Unbeschränktheit und positiver Determination der unbegrenzten Steigerung der Anzahl geredet werden. Sobald man jedoch durch falsche Anticipation die Unendlichkeit als abgeschlossen vorstellt, verfällt man wiederum in den ursprünglichen Fehler. Nun bliebe noch übrig, anzunehmen, daß die Zahl überhaupt gar nicht an sich selbst existire, sondern nur in unserer Unterscheidung ihren Grund habe. Bis zu dieser Kühnheit ist jedoch nicht einmal Kant gelangt; denn er hat die Vielheit doch noch als Begriff gelten lassen, der auf das Sein an sich selbst oder mit anderen Worten auf die nicht erscheinenden Dinglichkeiten bezogen werden müsse. Wenn er also alle Schwierigkeiten damit zu lösen glaubte, daß er behauptete, die Welt sei dem Raume und der Zeit nach weder endlich noch unendlich, weil sie an sich selbst gar nicht im Raume und in der Zeit (oder dem Raume und der Zeit nach) sein könne, so entging er hiermit dennoch nicht jener abstracteren Verlegenheit, die sich auf den Begriff der bloßen Zahl bezieht. Denn man wird doch wohl nicht die Alternative der bestimmten und der nicht bestimmten Zahl der Dinge dadurch abweisen wollen, daß man behauptet, der bestehende Inbegriff der Dinge einer gewissen Art sei gar nicht als Zahl vorhanden, oder mit anderen Worten, das System der Dinge sei an sich selbst gar nicht der Zahl nach gegliedert. Hier ist der schwächste Punkt, bei welchem man in das Kantische Gedankensystem die erste Bresche legen muß, um bald den ganzen Bau, mit Ausnahme eines allerdings respectablen Kerns in der Raum- und Zeitlehre, an allen Orten einstürzen zu

sehen. In der That haben auch einige, die ihre Studien an Kant als neue Systeme veröffentlichten, die Bedenklichkeit eines Begriffes der Vielheit an sich seiender Dinglichkeiten gefühlt und haben sich in diesem Gefühl einer luxuriösen, es mit der Einheit des Systems der Dinge nicht allzu genau nehmenden Monadenlehre ergeben.

In derselben Weise, in welcher wir in dem eben besprochenen Beispiel unsere Kritik des Begriffes der unendlichen Zahl verwerthet haben, wird auch mit allen im engeren Sinne logischen Unendlichkeitsbegriffen zu verfahren sein. Eine Unendlichkeit von Ursachen und eine Unendlichkeit von Zwecken — dies sind die beiden wichtigsten logischen Unendlichkeitsbegriffe. Ueber ihnen steht als gemeinsame Form der Begriff der Unendlichkeit der Verknüpfungen irgend einer Art. Unendlichkeit der realen Synthesis ist mithin der allgemeine Begriff, dessen Sichtung und Säuberung von falschen Elementen zugleich alle formalen Schwierigkeiten der besonderen Gattungen logischer unendlicher Reihen auflöst. Dieser allgemeine Begriff der Unendlichkeit der realen Synthesis der verschiedenen Gattungen (d. h. durch die verschiedenen vermittelnden Begriffe, wie wirkende Ursache, Zweck) hat wiederum gar nicht andere Schwierigkeiten, als diejenigen sind, die wir bereits in dem Begriff der unendlichen Zahl kennen und beseitigen gelernt haben. Die Begriffe von einer unendlichen Menge Ursachen, oder von einer unendlichen Menge Zwecke sind eben zunächst und vor Allem, was sie noch im Besonderen sind, Conceptionen einer unendlichen Menge von Einheiten. Welcher Art diese Einheiten (Elemente, Glieder, Vermittelungen u. dgl.) sein mögen, darauf kommt es zunächst gar nicht an. Die allgemeinere und abstractere Schwierigkeit muß gesondert gehoben, und dann erst zugesehen werden, ob sich noch andere Verlegenheiten einstellen.

Geht man von vornherein davon aus, daß eine Unendlichkeit nie anders als der Kraft nach als gegeben, d. h. also überhaupt gar nicht als eigentlich gegeben vorausgesetzt werden dürfe, so kann man keinen Augenblick in Zweifel bleiben, wie man sich die causale Analysis und Synthesis, sowie die Zergliederung und Zusammensetzung aus dem Gesichtspunkte des Zwecks in Beziehung auf Endlichkeit und Unendlichkeit zu denken habe. Unendliche Begründungen, sowie unendliche Vermittelungen überhaupt sind, wie sie gewöhnlich verstanden werden, ganz ebenso chimärische Begriffe wie derjenige der unendlichen Zahl. Auch haben sie in der That diese chimärische Eigenschaft nur dadurch, daß sie den falschen Begriff der unendlichen Zahl als Element enthalten. Den realen Grund, vermöge dessen negative Unbeschränktheit der causalen und der finalen Zergliederung möglich ist, wird man nicht als eine gegebene unendliche Synthesis denken dürfen, sondern man wird überall und durchgängig, wo man Synthesis als an sich vorhanden voraussetzen muß, eine bestimmte Anzahl von Gliedern oder Vermittelungen statuiren und den Begriff der Unendlichkeit in analoger Weise, wie er im reinen Vorstellen möglich ist, fassen müssen. Man wird sich also nicht zu denken haben, daß eine unendliche Zahl von causalen Gliedern zur Wirksamkeit gelangt sei, ebenso wenig, als

man sich vorstellen kann, daß sie jemals zur Existenz gelangen könne. Es giebt eben nur eine einzige Form, in welcher das Unendliche denkbar ist, und diese Form besteht in der Voraussetzung eines uns begreiflicher Weise völlig unbekannten Grundes der Möglichkeit der unbeschränkten Synthesis. Alle Unendlichkeitsbegriffe sind Möglichkeitsbegriffe, und die Wirklichkeit dieser Möglichkeit läßt sich nur durch den Begriff eines Grundes überhaupt (der von der specifischen Causalität zu unterscheiden ist) zutreffend denken.

Erste Ursache und letzter Zweck sind die beiden Conceptionen, welche man an die Begriffe der unendlichen Causalität und der unendlichen Finalität anzuknüpfen pflegt. Sie werden in der Regel (d. h. abgesehen von den kritischen Untersuchungen Lockes, Humes und Kants) eben so chimärisch gefaßt als die übrigen Unendlichkeitsbegriffe. Wir haben nämlich in dem Wörtchen „letzte" eine versteckte Unendlichkeitsvorstellung zu suchen. Mit Recht hat man behauptet, daß der Begriff der letzten Ursache (in der gewöhnlichen Fassung) einen Widerspruch enthalte. Wir behaupten noch mehr, indem wir annehmen, daß dieser Widerspruch ganz derselbe sei, welcher in den Begriff der unendlichen Zahl gelegt zu werden pflegt. Während man sich nämlich bewußt ist, in der causalen Analyse in einer ähnlichen Weise wie in der Zusammenfügung von Einheiten von Seiten des reinen Verstandes unbeschränkt zu sein, setzt man dennoch ein Aufhören dieser Unbeschränktheit (und zwar ein Aufhören vermöge eines reinen Verstandesbegriffs) als gegeben oder gebbar voraus. Die letzte Ursache wird gewöhnlich wie die letzte Zahl verstanden; sie soll eine Ursache sein, die jenseit jeder angebbaren Ursache liegt. Doch thun wir vielleicht dem gemeinen Begriff zu viel Ehre an, wenn wir ihm die eben erwähnte bereits mathematisch formulirte Begriffsfassung der letzten Ursache unterlegen. In einer andern Hinsicht thun wir jedoch dem gemeinen Begriff vielleicht Unrecht; denn er denkt gar nicht scharf genug, um sich überhaupt auch nur zu wissenschaftlichen Chimären zu steigern. Eine Ursache, welche über jede angebbare Ursache hinausliegt, ist bereits ein wissenschaftlicher Begriff, der aus dem Bewußtsein der Unbeschränktheit entspringt, den allgemeinen Begriff der Ursache unaufhörlich geltend machen zu können. Das Bedürfniß der Anticipation der unendlichen Reihe verkörpert sich dann in einem falschen Begriff von einem letzten Mal der Anwendung des Begriffs der Ursächlichkeit. Anstatt den letzten Grund in einer ganz anderen Begriffsgattung und in dem Gesetz, welches der Möglichkeit der Wiederholungen zu Grunde liegt, aufzusuchen, haftet man an der Vorstellung eines Gliedes der Reihe oder Synthesis überhaupt. Man concipirt einen letzten Grund oder einen letzten Zweck, wie man eine letzte Zahl vorstellt, d. h. man ist gedankenlos genug, eine Absurdität zuzulassen. Denn was auch immerhin sein oder nicht sein möge, so ist doch gewiß, daß, insofern etwas Gedanke ist, es auch vor dem Forum des Denkens muß bestehen können. Nun ist aber eine Zahl, welche die letzte sein soll, ein rein gedanklicher Widerspruch, dessen Existenz gänzlich unabhängig davon ist, was thatsächlich gegeben oder

nicht gegeben sein möge. Wir können also, ganz abgesehen von einer Untersuchung der Begriffe der Ursache und des Zwecks von vornherein aus dem bloßen Begriff der Zahl behaupten, daß die gewöhnliche Vorstellung von einer letzten Ursache unhaltbar ist. Bezieht man dagegen den Begriff der Ursache auf das außerhalb des reinen Denkens und Vorstellens Gegebene, so kann die Conception der letzten Ursache ganz verstandesmäßig gefaßt werden. Ebenso verhält es sich mit dem Begriff des letzten Zweckes. Denn in einer discreten Menge von Vermittelungen muß es empirisch und thatsächlich in einem gegebenen ausdehnungslosen Augenblick äußerste Glieder geben. Was jedoch die stetige Zeitreihe anbetrifft, so ist sie die Form der negativen Unendlichkeit, d. h. der Unbeschränktheit des Fortganges der Erscheinungen, und es ist mithin in Beziehung auf bloße Erscheinungen (die ich jedoch hier nicht im Kantischen Sinne, sondern ausschließlich als zeitliche Vorgänge verstehe) kein letzter Vorgang und mithin auch kein letzter Zweck als letzter Vorgang denkbar. Nur dadurch, daß man sich denkt, es könnte das Erscheinen oder mit anderen Worten das zeitliche Vorgehen selbst aufgehoben werden, kann man einen letzten Zweck im eminenten Sinne concipiren. Uebrigens bezieht sich der Begriff des letzten Zweckes, sowie derjenige der letzten Ursache stets nur auf den Kreis der Empirie, in welcher allerdings die Unbeschränktheit des Vermögens der Vermittelungen objective Beschränkungen erfährt, d. h. innerhalb jeder Gattung von vermittelnden Begriffen an eine Grenze gelangt, bei welcher ein Sprung in eine andere Gattung nöthig wird. So muß es z. B. eine erste Zeugung gegeben haben, der aber jedenfalls eine Sonderung oder gesonderte Entstehung des Geschlechtsunterschiedes vorangegangen sein muß. Denn man würde mit dem Inhalt der fraglichen empirischen Begriffe in Widerspruch gerathen, wenn man den Begriff der bekannten Zeugung statuiren und dennoch das gesonderte Bestehen der beiden Geschlechter als unwesentlich setzen wollte. Der wichtigste Umstand in diesem empirischen Beispiel bleibt jedoch die apriorische Unmöglichkeit, eine unendliche Zahl als durch Synthesis bereits entstanden zu denken. In dieser Unmöglichkeit liegt der Grund, warum wir in jeder bestimmten Gattung gegebener Causalreihen letzte Glieder setzen müssen, freilich nur, um durch einen begrifflichen Sprung entweder noch zu einer anderen Gattung, oder, was das rein Formale anbetrifft, zu dem Gesetz der Reihe selbst, welches von ihrem ersten Gliede wohl zu unterscheiden ist, zu gelangen.

Drittes Capitel.

Unendlichkeiten der reinen Mathematik.

Die Unendlichkeiten der bloßen Logik ließen sich gar nicht ohne den Begriff der Unendlichkeit der Zahlenreihe denken. In dieser Beziehung waren sie also bereits mathematisch, und es hat sich unsere Grundanschauung, derzufolge formale Logik und Mathematik die allgemeine Erkenntnißform gemeinsam haben, bestätigt. Hier wollen wir nun ganz kurz die Unendlichkeitsbegriffe, die im specifisch mathematischen Felde vorkommen, untersuchen und ihnen eine haltbare Fassung geben.

Die abstracte Analysis, welche es nur mit Größen überhaupt aber nicht mit bestimmten Größenarten (räumlichen, zeitlichen, stofflichen Größen) zu thun hat, kennt nun die beiden Begriffe des unendlich Kleinen und des unendlich Großen. Diese Conceptionen sind falsche Verdinglichungen der unbeschränkten Möglichkeit zu verkleinern und der unbeschränkten Möglichkeit zu vergrößern. Diese Möglichkeit ist aber im Grunde nichts weiter, als was wir schon als unbeschränkte Wiederholung der Setzung von Einheiten kennen gelernt haben. Unendliche Theilung und unendliche Zusammensetzung lassen sich nur durch den abstracteren Begriff der unendlichen Wiederholung desselben identischen Actes denken. Die ursprüngliche Form der Unendlichkeitsvorstellung findet sich also auch hier wieder, und wir bedürfen keiner neuen Mittel, um die falschen Anticipationen zurückzuweisen. Die Vorwegnahme dessen, was als ein Jenseit der unendlichen Theilung einer Größe gedacht wird, kann allerdings, wie wirklich geschehen ist, mit dem vornehmen Namen einer Idee (im exquisiten Sinne des Worts) belegt werden, bleibt aber nichtsdestoweniger eine logische Ungereimtheit, oder, um mit Kant zu reden, die Annahme eines Undinges. Ganz ebenso verhält es sich mit der unendlichen Zusammensetzung. Was aus Theilen zusammengesetzt wird, muß ein Inbegriff der Anzahl dieser Theile, mithin, wenn es durchaus eine gegebene Unendlichkeit sein soll, ein Correlat und Gegenstück der falschen Verdinglichung der unendlichen Zahl werden. In unserem Gedankenkreise fehlt es also an dieser Art von Unendlichkeitsbegriffen gänzlich. Wie die reine Mathematik, in der bis jetzt nur unentschiedene Versuche zur Beseitigung jener falschen Vorstellungen gemacht worden sind, nicht nur ohne die chimärischen Unendlichkeitsbegriffe bestehen, sondern auch nach strenger Eliminirung derselben eine elegantere und vollkommenere Gestalt erhalten könne, wird sich nachher durch eine einfache logische Ueberlegung herausstellen. Indessen ist es zunächst noch erst nöthig, die concreteren Begriffe des unendlichen Raumes und der unendlichen Zeit zu betrachten.

Wer im Glauben an die Existenz einer unendlich kleinen Größe danach fragt, was sie eigentlich sei oder wie sie näher beschaffen sei, begeht schon in der Fragestellung einen Irrthum, den er nicht durch eine Beantwortung dieser Frage, sondern durch die Besinnung auf die chimärische Natur des der Frage zu Grunde liegenden Begriffs gut zu machen hat.

Ebenso muß nun aber auch der verfahren, der wissen will, wie der unendliche Raum denkbar sei. Er darf nämlich von vornherein gar keinen bestimmten Begriff vom Raume überhaupt oder vom unendlichen Raume zum Ausgangspunkte nehmen; denn sonst setzt er eine Gestalt des Begriffs voraus, die erst das Ergebniß der Gedankenbewegung sein soll. Es kommt also darauf an, den Begriff des Raumes überhaupt oder des unendlichen Raumes als einen unbekannten Begriff zu betrachten, von dem nur die ganz allgemeine unbestimmte, vielleicht sogar schwankende Vorstellung gegeben ist. Ja wir können uns sogar noch sorgfältiger ausdrücken. Es kommt einzig und allein darauf an, in dem Umfange von Vorstellungen, in welchem sich die gemeinen Raumbegriffe ergehen, einen unzweideutig bestimmten Begriff zu erzeugen, für den es übrigens ganz gleichgültig sein wird, ob er Raum oder sonstwie heiße. Diese dialektische Operation vollzieht sich nun auf folgende Weise.

Ein bestimmter Raum mit seinem Inhalt (ein Begriff der gemeinen Vorstellung) heiße A und stelle etwa das vor, was sich unmittelbar hinter einem ebenen Spiegel befindet. Der Raum im Spiegel, in welchem die bloßen Bilder projicirt werden, heiße mit seinem Inhalt (dem bloßen Phantasma der Materie) B. Es werden nun diese beiden Conceptionen A und B etwas Gemeinsames an sich haben, was sich ergiebt, indem wir von dem, was sie Verschiedenes enthalten, absehen. Das eine Mal ist die Erfüllung von anderer Art als das andere Mal; und nur auf dieses Anderssein kommt es uns an. Wir gewinnen mithin einen dritten Begriff C, der in A und in B identisch enthalten ist. Von diesem Begriff C können wir nun behaupten, daß er von dem Dasein der gewöhnlichen äußerlichen Wirklichkeit unabhängig sei. Denn er ist ganz derselbe, wenn er den Raum betrifft, in welchem die Traumbilder vorgestellt werden, als wenn er den mit diesen Projectionsräumen der Träume sich deckenden Raum betrifft, in welchem die Dinge nach der gewöhnlichen Ansicht nicht blos vorgestellt werden, sondern auch sind. In dem Begriff C haben wir das, was man auch formalen Raum nennen könnte, falls man nicht überhaupt schon bei dem bloßen Worte Raum die inhaltlose Form denken will. Bei dem Worte Form hat man sich hier zu hüten, an den Begriff der geometrischen Gestalt zu denken, da letztere schon eine nähere Bestimmung des Inhalts (nämlich bestimmte Größe und bestimmten Umriß d. h. Richtungsverschiedenheiten) an sich hat. Wir haben also in dem Begriff C etwas sehr Allgemeines vor uns, was sich gar nicht anschauen oder imaginiren läßt, und wovon daher die Behauptung nicht befremden wird, daß es nur eine Art und Weise oder ein Schema des Vorstellungsvermögens und mithin auch ein Schema des wirklichen Vorstellens sei. Dieses Schema an sich selbst

ist ein Vermögen der Auffassung, welches nicht durch sich selbst, sondern nur durch den Gegenstand, an welchem es sich bewährt, begrenzt oder beschränkt wird. Der Begriff C ist im rein negativen Sinne schrankenlos, weil er so zu sagen eine offene Möglichkeit ist, die ihre empirische Beschränkung erwartet.

Der Vorstellungsraum und der sogenannte seiende Raum (die beide dem Begriff C entsprechen) decken sich nicht etwa, wie die gemeine Vorstellung annehmen muß, sondern sind ganz und gar dasselbe. Ob ich das anschauliche Bild der kosmischen Welt auf Reize erzeuge, die in meine Augen dringen, oder ob ich im Traume oder sonst in der bloßen Vorstellung eine räumliche Welt auf innere Antriebe hin construire, ist, was meine formale Thätigkeit bei dem Hergang anbetrifft, völlig einerlei. Ich trage also in mir selbst das Vermögen oder den Grund meiner räumlichen Nebenordnungen. Denn haftete dieser Grund nicht an meiner Vorstellungsthätigkeit, wie sollte die Welt des Traumes und überhaupt der Einbildungskraft zu Stande kommen? Ja wie sollte auch nur ein Spiegelbild oder gar eine stereoskopische Vorstellung, wie sollte ein körpermäßiges Sehen bloßer Bilder durch nichts als die Einbildungskraft möglich werden? Und doch steht es fest, daß einige Uebung hinreicht, richtig entworfene Zeichnungen körpermäßig vorstellen zu lernen, ohne irgend eines künstlichen Hülfsmittels zu bedürfen.

Die Unendlichkeit des Raumes ist, wie zuerst Locke erkannte, ein rein negativer Begriff. Unsere Auseinandersetzungen, die zuerst den Begriff des formalen Raumes fixiren, bestätigen jene Negativität. Auch Kant hat im Grunde keine andere Vorstellung, hielt jedoch seine Raumtheorie, wie wir gleich sehen werden, stets zweideutig und scheint nicht im Stande gewesen zu sein, einen logisch bestimmten Ausdruck für seine eigentliche Meinung aufzufinden. Er wußte nämlich keinen Ausweg, um seine Behauptung, daß die reinen Verstandesbegriffe, wenn auch nur durch Vermittelung, auf selbständige Dinglichkeiten zu beziehen seien, mit seinem Raumbegriff zu vereinbaren. Diese Verlegenheit scheint ihren Grund in der Verwechselung der reinen Form der Anschauung, die erst zur bestimmten apriorischen Form gestaltet sein muß, mit eben dieser bestimmteren Formvorstellung zu haben. Die Zahl kommt den Dingen an sich selbst zu; ebenso ist die Größe z. B. die Entfernung zweier Körper nichts Subjectives, sondern rührt von der empirisch gegebenen näheren Bestimmung des reinen Schema der räumlichen Anordnung her. Gemessene Größen sind reale Beziehungen, die vermöge der reinen Form des anschaulichen Vorstellens gar nicht genügend festgestellt werden können.

Der unendliche Raum, den wir nun statt des allgemeinen Begriffs des Raumes (C) ins Auge fassen, ist eine Chimäre, ein Unding, eine Absurdität, eine falsche Verdinglichung. Denn er kann durch Zusammensetzung gar nicht gedacht werden, weil schon der Begriff der unendlichen Zahl unvollziehbar ist. Es bleibt also nichts übrig, als an die Stelle dieser Ungereimtheit den Begriff der einheitlichen, einzigen, an sich selbst im negativen Sinne unbeschränkten Vorstellungsmöglichkeit zu setzen. Letztere Conception wird denn auch ganz dem entsprechen,

was die Physiker, namentlich Newton, als unbeweglichen Raum, oder was sie auch als kosmischen Raum, als Weltraum u. dgl. bezeichnen, und was wir als Raumvorstellung letzter Instanz, die selbst nicht mehr als beweglich gedacht werden soll, kennzeichnen möchten. Es giebt nur einen Raum im strengen Sinne, und dieser ist unbeweglich, weil in ihm alle Bewegung statthat. Weit entfernt also anzunehmen, daß in Beziehung auf den unendlichen Raum kein Ort und daher auch keine Ortsveränderung concipirt werden könne, werden vielmehr alle Bewegungserscheinungen ausschließlich und unmittelbar gerade in diesem unbeschränkten Raume vorgestellt. Die einheitliche Vorstellung des unbeschränkten Raumes ist also von vornherein diesseits (nicht etwa jenseits) des Vorstellungsactes vorhanden. Wir selbst sind so zu sagen Coordinaten- oder Coordinationssystem, auf welches Alles, was räumliche Bestimmung heißt, bezogen werden muß. So verschwindet die Wüstheit, welche der gemeinen Vorstellung des unendlichen Raumes anhaftet, und es wird in der That nicht ein heliocentrischer, sondern ein mehr als heliocentrischer Standpunkt d. h. ein Ausgangspunkt gewonnen, von welchem die Construction der Wirklichkeit ohne Widerspruch möglich ist. Freilich ist diese Anschauungsweise das gerade Gegentheil des Idealismus (nicht blos des träumerischen Idealismus, wie Kant wollte) und es sind daher keine „gute Gründe" (wie bei Kant) vorhanden, um auch nur den Namen des Idealismus festzuhalten. Ich sehe wenigstens nicht ein, warum eine Vorstellungsart, die den Fehler, etwas blos Gedankliches für ein reales Ding auszugeben, vermeidet, idealistisch im theoretischen Sinne und mithin ideologistisch sein solle. Wenn man bloße Ideen (im gewöhnlichen auch außer Deutschland anerkannten Sinne des Worts) zu Dingen oder vielmehr Undingen macht, dann verhält man sich ideologisch. Wenn man aber gerade umgekehrt die falschen Verdinglichungen bloßer Gedankenformen aufhebt, dann befreit man sich von aller Verwechselung der Träume und Dichtungen mit der Wirklichkeit.

Wenn man sagt „der Raum", so ist ein mindestens zweideutiger Begriff möglich. Man kann gar nicht wissen, welches Begriffsgebilde gemeint sei, wenn man sich blos auf das unbestimmte vieldeutige Wort stützt. Dagegen ist unser Begriff C durch den Act seiner Erzeugung hinreichend bestimmt, um sicher aufgefaßt werden zu können. Von ihm gelten unsere Aussagen, nicht aber von den gegebenen Ausdehnungsgrößen. In letzterem Punkt unterscheidet sich unsere Begriffsfassung sehr deutlich von der unbestimmten Haltung der Kantischen Conceptionen (die sich, beiläufig bemerkt, nicht etwa erst nach der ersten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft eingefunden, sondern von Anfang an bis zu Ende durch alle Schriften Kants hindurch bestanden hat). Wir unterscheiden sehr bestimmt den unbeschränkten Raum überhaupt und eine bestimmte räumliche Größe. Wir unterscheiden ferner zwischen dem Vorstellungsraume und den Verhältnissen der Dinge im Raume. Letztere können nicht allein von dem subjectiven Schema der Anordnung, sondern müssen von realen Kräften, welche die Abstände bestimmen, herrühren. Ein verhängnißvoller Fehler, den Locke in der einseitigen Begriffsfassung der secundären Eigen-

schaften machte, hat sich durch Hume bis zu Kant fortgepflanzt und die Veranlassung zwar zu einer verbesserten, aber doch noch immer einseitigen Raumtheorie gegeben. In neuerer Zeit hat Trendelenburg mit Recht geltend gemacht, daß zwischen Subjectivität und Ausschließlichkeit derselben noch ein großer Unterschied sei. Die Kantischen Nachweisungen zeigen wohl, daß der Raum eine subjective Auffassungsform, nicht aber, daß er außerdem gar nichts sei.

Räumliches Vorstellen ist sicherlich nur in einem vorstellenden Subjecte; aber räumliches Vorstellen macht noch keine räumliche Verhältnisse von Dingen und schafft keine Größen. — Indessen reicht die Unterscheidung des Subjectiven und des nur Subjectiven nicht aus. Man muß angeben, wie man sich die räumlichen Beziehungen als Objectivitäten letzter Instanz denke, und hierzu ist vor allen Dingen nöthig, daß man die Vorstellung einer falschen Doppelheit vermeide und sich hüte, den Vorstellungsraum noch einmal unabhängig vom vorstellenden Subject zu setzen. Auf diese Weise würde man nämlich, zwar nicht zu der gemeinen Vorstellung, welche überhaupt in der hier fraglichen Beziehung gar nicht unterscheidet und daher in ihrer wissenschaftlichen Unschuld noch keinem eigentlichen Irrthum verfällt, wohl aber zu der wissenschaftlichen Verdinglichung des als unbeweglich bezeichneten Raumes zurückkehren, was durch Kant in der That unmöglich gemacht worden ist. Den mathematischen Raum und mithin auch den Weltraum muß man als bloßen Vorstellungsraum erkennen, und die Realität d. h. die Beziehung auf Dinge in den meßbaren Verhältnissen suchen. Denn in der Wirklichkeit wird nie der Raum durch Raum, sondern stets Ding durch Ding gemessen. Auch ist der Raum nie eine Ursache der Hemmung; denn ein Ding wird nie durch den Raum, sondern nur durch Seinesgleichen an der Vergrößerung gehindert. Letzterer Umstand wäre undenkbar, wenn der Vorstellungsraum Etwas wäre, was von den Dingen, um deren Existenz der Größe nach möglich zu machen, im Voraus als vorhanden gefordert werden müßte.

Es giebt, abgesehen von unserer Sichtung des Raumbegriffs, noch eine einfache Wendung, um wenigstens den falschen Unendlichkeitsbegriff aus der Wissenschaft zu verweisen. Man braucht nämlich nur daran zu erinnern, daß es sich in unseren Festsetzungen niemals um eine voraussetzungslose Behauptung oder mit anderen Worten um eine Behauptung aus Nichts handeln dürfe. Für unsere Begriffe und Vorstellungen ist selbstverständlich nur zu beachten, was sich in diese Begriffe und Vorstellungen fassen läßt. Uebrigens mag sein, was da wolle; eine solche unendlich allgemeine Möglichkeit des Seinkönnens vom Standpunkte des Nichts und Nichtsdenkens wird uns niemals mit Widersprüchen unbequem werden, da wir in ihrem Felde doch wohl zu wenig zu Hause sind, um es auch nur zur Erzeugung eines einzigen echten und unerschlichenen Widerspruchs zu bringen. Beschränken wir daher unsere Vorstellungsweise auf den Satz, daß es innerhalb des verstandesmäßig gehaltenen Gedankenkreises eben so wenig den Begriff von einem unendlichen Raume als den von einer unendlichen Zahl giebt, so sind wir vor solchen Anfechtungen sicher

gestellt, welche sich speciell gegen die Annahme der reinen Formalität der räumlichen Anschauung wenden.

Von der Zeit im Allgemeinen kann man nicht sagen, daß sie als eine gegebene fertige Unendlichkeit vorgestellt werde. Vielmehr ist es nur der Inbegriff der vergangenen Zeit, welcher zu der chimärischen Idee einer abgelaufenen Unendlichkeit umgeprägt wird. Die Unbeschränktheit der zukünftigen Zeitentwickelung wird regelmäßig richtig vorgestellt, und nur der Umstand, daß man auch hier die bloße Negativität (d. h. die Abwesenheit von Hindernissen der Beschränkung) in eine positive Bürgschaft des nie gehemmten Fortganges der realen Vorgänge verwandelt, ist als fehlerhaft anzumerken. Der Begriff der unendlichen Zeit wird nicht so leicht, als der des unendlichen Raumes in falscher Weise verdinglicht. In der That giebt es auch hier viel einfachere Wendungen, um zu einer gehörigen Begriffsfassung zu gelangen. Vergangenheit und Zukunft sind stets nur in der Vorstellung vorhanden, während die Gegenwart die Form der Wirklichkeit im Gegensatz zu bloßen Anticipationen und Erinnerungen sein muß. Wann existiren die Dinge? Offenbar weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, sondern ganz allein und ausschließlich in der Gegenwart. Diese einfache, fast volksmäßig faßliche Ueberlegung erhebt uns bereits über die gröberen Verdinglichungen der Zeit. Doch müssen wir auch hier die allgemeine Form der Zeitlichkeit von den Zeitgrößen und den Zeitverhältnissen, in denen nicht etwa die Dinge, sondern die realen Vorgänge und Ursächlichkeiten zu einander stehen, unterscheiden. Die Vorstellungszeit (analog dem Vorstellungsraum verstanden) hemmt keine Entwickelung; sie ist vielmehr die offene Möglichkeit für alle Evolutionen der realen Causalitäten oder Mächte. Kraft wird durch Kraft, Empfindung durch Empfindung, Wahrnehmung durch Wahrnehmung an der Veränderung innerhalb der Zeit behindert; aber die Zeit selbst als leere Form der Vorgänge macht keiner Realität so zu sagen den Platz streitig. Realität hemmt sich, wie im Raume, nur durch Realität, und die Vorstellungen der Aufeinanderfolge unter Beharrung sind eben Formen unserer Auffassung.

Unendliche Aufeinanderfolge in der Erinnerung braucht eben so wenig ein chimärischer Begriff zu sein, als unendliche Aufeinanderfolge der Anticipationen. Nur wenn man eine unendliche Zeitgröße zu concipiren meint, vergißt man die Unmöglichkeit der unendlichen Zahl. Die Unbeschränktheit des Fortganges ist kein widersprechender Begriff; aber mit dem Begriff einer Größe ist es unvereinbar, wenn man ein Quantum als unendlich vorstellt. Die Quantität ist allerdings abstracter als das Quantum; sie ist die Eigenschaft, vermöge deren Etwas eine bestimmte Größe hat; sie ist unbestimmt und daher unbegränzt bestimmbar, aber keine gegebene Unendlichkeit.

Eine bestimmte Zeitgröße d. h. eine meßbare Dauer muß stets empirisch gegeben werden und gehört nicht etwa der bloßen Vorstellungsform an. Wäre Zeitquantität etwas Subjectives, und müßten wir die blos vorgestellten Größen (also bloße Möglichkeiten) verdinglichen, so würden wir in der That die Chimäre der unendlichen fertig erzeugten Größe der vergangenen Zeit über uns ergehen zu lassen

haben. So aber ist gerade das Erforderniß eines empirischen Factors zur Hervorbringung einer bestimmten Größe ein Umstand, der uns gegen die falsche Conception einer abgelaufenen Ewigkeit sicher stellt. Ebenso verkehrt würde es natürlich sein, wollte man eine Ewigkeit als eine Zeitgröße denken, die einst abzulaufen habe.

Nachdem wir die beiden bestimmteren Unendlichkeitsbegriffe, welche sich auf das räumliche und zeitliche Vorstellen, mithin im Ganzen auf vier Arten der Größenabmessung beziehen, möglichst kurz in ihren falschen und richtigen Gestaltungen untersucht haben, müssen wir nun schließlich noch auf die Rolle zurückkommen, welche die Unendlichkeitsbegriffe in den mathematischen Darstellungen spielen. Wie schon gesagt, genügt eine einfache logische Wendung, um den Schlüssel zur Lösung aller hier fraglichen Schwierigkeiten zu geben.

Die gewöhnlichen Unendlichkeitsbegriffe (der unendlich kleinen und der unendlich großen Quantitäten) sind chimärischer Natur gewesen, haben aber dennoch als vermittelnde Begriffe des mathematischen Gedankenganges dienen können, ohne zu falschen Consequenzen zu führen. Das falsche Element dieser Begriffe war nämlich eine metaphysische Conception, die immer jenseit des bestimmteren Gedankens verblieb und daher nicht materiell schädlich werden konnte. Durch die Natur unseres Vorstellens war dafür gesorgt, daß man die chimärische Voraussetzung einer Größe, die kleiner als jede angebbare Größe sein sollte, nicht zu realisiren und daher auch keine Folgerungen daran zu knüpfen vermochte. Das widersprechende Begriffsgebilde wurde selbst dann, wenn ihm der Trug der Phantasie eine Scheinexistenz verlieh, in eine unzugängliche Region verlegt, bis zu welcher die deutliche verstandesmäßige Vorstellung nie vorzubringen vermochte.

Die kurze Regel, nach welcher man die logische Verfassung der mathematischen Analysis zu verbessern hat, lautet: Verzichte auf den falschen vermittelnden Begriff und bediene dich einzig und allein der Vorstellung der formalen Unbeschränktheit der stetigen Verminderung oder Vermehrung einer bestimmten gegebenen Größe.

Dagegen würde es ein Irrweg sein, ausmachen zu wollen, wie das Chimärische an sich existiren könne. Die Conception selbst ist falsch, und auf die Frage, wie sie denkbar sei, hat man nicht zu antworten „so oder so", sondern ganz einfach, daß sie gar nicht denkbar sei, und daß sie daher zu eliminiren und durch einen anderen logisch vermittelnden Begriff im Raisonnement zu ersetzen sei. In der That hätte Lagrange diese Beseitigung beinahe streng durchgeführt, und wäre Carnot fast zu einer logischen Formulirung gelangt. Indessen konnte die ganze Angelegenheit nur dadurch vollständig erledigt werden, daß eine strenge logische Vorstellung des vermittelnden Begriffs, der dem Fortschreiten des Raisonnements durch Differentialgleichungen zu Grunde liegt, aufgefunden wurde.

Wenn man in den Differentialgleichungen überall genaue Gleichheiten finden will, so verschließt man sich selbst den Weg zur Lösung der Schwierigkeiten. Carnot kam auf den sehr einfachen, aber an das Ei des Columbus erinnernden Gedanken, geradezu unvollkommene Gleichungen einzugestehen und als Vermittler der gewöhnlichen Ope-

rationen anzuerkennen. Der Mechanismus des Calcüls, sowie die Leibnizschen Symbole, können beibehalten und brauchen nicht durch andere Verfahrungsarten (etwa durch das Operiren mit Reihen) ersetzt zu werden. Es kommt einzig und allein darauf an, einen verstandesmäßig haltbaren Sinn hineinzulegen. Dieses geschieht nun, indem man bei einem Differentialzeichen zunächst irgend eine verhältnißmäßig kleine Größe denkt und übrigens an das Zeichen die Vorstellung knüpft, daß die Kleinheit dieser Größe unbestimmt gelassen sei. Hiermit aber reicht man noch nicht aus. Man muß unter dem Symbol außer der Möglichkeit der Verkleinerung auch noch die positive Anweisung der stetigen Steigerung dieser Verkleinerung denken, und dieser Anweisung nachkommen, sobald es sich um ein mathematisches Urtheil d. h. in unserem Fall um die Vorstellung der Abhängigkeit verschiedener Verkleinerungen der angedeuteten Art handelt. Eine solche Beziehung, die in der Regel auf die Form der Gleichung gebracht und mithin durch das Gleichheitszeichen angezeigt wird, kann nun selbst keine ruhende unveränderliche Relation bleiben, sobald man unter den Differentialzeichen nach und nach verschiedene Quantitäten vorstellt. Das Gleichheitszeichen ist also hier nie (außer in einem ganz bestimmten Fall, der hier auf sich beruhen bleiben kann) ein Zeichen der Gleichheit, sondern nur ein Zeichen einerseits (unter Voraussetzung der bestimmt fixirten Vorstellung einer jeweiligen Kleinheit) einer Ungleichheit von einer gewissen Kleinheit und andererseits (unter Voraussetzung der correspondirenden Verkleinerungen) einer ebenfalls stetigen unbeschränkten Verminderung. Dies ist der genaue Begriff, den man sich von der sogenannten unvollkommenen Gleichung Carnots zu machen hat. Letzterer war jedoch nie entschieden genug, um die Eulersche Vorstellung verschiedener Arten von Nullen auszuschließen. Er gab daher auch keine strenge Rechenschaft über die richtige Auslegung des überlieferten Mechanismus des Calcüls. Ich verweise in dieser Beziehung auf den zwei Bogen langen Anhang meiner Doctordissertation (über Raum, Zeit und Causalität), welcher eine im Wesentlichen genügende Erledigung der Sache enthält, und in welchem nur die allerdings sehr wichtige bewußte logische Formulirung fehlt. Diese Formulirung ist bereits angedeutet, wird jedoch ihr volles Licht erst erhalten, wenn wir erkannt haben werden, welche Rolle der Begriff des vermittelnden Begriffs spiele, sobald es sich um ein deutliches logisches Bewußtsein dessen handelt, was wirklich im Raisonnement vorgeht.

Zweiter Abschnitt.

Begriffe von letzten Gründen.

Erstes Capitel.

Der Begriff in der Fragestellung.

Jeder Frage muß eine wenn auch ganz allgemeine und unbestimmte Vorstellung von der Art, wie die Antwort ausfallen könne, zu Grunde liegen. Hieraus ergiebt sich eine für die Kritik vielfältig brauchbare und auch schon von uns bereits angewendete dialektische Regel. Ehe man nämlich überhaupt auf einen Streit über die Beschaffenheit einer Antwort eingeht, muß man sich zuvor davon überzeugen, daß die Fragestellung einen deutlichen und verständlichen Sinn habe. Die Kritik der Fragestellung, ja überhaupt der Aufwerfung eines Problems wird gerade in denjenigen Fällen zum Ziele führen, in denen sich die Kritik der Antworten nicht recht handhaben lassen will. Wie man, ehe man nach einer Erklärung für eine Behauptung oder vermeinte Thatsache sucht, vor Allem die Thatsächlichkeit selbst und die Wahrheit außer Zweifel setzen muß, ebenso wird man erst dann auf eine Antwort zu denken haben, wenn man in der Frage wenigstens die allgemeine Möglichkeit einer Beantwortung concipiren kann.

Die Frage nach dem Was wird durch die Frage nach dem Ob ersetzt werden müssen. Sobald es sich um eingebildete Wesenheiten handelt, wird die Frage nach dem Was, insofern sie die Wirklichkeit der Gegenstände von vornherein voraussetzt, bereits einen Irrthum einschließen und daher nur durch Veränderung der Fragestellung selbst beantwortet werden können. Letzteres kann jedoch so geschehen, daß der sprachliche Ausdruck unverändert bestehen bleibt, während stillschweigend ein anderer Sinn untergeschoben wird. Der Fragesteller mochte an die Wirklichkeit des Gegenstandes seiner Einbildung glauben, indem er die Worte aussprach: Was ist A? Der Antwortende sagt: A ist ein Gegenstand der Einbildung. Offenbar ist der Begriff A in der Antwort ein anderer als in der Frage. Man darf sich also durch derartige stillschweigende Vertauschungen nicht beirren lassen.

Wie auch übrigens der sprachliche Ausdruck ausfallen mochte, die Antwort hätte dennoch stets eine stillschweigende Kritik des der Frage zu Grunde liegenden Begriffs enthalten müssen. Die Formen, in welchen man die Problemfassungen emendirt, sind gleichgültig; wesentlich bleibt es nur, daß mit vollem Bewußtsein erkannt werde, wie man den Irrthum und die Schwierigkeit an der Wurzel d. h. in den Fragestellungen selbst aufzusuchen habe.

Unter den mannichfaltigen Fragen, bei denen man auf den Ausgangsbegriff zu achten hat, sind die nach dem Warum einer Prüfung am bedürftigsten, zumal, wenn sich das Warum auf metaphysische Erklärungen bezieht. So verdankt z. B. die Kantische Philosophie ihre Stärke zu einem großen Theil der Entschiedenheit, mit welcher sie, anstatt sich auf einen Streit über metaphysische Antworten und vermeintliche Schlüsse einzulassen, kühn die metaphysische Problemfassung selbst zum Gegenstande der Kritik machte und vor allen Dingen eine allgemeine Vorstellung der Art, wie Metaphysik möglich sei, angegeben wissen wollte. Es wird mithin stets die Vorfrage, wie metaphysische Erklärungen oder Grundangaben möglich seien, entschieden sein müssen, ehe die vermeintlichen oder auch wahren Aufschlüsse einen Sinn erhalten. Es steht ja Jedermann frei, thatsächlich die Möglichkeit einer Wissensart darzuthun, und er kann sich daher nicht über besondere Hemmungen beschweren, wenn die dialektische Kritik der Begriffe die Frage und mit ihr die besondere Form des geforderten Wissens ins Auge faßt. Auch wir können die Möglichkeit einer Wissensgattung nur durch einen thatsächlichen Nachweis erhärten und thun daher im Grunde nichts Anderes in Rücksicht auf das bestehende Wissen, als was der Vertheidiger metaphysischer Aufschlüsse in Rücksicht auf seine neue Wissensart ebenfalls thun muß. Er wird uns nämlich durch eine thatsächliche Hinweisung zu belehren haben, daß seine Erklärungen wirklich etwas Anderes sind, als wofür wir sie nehmen. Er weist also selbst, wenn er sich durch die That Geltung verschafft, hierdurch zugleich die Möglichkeit der fraglichen Begründungsart nach.

Die Frage nach dem Warum kann in mechanischer, alberner und gedankenloser Weise wiederholt, das Ansehen einer besonderen metaphysischen Tiefe geben sollen. In diesem Falle hat man nach dem bestimmteren Begriff zu fragen, aus dessen Gesichtspunkt die Antwort gegeben werden soll. Der Begriff des Grundes, der durch das Warum gesucht wird, muß specificirt werden können, sonst hat die geforderte Erklärung gar keinen Sinn; sie ist eine Frage nach Nichts, da der bloße Gedanke des Warum an sich selbst und ohne Beziehung auf einen bestimmteren Zusammenhang nur die leere Form zu Fragen aber selbst keine Frage ist. Allerdings ist der Begriff der Begründung eine Denkform von letzter Allgemeinheit und sogar der einzige in seiner Art. Das Denken besteht wesentlich im Begründen, und die Vorstellungen der ruhenden Gattungsverhältnisse sind, wie wir schon früher entwickelt haben, gar nicht möglich, ohne als aus der Einheit des Grundes hervorgegangen gedacht zu werden. Gerade aber weil es die

letzte allgemeine Form des Denkens ist, worauf alle Begriffe von Gründen und Begründungen hinweisen, muß ihr auch die Specification abgehen, und sie mithin als eine bloße Function zur Erzeugung bestimmterer Begriffe also als etwas rein Formales, dem selbst der anschauliche Vorstellungsinhalt fremd ist, betrachtet werden. Mit der leeren Form zu einer Frage wird uns auch in der That Niemand sonderlich unbequem werden können. Aber wohl kann er es dadurch werden, daß er über den bestimmteren Sinn seiner Frage keine Rechenschaft geben will. In diesem Fall muß man ihn seiner eigenen Confusion und seinem Behagen an nebelhaften, nicht analysirten Fragestellungen überlassen.

Wie die Frage nach dem Warum sich im Besonderen gestalten könne, wird man zunächst rein thatsächlich feststellen, indem man sich nach den verschiedenen Bedeutungen erkundigt, in welchen die gediegenen Wissenschaften nach Begründungen fragen und mit Begründungen antworten. Dieses Verfahren wird von einem großen Vortheil für die positiven Wissenschaften begleitet sein. Denn es fehlt ihnen häufig ein deutliches Bewußtsein ihrer eignen logischen Verfassung. Die falsche Metaphysik durchwebt sie und ist nirgend weniger unschuldig als gerade innerhalb der positiven Wissenschaft, wo sie sich unter der Maske der Positivität zu einem Ansehn bringt, welches man ihr übrigens, sobald sie unverhüllt erscheint, mit Recht verweigert. Die strengeren Wissenschaften haben nun in dem Maaße, als sie sich solider constituirt haben, auch die ihnen eigenthümliche Form des Wissens immer bestimmter erkannt und die Belästigungen durch ungehörige metaphysische Fragestellungen gebührend abweisen gelernt. Unsere Lehre von der Begriffsfassung der letzten Gründe soll diese besonderen Orientirungen über die verschiedenen Arten möglicher Begründung zur Voraussetzung nehmen und durch positiv logische Aufstellungen ergänzen und abschließen. Sie befindet sich daher mit dem Geiste der strengeren positiven Wissenschaft nicht in Widerspruch, hat aber in denjenigen Gebieten, in welchen die strenge logische Haltung noch durch metaphysische Fictionen beeinträchtigt wird, gründlich aufzuräumen. So ist z. B. die Rechtswissenschaft noch zu keinem deutlichen und abgesonderten Bewußtsein über die in ihr mögliche logische Verkettung gelangt, und hat sich begreiflicherweise in Folge dieses Mangels mit vielen nebelhaft metaphysischen Conceptionen abgegeben. Dennoch kann eine Rechenschaft über die verschiedenen Formen der Möglichkeit von Begründungen nur von der Betrachtung des positiven Stoffes der thatsächlich vorhandenen Wissensgattungen hervorgehen.

In dem letzten Capitel unseres ersten Theiles haben wir behauptet, daß es keine Erkenntniß der sogenannten „Gründe an sich selbst", sondern nur eine Erkenntniß der Analogien gebe, und diese Behauptung mit der Art von Einsicht belegt, welche man von der Gravitation durch das Newtonsche System gewinnt. Die Metaphysiker des alten Schlages werden in einer solchen Thatsache nur einen Grund mehr erblicken, mit ihren sogenannten letzten Aufschlüssen hervorzutreten. Sie werden ihre eigene Unentbehrlichkeit gerade durch

das bewiesen wähnen, was wir gegen alle Metaphysik, die mehr als Erkenntnißtheorie und Dialektik sein will, als Instanz brauchen. Ihre Mittel, die Wissenschaft durch Dogmen zu überbieten, sowie den wahren Gehalt der metaphysischen Bestrebungen, werden wir in den Capiteln über Vernünfteleien und Deuteleien kennen lernen. Hier müssen wir noch durch ein Beispiel aus einem anderen Felde, als dem der Naturwissenschaft, erläutern, wie die Erkenntniß der Analogien die Grundgestalt aller echten Erklärungen ist.

Wie ist eine Begründung der Gerechtigkeit möglich, oder was kann eine Theorie der Gerechtigkeit eigentlich sein sollen? So lange man sich in confusen und nebelhaften Gedanken ergeht, werden die verschiedenartigsten Begründungen nebeneinander versucht, und es fehlt an allem logischen Bewußtsein über den beschränkten Sinn der verschiedenen Angaben. Bald soll es die Erreichung eines gewissen Zweckes sein, was die Strafgerechtigkeit mit sich bringt und ausschließlich nothwendig macht. Bald sind es Vorstellungen von einer Vergeltung oder von einer sogenannten Herstellung des Rechts (von einer Sühne u. dgl.), die uns als zureichende Begründungen gelten sollen. Mit derartigen Bestimmungen wird aber eigentlich nichts weiter geschafft, als daß die allbekannten gemeinen Begriffe, welche die eigene oder öffentliche Ahndung des erfahrenen Unrechts oder auch die Maßregeln des Schutzes oder Terrorismus begleiten, schulmäßige Namen erhalten und allenfalls auch mit größerer Bestimmtheit aufgefaßt werden. Wird indessen etwa gar nur einer dieser Gründe zum ausschließlichen Princip gemacht, so wird die sogenannte Wissenschaft in der That beschränkter und engherziger als das gemeine Denken selbst. Man greift einen besonderen Grund, aus welchem in der That mit gewissen Handlungen gewisse Uebel verknüpft werden, für sich allein heraus und erhebt ihn so zu sagen auf den Schild. Durch diesen Act, der eigentlich nur eine Absagung der Freiheit und Vielseitigkeit des natürlichen Denkens ist, glaubt man eine Theorie gewonnen zu haben. Man merkt nicht, daß die einzelne Art von Begründung (z. B. durch einen Zweck) wohl eine ganze Gruppe von Bestimmungen vollständig erklären, aber keineswegs als die geforderte Theorie ausgegeben werden kann. Manche glauben es dann recht gut zu machen, wenn sie alle Gesichtspunkte im Verein zur Geltung bringen. Allein was durch den einen Grund erklärt wird, ist etwas ganz Anderes, als was durch den anderen Grund begreiflich ist. Die Vollstreckung einer terroristischen Androhung ist keine Gerechtigkeitsstrafe, und obwohl dasselbe Quantum Uebel zum Theil auf Rechnung der Abschreckung, zum Theil auf Rechnung der Vergeltung gesetzt werden mag, muß dennoch auch in diesem Fall zwischen Strafe und Abschreckungsmaßregel streng unterschieden werden. Der besondere Grund hat seine besondere Folge, und es darf keine solche Confusion stattfinden, welche sich überhaupt erlaubt, die speciellen Formen der Begründung auch in deren Ergebnissen getrennt zu halten.

Die eben gemachten Anführungen sollen nur eine Vorbereitung für die richtige Fragestellung sein. Wie ist eine Begründung der Erscheinungen oder Vorgänge möglich, die wir bald aus diesem, bald

aus jenem Gesichtspunkte betrachten? Was durch einen äußeren Zweck (z. B. Ordnung und Sicherheit) geboten wird, bedarf gar keiner weiteren Begründung. Wer nicht den Zweck selbst anfechten will, muß die Mittel gelten lassen. Wer die Mittel beschränkt wissen will, beschränkt auch den Zweck, was allerdings sowohl durch einen anderen Zweck oder durch eine wirkende Ursächlichkeit geschehen kann. Der Zweck bleibt also in seiner Sphäre ein vollständiges Begründungsmittel und kann jegliche Satzung mit seinen Bestimmungen näher gestalten. Was soll nun aber eine eigentliche Theorie, eine wirklich wissenschaftliche Einsicht sein, die etwas mehr leistet, als eine bloße Auffassung, und wenn es hoch kommt und scharfsinnig zugeht, allenfalls auch noch Sonderung der ganz alltäglichen Vorstellungen? Hier muß in der That eine Analogie aufgefunden werden, die nicht an der Oberfläche liegt, vielmehr zwischen scheinbar entlegenen Begriffen eine Gemeinsamkeit des Ursprungs erkennen läßt. Die Analogie, die ich meine, ist die des Rechtsgefühls und der Rache. Wir kennen den Grund aller Vergeltung erst dadurch, daß wir die Art der Causalität vorstellen, durch welche sie besteht. Die Conceptionen der Vergeltung und Sühne erhalten erst durch das Rachegefühl und dessen Befriedigung einen guten Sinn. Man weiß vermöge dieser Analogie, welche Rechtsgefühl und Ressentiment durch einen gemeinsamen, an sich selbst offenbar nicht näher bestimmbaren Grund vorstellt, ganz genau, wie man die unwillkürliche und unabänderliche Macht, welche zur eigentlichen Strafe nöthigt, im menschlichen Gemüth begründet zu denken habe. Man kennt die Wurzel der Gerechtigkeitsbegriffe; man kennt eine wirkende Causalität, deren gesetzmäßige Entfaltung durch den theoretischen Verstand näher bestimmt, aber nicht hervorgebracht wird. Freilich kann auch dieser Erklärungsgrund nur für sein eigenes Reich von Bestimmungen gültig sein; er kann mithin bloße Zweckmäßigkeitssatzungen, die durch ihren eigenen Grund begriffen sein wollen, nicht verständlich machen. Dieser Sachverhalt ist aber auch ganz in der Ordnung. Jede Art der Begründung gilt nur in ihrer eigenen Sphäre, und die Gravitation erklärt nichts, als bloße Gravitationserscheinungen, aber nicht etwa specifisch physikalische Hergänge. Die Gravitation ist eine Vorstellung, die sich aus der Feststellung einer Analogie ergeben hat; ebenso ist die Begründung der eigentlichen Gerechtigkeitsbegriffe durch das Rachegefühl die Frucht der Entdeckung einer tief verborgenen Analogie innerhalb der Vorgänge in unserem Gemüthe.

Durch unser Beispiel aus der socialen Welt haben wir die Vorstellung bewährt, welche wir früher von der Bedeutung der Erkenntniß der Analogien als der Fundamentalform des wissenschaftlich begründenden Denkens gegeben haben. Nach der Erinnerung an diesen wichtigen Punkt, bei welchem es sich zeigt, wie unter gewissen Umständen der Begriff in der Fragestellung die Vorstellung einer möglichen Analogie bestimmter Art sein müsse, können wir nun zu tieferen Nachforschungen übergehen.

Das Räthsel der Welt — ist gegenwärtig ein vielgebrauchter Begriff. Schon in dem Worte Räthsel, wenn es auf das Ganze der

Dinge angewendet wird, liegt eine metaphysische Frage. Das Bedürfniß nach Einsichten, welche die Beschaffenheit des Daseins überhaupt erklären, d. h. das Verlangen nach einem letzten Grunde der Natur der Dinge, ist (wie Schopenhauer ganz zutreffend annimmt) der Ausgangspunkt aller Metaphysik. Anstatt nun von der Räthselhaftigkeit der Welt zu reden und in ihr die dauernde Bürgschaft eines metaphysischen Bedürfnisses zu erblicken, wollen wir diese Räthselhaftigkeit selbst als Thatsache und ihrer Beschaffenheit nach ins Auge fassen. Wir wollen den Begriff des Räthsels, wie er gerade in diesem Zusammenhange gemeint ist, feststellen oder vielmehr zusehen, was sich an Stelle dieses Begriffes auf Grund unbefangener Ueberlegungen des gegebenen Gehaltes der Dinge und Vorgänge ergiebt. Indem wir so den Begriff, welcher der bedeutsamsten aller Fragestellungen zu Grunde liegt, als etwas noch nicht gehörig Bekanntes, als etwas Unbestimmtes und noch erst seiner eigentlichen Beschaffenheit nach zu Erkennendes in Erwägung ziehen, verfahren wir radicaler, als alle bisherige Philosophie, welche bei dem vagen Gefühl der Räthselhaftigkeit stehen blieb, und gelangen so in der That an die Wurzel aller echten metaphysischen Bestrebungen.

Beruht die Räthselhaftigkeit auf empirischen Voraussetzungen, das heißt ist der Begriff des Räthsels dem Ganzen der Dinge immanent? Kann die Lösung durch Bestimmungen gegeben werden, welche von der Beschaffenheit dieser uns gegebenen und einzig und allein bekannten Welt entlehnt sind? Liegen Frage und Antwort ihrer allgemeinen Vorstellung nach in demselben Zusammenhange? Ist das Räthsel, welches uns aufgegeben wird, vielleicht dadurch erzeugt, daß wir einen Theil des Ganzen der Dinge concipiren, während uns ein anderer Theil verborgen ist? Ginge also das Suchen nach einer Lösung des Räthsels vielleicht aus dem Antriebe hervor, zu gewissen sich selbst nicht genügenden Conceptionen eine Ergänzung zu finden? Muß denn durchaus der Begriff in der Fragestellung gleichsam mit einem Fuße außer dem Zusammenhange der Dinge stehen? Man sieht, daß man über die Natur des Räthsels und daher auch über dessen Beantwortung verschieden denken kann, ohne deshalb die Thatsache der räthselhaften Beschaffenheit zu leugnen.

Schieben wir zunächst eine Zwischenfrage ein. Sind Räthselhaftigkeit und Verwunderung gleiche Ausgangspunkte der metaphysischen Philosophie? Ich glaube nicht. Denn die Verwunderung bezieht sich auf jede überraschende Erscheinung, die nicht in der Richtung der gewohnten Anticipationen des erfahrungsmäßigen Vorstellens liegt. Sie bezieht sich ferner auf die Entdeckung eines bisher verborgenen Zusammenhanges, dessen Existenz auch nicht einmal im Allgemeinen von vornherein vorausgesetzt werden konnte. Wie ist es möglich, daß gerade dieser Zusammenhang von Existenzen und Vorgängen die Welt ausmacht? Solche Fragen, wenn sie an die Undenkbarkeit oder vielmehr Unergründlichkeit des Daseins erinnern, sind Kundgebungen der allgemeinen sogenannten metaphysischen Verwunderung. Das Räthsel kann mithin verschieden gedacht werden. Es kann den Sinn einer rein theoretischen Frage haben oder kann die praktischen Schwierig-

keiten und die Differenz zwischen unserem Streben und den Störungen durch die Ordnung der Dinge zum Ausgangspunkte nehmen. In letzterem Falle ist der Begriff weit bestimmter als in ersterem. Wo es sich um die Frage nach der theoretischen Möglichkeit handelt, ist das Räthsel nichts als eine Vorstellung, der zufolge zu einem Inbegriff gegebener Thatsachen ein Inbegriff von Voraussetzungen gefunden werden soll. Die Verwunderung bezieht sich auf die Möglichkeit der Veränderung, und das Räthsel löst sich in das einfache Problem auf, zwischen den entlegensten Thatsachen vermittelnde Glieder zu finden. In dem anderen Falle bezieht sich die Räthselhaftigkeit auf die Incongruenz des allgemeinen Strebens mit den besonderen Störungen. Es ist der Widerstreit der das Leben ebenso erzeugenden als störenden Mächte, was sich in keine einheitliche Auffassung fügen will. Die eine Seite des Gegensatzes verwundert sich gleichsam über die Beschaffenheit der anderen, weil ihre Anticipationen (die hier dem Streben angehören) keine Bestätigung erfahren.

Die Räthselhaftigkeit des Daseins scheint nun aber ernstlich metaphysisch zu werden, sobald wir uns in Gedanken auf den Standpunkt des Nichts zu stellen versuchen. Denn von diesem Standpunkte aus ist auch nicht das Geringste erklärlich; Alles ist eine gegebene Thatsache, und das blos Gegebene, welchem gar keine Verstandesanticipation vorangeht, ist stets, ich sage nicht etwas Unbegreifliches, sondern etwas Nichtbegreifliches. Der Verstand will nun aber durchaus seine Form (das begründende Denken) auch auf den Inbegriff des Seins angewendet wissen. Er begnügt sich nicht damit, sich aus den Gesichtspunkten verschiedener Begriffe des Grundes innerhalb des Systems der Dinge und Vorgänge zu bethätigen, sondern sucht nach einem Begriffe, durch welchen er die Reihensysteme seiner bestimmteren Analysen und sein analogisches Erkennen abzuschließen vermöchte. Er trägt einen Begriff des Grundes überhaupt in sich, welcher diesseits aller bestimmten Causalitätsbegriffe liegt, und will das System der Dinge und Vorgänge als Correlat dieses Begriffes fassen. Nun kann er aber diesem Begriffe in subjectiver Hinsicht keinen anderen Inhalt geben, als den er in den menschlichen Bestimmungsgründen antrifft. Aber auch so muß er sich hüten, bei einzelnen Beweggründen stehen zu bleiben und etwa die objectiven Existenzen und Vorgänge aus dem Gesichtspunkte der im menschlichen Wesen liegenden einzelnen Antriebe und Verhältnisse aufzufassen. Denn ein solches Verfahren käme ja gar nicht über eine bestimmte Causalitätsgattung hinaus. Der Inbegriff aller Causalität soll erfaßt und auf diese Weise Welt und Leben durch eine einheitliche Conception nicht blos formal, sondern auch materiell gedeckt werden. Es bleibt daher dem Verstande nichts übrig, als zunächst den Inbegriff der Causalität, die er im menschlichen Wesen antrifft und einheitlich aufzufassen scheint, zum letzten Erklärungsgrunde der objectiven Beschaffenheit der Ordnung der Dinge zu machen. Hier zeigt sich nun die Räthselhaftigkeit des Daseins als Unvereinbarkeit dieses Erklärungsgrundes mit der Gesammtordnung der Dinge und des Lebens. Denn setzen wir den Inbegriff der in uns wirksamen Causalität d. h. unser subjectives Streben als ursprüng-

liches Princip des Daseins und der Beschaffenheit der Dinge. Es will diese Voraussetzung mit den thatsächlichen Störungen nicht stimmen, welche von Seiten der objectiven Ordnung die Entfaltung der subjectiven Kräfte hemmen. Die Welt erscheint uns dann als ein Räthsel d. h. als etwas, was noch nicht gehörig begriffen ist. Aber anstatt unsere Kritik an dem falschen Ausgangspunkte und an der untergeschobenen Voraussetzung zu üben, wenden wir uns gegen die Natur der Dinge selbst, erklären dieselbe wohl gar für widersprechend und ungenügend in sich selbst und erblicken ein Wunder da, wo wir die Ueberraschung ja selbst angelegt haben. Die objective Ordnung des Lebens und der Dinge will sich nicht in unseren Begriff von einem maßgebenden letzten Grunde, den wir nach Analogie der in unserem Wesen liegenden Triebkraft concipirt haben, einfügen lassen. So geschieht es, daß wir die Welt für räthselhaft erklären, und daß wir uns nach einem anderen allgemeinen Erklärungsgrunde d. h. nach einer solchen Voraussetzung umsehen, aus deren Standpunkt Alles in Uebereinstimmung befindlich ist. Nun giebt es hier zwei Wege, die beiden Seiten, die in Differenz befindlich sind, mit einander übereinstimmend zu gestalten. Der eine Weg ist die Erzeugung von Einbildungen, die besser als die gegebene Wirklichkeit mit dem Erklärungsprincip vereinbar sind. Der andere Weg ist die Prüfung des Erklärungsprincips selbst. Jener Weg ist der des Wahns, welcher sich gegen die unverrückbaren Thatsachen verschließt und den theoretischen Traumidealismus oder Ideologismus zu seiner Frucht hat. Um das Räthsel der Welt wenigstens zum Theil zu lösen, wird die von der Subjectivität der denkenden und empfindenden Wesen unabhängig bestehende Wirklichkeit kühn geleugnet, und die dadurch künstlich hervorgebrachte Leerheit mit den Gegenständen eines Glaubens ausgefüllt, der ganz und gar dem subjectiven Streben conform ist. Diese Conformität ist sehr natürlich; denn die Vorstellungen von der Objectivität sind ja ausschließlich nach subjectiven Antrieben gebildet oder vielmehr eingebildet.

Ehe wir den zweiten Weg kennzeichnen, müssen wir erst noch angeben, auf welche Weise sich der Inbegriff der subjectiven Causalität selbst mißverstehen könne. Offenbar hat man zwischen den jeweiligen Antrieben und der allgemeinen Einheit derselben zu unterscheiden. Diese Einheit selbst wird uns nur durch eine Vielheit besonderer Causalitäten bekannt, und diese Vielheit deckt niemals das reale Fundament selbst, welches allem subjectiven Streben zu Grunde liegt. Wir wissen nicht, was wir im letzten Grunde eigentlich wollen. Wir erfahren nur bestimmte Antriebe und können nie absehen, was in den Tiefen unseres Strebens noch übrigens angelegt sei. Wenn wir den Begriff der Subjectivität nicht auf diese oder jene vereinzelte Existenz und die gerade nur in dieser Existenz wirksamen Triebkräfte beschränken, so verlieren wir die Bestimmtheit des Maßes, an welchem wir die objective Ordnung messen könnten. Der Widerstreit verlegt sich dann auch in die Differenzen innerhalb des Subjects, und wir wissen nicht, wie wir den Inbegriff der uns wirksamen Mächte ohne Widerstreit concipiren sollen. Was uns zuerst als ein bestimmtes festes Maß

der objectiven Ordnung erschien, ist nun selbst zu einer Unbeschränktheit möglicher Bestimmungen geworden. Die einzelnen Antriebe und die besonderen Gestaltungen der Causalität bekunden uns nur die Existenz einer Quelle, lassen aber auf die Natur dieser Quelle keinen Rückschluß zu. Denn wer durfte aus einzelnen unabgeschlossenen Kundgebungen, die auf eine Unbegrenztheit weiterer Entwickelungen hindeuten, den Charakter des ganzen und vollen Grundes erschließen wollen? Unsere Vorstellung von einem Inbegriffe der subjectiven Causalität enthält mithin einen täuschenden Bestandtheil. Sie nimmt eine Gruppe von Aeußerungen gleichsam für das letzte Wort der in uns wirksamen Mächte. Sie vergißt, daß der Inbegriff einer Unendlichkeit nie durch Zusammenfassung einer Anzahl von Endlichkeiten zutreffend gedacht wird. Sie vergißt, daß es nicht die menschliche Gattung, ein ruhender und ganz sicher von der einen Seite empirisch begrenzter Begriff, sein könne, was man zum Maße und Erklärungsgrunde der objectiven Beschaffenheit der Welt zu machen hat. Sie vergißt, daß, wenn nicht ein Widerspruch entstehen soll, die an einander gemessenen Unendlichkeiten in correspondirender Weise vorgestellt werden müssen, und nicht etwa die eine in Form der Einheit, die andere aber in Form der unbegrenzten Synthesis gedacht werden kann. Wir haben also streng genommen gar keinen materiellen Begriff von dem Inbegriffe aller subjectiven Causalität. Vielmehr ist dieser Begriff gänzlich formal und erwartet seine Bestimmung von seiner Disjunction in eine Unbegrenztheit wahrnehmbarer Antriebe. Die ganze Wendung, durch welche die Vorstellung des Räthsels verdeutlicht werden sollte, ist mithin täuschend. Es fehlt uns der Archimedische Punkt, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Wir können die Zufälligkeit unseres Trachtens, mag es sich nun bejahend oder verneinend verhalten, nicht zur ausschließlichen Voraussetzung unseres Urtheils über die Dinge machen. Die Behauptung, daß die Welt ein Räthsel sei, ist aber offenbar ein Urtheil und zwar ein solches, in welchem der vermittelnde Begriff gewaltige Anfechtungen und ernstliche Umgestaltungen erfahren muß. Was wir als ursprüngliches Maß benutzen wollten, kennzeichnet sich nun als eine empirisch gegebene Voraussetzung, die keineswegs den Grund ihres Bestehens allein in sich selbst hat, und die mithin durch Einwirkungen aus der Gesammtheit der Ordnung der Dinge erheblich verändert werden kann.

Nothwendigkeit einer erklärenden Voraussetzung ist in der Vorstellung der Räthselhaftigkeit stets gedacht. Der Begriff des letzten Grundes, welcher alle Bedenken beseitigen möchte, ist mithin eine unabweisbare Begleitung des sogenannten metaphysischen Bedürfnisses. Eine Kritik der Fassung dieses letzten Grundes möchte vielleicht das metaphysische Bedürfniß selbst über seine wahre Natur aufklären und es besonnen genug machen, um von der gedankenlosen Ideenbildung und den Erdichtungen aus reinen Begriffen abzulassen. Ehe wir jedoch diese Kritik ausführlicher vornehmen, müssen wir noch den zweiten Weg, welcher der Hervorbringung der Uebereinstimmung durch einseitigen Glauben d. h. durch Einbildung entgegengesetzt ist, kennen lernen.

Das subjective Maß erfährt Einwirkungen und Umgestaltungen von Seiten der Objectivität. Das Gleichgewicht des Strebens und mithin die Auflösung der Differenz, welche sich in der Empfindung der Räthselhaftigkeit des Daseins bekundet, wird durch Kräfte bewirkt, die in der Gesammtordnung der Vorgänge wurzeln. Nun ist es klar, daß sich die Ohnmacht des subjectiven Wünschens an dem Gedanken der Unverrückbarkeit der Objectivität erkennen muß. Aus diesem Umstande begreift sich der Widerwille der Träume gegen den Realismus. Sie wollen ihre subjective Sphäre vor der Umgestaltung durch das Objective bewahren.

In der Festhaltung eines bloßen Glaubens, der die Probe der realen Einwirkungen nicht bestehen kann, und in der Abschließung gegen die in die Ideen umgestaltend eingreifenden Mächte besteht die falsche Methode, künstlich ein metaphysisches Bedürfniß aufrecht zu halten. Man thut so, als gäbe es keine Objectivität, und als hätte das Denken oder irgend ein anderes subjectives Princip über den thatsächlichen Gehalt der Dinge zu entscheiden. Man steigert auf diese Weise das Gefühl der Räthselhaftigkeit. Denn die einseitigen Anticipationen müssen natürlich überall auf reale Hindernisse stoßen, so daß die Differenz zwischen Vorstellung und Wirklichkeit unmäßig erweitert wird.

Wo sich eine verstandesmäßige Frage stellen läßt, da ist durch diese Thatsache auch die allgemeine Möglichkeit einer, wenn auch noch nicht in ihrer näheren Beschaffenheit abzusehenden Antwort gewährleistet. Ist die Empfindung der Räthselhaftigkeit eine Frage in Form des Instinctes (die sich freilich in ein verstandesmäßiges Bewußtsein übersetzen läßt) so ist hiermit doch noch nicht der jenseitige Zug als unwillkürliches und unabweisbares Bedürfniß nachgewiesen. Vielmehr steht dann nur fest, daß es noch eine andere Gattung von Antrieben zur Auffassung der Dinge aus neuen Gesichtspunkten gebe. Diese neuen Gattungen Probleme werden wir besonders in unserem Capitel über Deuteleien kennzeichnen. Es wird sich dann ergeben, wie sich die instinctive Metaphysik bisher mißverstanden und ihr eigentliches Ziel verkannt habe. Dabei wird aber der in der menschlichen Natur unverwüstliche Zug dennoch bei seinem vollen Rechte bleiben. Ja er wird um so mehr entfesselt werden, als er die selbstgemachten Schranken seiner eigenen Einbildung nicht mehr zu beachten haben wird. Dies Alles (sicherlich eine große Errungenschaft) wird er einer Untersuchung des Begriffs in der metaphysischen Fragestellung zu danken haben.

Zweites Capitel.

Vernünfteleien.

Die Absicht, die ersten Ursachen der Dinge und Vorgänge zu erforschen, ist die alte bekannte Form der metaphysischen Neigungen. Obwohl das Erkennen der letzten Gründe einen guten Sinn haben kann, so ist es doch meist in einem falschen Sinne genommen worden. Es giebt, wie schon früher angeführt, eine Phantastik des reinen Verstandes oder des Verstandes überhaupt im Gegensatze zur eigentlichen Imagination. Diese Phantastik ergeht sich besonders in zwei Gestalten, nämlich einerseits in Vernünfteleien und andererseits in Deuteleien über die Dinge und Vorgänge.

Gegen das Vernünfteln d. h. gegen den Mißbrauch einer gewissen Art von Verstandesbegriffen hat Kant seine Kritik der reinen Vernunft gerichtet. Diese Kritik sollte zweischneidig sein. Sie sollte sowohl die bisherige Metaphysik in deren über die Erfahrung hinausgehenden Behauptungen als auch die entfesselte Logik des achtzehnten Jahrhunderts treffen. Behauptung und Gegenbehauptung sollten zugleich und zwar durch den Nachweis verschwinden, daß der reine Verstand, der unabhängig von der Erfahrung Etwas ausmachen will, in dem fraglichen Felde ganz incompetent sei. Weder für noch wider gewisse Behauptungen (Unsterblichkeit, Dasein Gottes, Freiheit) sollte etwas Haltbares aus bloßem Verstande vorgebracht werden können. Eine Fähigkeit, welche uns zu der theoretischen Entscheidung dieser Fragen die Mittel darböte, sollte gar nicht vorhanden sein. Der Gebrauch der Verstandesbegriffe zur Erörterung jener und ähnlicher Fragen sollte ein Mißbrauch des Verstandes, ein bloßes Vernünfteln sein, bei dem schließlich doch nie etwas herauskommen könnte. Wo nun Kant gegen die aus einem Mißbrauch der Verstandesbegriffe hervorgehende Metaphysik auftritt, ist seine Haltung durchgängig voll entschiedener Zuversicht. Dagegen kommt in sein Auftreten eine gewisse Unsicherheit, wo er die Aufstellungen der nicht auf dem Boden der Metaphysik stehenden freien Philosophie vor sich hat. Da ist er bisweilen mit seinen Gedanken auf dem Punkte, alle Art von Metaphysik preiszugeben. Wenigstens spielt er als Trumpf das Bedenken aus, ob es unter gewissen Voraussetzungen nicht vielleicht rathsamer wäre, das Theoretische mit dem Praktischen zu vertauschen. Man hätte nichts weiter nöthig gehabt, als diesen etwas ironisch gemeinten Vorschlag ernstlich zu adoptiren, um den Königsberger Kritiker in arge Verlegenheit zu setzen. Seine Stärke gegen die zersetzende Logik beruhte auf dem Umstande, daß sich die sogenannte freigeisterische Philosophie positiv metaphysische Aufstellungen erlaubte und noch gar in vernünftelnder Weise begründete. Ferner beruhte die Kraft seines Eintretens für eine neue Art von Metaphysik und gegen die frivolen

einseitigen Verneinungen des achtzehnten Jahrhunderts auf dem unmittelbaren Bewußtsein, daß der höhere Zug des menschlichen Denkens eine Berechtigung und eine gewisse Zukunft habe.

Sehen wir nun zu, was Kant unter Vernünfteleien verstand. Nach der ganzen Haltung der Kritik der reinen Vernunft läßt sich behaupten, daß der Gebrauch reiner Verstandesbegriffe (wie z. B. des Causalitätsbegriffs), wo er nicht innerhalb des Systems der Dinge und Vorgänge verblieb, sondern sich auf das System als ein Ganzes richtete, als Mißbrauch gekennzeichnet werden sollte. Derjenige Begriff von Ursache, welcher uns die Erscheinungen zu verknüpfen befähigt, sollte ganz untauglich sein, auf die Welt als Ganzes oder auch nur auf die Verhältnisse der an sich seienden Dinge angewendet zu werden. Nun ist es unbestreitbar wahr, daß der bestimmtere Causalitätsbegriff eben nicht der Begriff des „Grundes überhaupt" ist und sich daher auch nicht eignet, auf den Inbegriff aller Vorgänge und Existenzen bezogen zu werden. Allein durch welchen Begriff dachte denn Kant seine „Dinge an sich"? Er selbst giebt gelegentlich zu verstehen, daß der Begriff eines Grundes der Erscheinungen (oder eines Fundaments der Dinge) eine ganz andere Vorstellung als die Conception der gewöhnlichen Ursächlichkeit sei. Wäre er dieser Unterscheidung nachgegangen, so würde er gefunden haben, daß es im reinen Verstande doch noch einen Begriff gab, der jener kritischen Arbeit getrost zusehen konnte, ohne eine Lähmung seiner Functionen besorgen zu dürfen. Hatte er doch selbst die ganze kritische Arbeit erst möglich gemacht, indem er die reine Form zu der Conception der „Dinge an sich" lieferte! So berechtigt mithin die Abweisung einer Uebertragung der gemeinen Causalitätsvorstellung auf das Ganze der Dinge und auf die „Dinge an sich" ist, so hat doch schon Kant selbst (durch die Beschränkung seiner Behauptung auf das Erforderniß einer sinnlichen Vermittelung der Erkenntniß) eine Thür für die ungefesselte Dialektik offen gelassen. Ebenso wie der Begriff des Grundes in der Vorstellung von einem Grunde der Erscheinungen Anwendung findet, muß er auch (und sogar noch in viel weiterem Umfange) im natürlichen Denken über die einzelnen Erscheinungssysteme zur Geltung gebracht werden. Auf diese Weise entsteht eine Art des Raisonnements, welcher die Vernunftkritik nichts anhaben kann. Nirgend wird über das Gegebene mit Erdichtungen und begrifflich erzeugten Phantasmen hinausgegangen. Selbst die unausweichliche Bestimmung des „Dinges an sich" gilt nur als logische Form, der allerdings etwas Materielles entspricht, die aber für unser reines Denken stets nur formale Bedeutung haben und ihre materielle Function nur durch Vermittelung der Sinneswahrnehmung ausüben kann. So findet sich der entfesselte Verstand durch Nichts gehindert, seine Auffassung der Dinge zur Geltung zu bringen. Für den Verstand giebt es in seiner eigenen Sphäre keine Probleme, die nicht von ihm als in irgend einer Weise lösbar vorgestellt werden müßten. Diese Tragweite des Verstandes werden wir in dem Capitel über „Verstand als letzte Instanz" erläutern.

Wenn man meint, ein Vorgang, der ein Glied der Causalkette ist, müßte als zeitlich ausgedehnte Erscheinung auch das Gesetz der Reihe selbst vorstellen oder gar, wie die gemeine chimärische Ansicht annimmt, der Grund der Existenz der folgenden Glieder sein, so vernünftelt man. Man faßt den letzten Grund unter einer Begriffsform auf, in die er sich vermöge seiner Natur nicht fügen kann. Dagegen wird der Verstand in gehöriger Weise gebraucht, sobald Erscheinungsbegriffe (die zeitliche und räumliche Voraussetzungen enthalten) nicht mit sogenannten intelligiblen oder, wie wir lieber sagen würden, reinen Begriffen verwechselt werden.

Eine andere Art des Vernünftelns, die diesen Namen recht eigentlich verdient, besteht in der falschen Handhabung gewisser Grundbegriffe der praktischen Vernunft. Den Begriff von einem vernünftigen Verfahren können wir nur aus uns selbst nehmen. Absicht oder bewußten Zweck kennen wir nur in unserem eigenen Verhalten, und es erscheint daher als eine bedenkliche Voraussetzung, wenn wir der Natur ein analoges Verhalten unterlegen. Die Erkenntniß der hier fraglichen Analogien der Bestimmungsgründe im Verhalten des menschlichen Wesens und derjenigen im Verfahren der objectiven Natur ist nicht so leicht erreichbar, daß man die ganze Angelegenheit durch eine willkürliche Anticipation und anthropologische Hineindichtung erledigt glauben dürfte. Ebenso wenig kann die bloße Abweisung dieser Auffassungsart, die besonders von Spinoza als reine Fiction gekennzeichnet und auch von Kant als nichtobjectiv verworfen worden ist, auf die Dauer genügen. Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit sind, sobald sie nicht ausschließlich auf das menschliche Wesen bezogen werden, völlig objective Verhältnisse. Der Umstand, daß sich die Teleologie meist mit unerträglichen Albernheiten oder geradezu mit Unwahrheiten genährt hat, ist kein Einwand gegen die ganze Betrachtungsart. Wir vernünfteln also keineswegs, wenn wir den Begriff des Zweckes zum Principe der Zergliederung des realen Zusammenhanges machen; aber wohl ist es ein Fehler, eine von Bewußtsein begleitete Absicht da als Vermittler vorauszusetzen, wo eine weit erhabenere Art der Synthesis die Verkettungen regelt. Wenn wir daher nicht ungehörig vorstellen wollen, so müssen wir uns hüten, den Zweck mit dem bewußten Zweck zu verwechseln. Ueberall, wo ein Trieb vorhanden ist, wird er, sobald er ins Bewußtsein tritt, die Grundlage von Zweckbegriffen. Wir haben aber kein Recht, den Tendenzen, die wir in der Natur antreffen, die Analogie des Menschlichen unterzuschieben. Die Natur ist kein nach menschlicher Vernunft handelndes Wesen. Denn um dies zu sein, müßte sie ein System wirkender Causalität und noch außerdem ein System von Verstandesvorstellungen und zwar beide Systeme getrennt enthalten. Nun ist aber das, was sich in den empfindenden Wesen zu sondern beginnt (nämlich wirkende Causalität und durch Vorstellungen vermittelte Causalität) und was sich auf diesem Planeten im Menschen am entschiedensten getrennt findet, in dem Inbegriff der objectiven Natur in ungetheilter Einheit vorhanden. Es kann in ihr von keinem getrennten Verstande, der sich auf Objecte der Anschauung bezöge, irgendwie die

Rede sein. Es ist mithin eine Art Fetischglaube, wenn man dem Vorstellungslosen Vorstellungen andichtet. Die Monaden eines Leibniz waren derartige Erdichtungen; aber es ist auch Fiction vorhanden, wenn man die andere Seite des in denkenden oder anschauenden Wesen gegebenen Gegensatzes, nämlich das System der triebförmigen Causalität in das Leblose hineindichtet. Es geht nun einmal nicht an, die concreteren Bestimmungen, die nur einer höheren Stufe angehören, in die niederen Daseinsgattungen hineinzuverlegen. Stellt man sich einmal auf den Standpunkt des Inneren der Dinge, so muß man genau die zutreffenden Analogien, nicht aber ein Mehr behaupten. So wird z. B. die Elasticität ganz mechanisch gedacht werden müssen, und man wird überhaupt die Naturkräfte nur dadurch nach subjectiven Analogien denken, daß man gerade die niedere Art von Causalität, die sie jeweilig vertreten, auch in den menschlichen Vorstellungen aufsucht. So ist z. B. die Grundform aller Sinneswahrnehmung die rein mechanische Widerstandsempfindung, und ihr entspricht die Natur, insofern sie in allen ihren Aeußerungen zunächst und vor Allem, was sie noch übrigens sein mag, ein mechanisches System vorstellt. Freilich werden nicht alle Naturcausalitäten auf entsprechende Auffassungsarten in der menschlichen Subjectivität zurückführbar sein. Dies hindert aber nicht, die wirklich vorhandenen Analogien zu benutzen. Das menschliche Wesen mit seinen Auffassungskategorien und die Natur mit ihren Kräften decken sich in doppelter Hinsicht nicht. Einerseits sind im Menschen Verhältnisse vorhanden, die in der übrigen Natur (insofern wir von den uns unbekannten analogen Wesen abstrahiren und nur die untergeordneten Stufen des Daseins betrachten) nicht anzutreffen sind. Andererseits giebt es Naturkräfte, die im menschlichen Bewußtsein durch keine besondere Vorstellungsweise (d. h. durch keine der Gattung nach gegebene Sinnesbestimmung) vertreten sind. Man kann mithin auch auf eine zweifache Art vernünfteln, indem man einerseits in die Naturdinge hineinlegt, was ihnen nicht zukommt, und andererseits Causalitätsgattungen leugnet, die in der That vorhanden sind und sich durch eine Gruppe von Merkmalen kundgeben. Beide Fehlgriffe ergeben eine verfälschte Ontologie, indem der eine zu viel, der andere zu wenig statuirt. Das eigentliche Vernünfteln wird jedoch immer in der Unterlegung solcher Bestimmnngen zu suchen sein, die ihrer specifischen Natur nach einzig und allein dem menschlichen oder analogen Wesen zukommen.

Man könnte meinen, daß sich von der Natur im Ganzen behaupten lasse, was von den einzelnen Naturdingen nicht gelte. Man könnte zugeben, daß die Hineindichtung der höheren Stufen in Existenzen, die nur die niederen Stufen vertreten, allerdings unberechtigt sei, daß aber die Natur als Ganzes und mithin als ein Inbegriff aller dieser Stufen höhere Auffassungskategorien erfordere. Letzteres erkenne ich ebenfalls an, unterscheide aber sorgfältig zwischen der gewöhnlichen und zwischen der durch die Thatsachen gebotenen Fassung dieser höheren Kategorien. Es ist nichts als Vernünftelei, wenn man in Analogien des menschlichen Bewußtseins jene höheren Kategorien vertreten wähnt. Die Beschränktheit der Bewußtseinsverhältnisse der

praktischen Vernunftbestimmungen darf der Natur nicht untergelegt werden. In ihr ist kein bloßer Verstand, und zwar wird er verneint, nicht weil die Natur als Ganzes (d. h. auf ihren freien Grund bezogen) unter den Gesichtspunkten des bloßen Verstandes bliebe, sondern weil sie über ihnen steht. Andererseits würde es aber ebenso thörichte Vernünftelei sein, wollte man die niederen Actionen und vereinzelten Daseinsformen und mithin bloßen fundamentalen Satzungen der Natur dieselben Kategorien unterlegen, die man der einheitlich aufgefaßten Natur zukommen lassen muß. Wie diese höheren Begriffe zu fassen seien, werden wir im nächsten Capitel angeben, wo sich auch herausstellen wird, inwiefern der Begriff des Grundes überhaupt oder des letzten Grundes dabei die Hauptrolle spiele.

Drittes Capitel.

Deuteleien.

In dem Bewußtsein, daß die bestimmten Wissenschaften, welche sich in die Auffassung der Welt theilen, das was sie sind, zum Theil durch die Abgrenzung des Objects zum Theil aber durch den zu Grunde gelegten Gesichtspunkt der Betrachtung sind, — in dem Bewußtsein also, daß die Causalitätsgattung, von der eine Wissenschaft ausgeht, ihre Grenzen und ihre Tragweite bestimmt, hat man geglaubt, noch zu einer ganz neuen Art des Wissens übergehen und die bestimmte thatsächliche und rationale Erkenntniß noch erst durch Deutungen vollenden zu müssen. Es fragt sich nun, welcher Begriff den Leitfaden der Deutungsbestrebungen abgebe, und ob sich vielleicht in den Deuteleien, die bisher die Frucht derartiger Unternehmungen gewesen sind, ein gesunder Bestandtheil anerkennen lasse.

Die Deutungsversuche, mögen sie sich nun auf das Ganze der Dinge oder auf einzelne Erscheinungen beziehen sollen, sind mit der Vorstellung der Räthselhaftigkeit des Daseins eng verknüpft. Es soll eine Auslegung des zunächst noch nicht völlig Begriffenen, es soll in die gegebenen Thatsachen ein in letzter Instanz oder mindestens in höherem Maße erklärender Sinn gelegt werden. Die Dinge und die Aufschlüsse der Wissenschaft werden fast als bloße Zeichen betrachtet, und man stellt sich vor, der Schlüssel zu der Geheimschrift sei noch erst aufzufinden. Kein Wunder daher, daß unter solchen Voraussetzungen, wie z. B. bei Schopenhauer die Mystik auf den Thron der in eine niedere Sphäre verwiesenen Philosophie gesetzt wird.

Wir haben gesehen, daß der Begriff des Räthsels eine stillschweigende Fragestellung enthält, der irgend eine näher zu kennzeichnende Vorstellung von der Art, wie die Beantwortung ausfallen könne, zu Grunde liegen muß. Eine gleiche Einsicht haben wir uns von dem

Begriff zu verschaffen, von welchem die Deutungsbestrebungen ausgehen, und es wird sich zeigen, daß beide Conceptionen fast genau zusammenfallen, oder mit anderen Worten, daß die Voraussetzung der Räthselhaftigkeit auch schon die Bürgschaft der Möglichkeit einer Deutung in sich schließt. Es fehlt die letzte erklärende Voraussetzung, es fehlt zu aller Wissenschaft noch der tiefere Sinn, der die symbolische Sprache der Dinge und Vorgänge verständlich macht. In diesen Sätzen drückt sich der mystische Zug des menschlichen Wesens aus, den wir begreifen müssen, wenn wir nicht einen geheimen Gegner aller rationalen Philosophie in seinen thörichten Unternehmungen ungestört lassen wollen. Die Mystik ist eine Thatsache, und die mystischen Neigungen sind allgemeine Eigenschaften der menschlichen Natur. Wir könnten also ebenso gut die Gravitation als den mystischen Zug im menschlichen Denken ableugnen, d. h. wir müssen beide als Naturmächte anerkennen. Das einzige Mittel, der Geheimnißkrämerei und der albernen Deuteleien Herr zu werden, ist eine Untersuchung des Grundes, aus dem sie ihre Kraft schöpfen. Die Mystik ist nur so lange gefährlich, als man ihr scheu ausweicht und sie in ihrer Nebelhaftigkeit gewähren läßt. Es heißt den Verstand verachten, wenn man auch nur einen Augenblick eine andere Macht als über ihm stehend concipirt. Unsere Absicht ist, ohne Verkennung des in dunkle Tiefen treibenden Zuges der Gedanken, die Windigkeit der Deuteleien und der ganzen Gattung des deutelnden Phantasirens blos zu legen, um denjenigen Theil der Metaphysik, der in der That mit Astrologie, Sterndeuterei, Suchen nach dem Stein der Weisen, Zauberkünsten des bloßen Willens, viehischem sogenannten Magnetismus u. dgl. verwandt ist, ein wenig reinigen zu helfen. Die armseligsten Gedanken, die in dem rohesten Urtheil des Volkes schon vielfach überwunden sind, ein ganz gemeiner Plunder von Köhlervorstellungen, die vor Jahrtausenden in einer naturwüchsigen Gestalt viel besser und origineller anzutreffen waren, und die man noch gegenwärtig am erfolgreichsten da studiren und analysiren kann, wo das höchste Maß der Rohheit und Uncultur zu finden ist, — derartige Sächelchen laufen gegenwärtig nicht selten unter dem Titel hoher Weisheit herum und sind unverschämt genug, selbst die soliden Wissenschaften zu belästigen. Mit der Philosophie haben sie gewöhnlich ein leichteres Spiel. Indessen läßt sich ihnen glücklicherweise auch hier der Zugang ein für alle Mal verschließen.

Eine Deutung oder Interpretation unterscheidet sich von einer Deutelei durch den berechtigten Gebrauch der zur Auslegung nothwendigen Hypothesenbildung. Unter welchen Voraussetzungen sind gewisse Vorgänge und Thatsachen im letzten Grunde erfaßbar? So lautet die Frage, welche Angesichts der räthselhaften Natur der das menschliche Wesen interessirenden Angelegenheiten gestellt wird. Was bedeutet diese oder jene Störung und Hemmung der natürlichen Wünsche? Was bedeuten die einzelnen Hauptereignisse des Lebens und was schließlich der Tod selbst? Soll auf diese Fragen eine Antwort gegeben werden, die sich nicht in den Begriffen des Natur-

wissens bewegt, so bleibt Nichts übrig, als sich zu moralischen Vorstellungen zu erheben. Hier ist nun aber der Abweg, welcher zu dem Mißbrauche der moralischen Begriffe und auf diese Weise zu unleidlichen metaphysischen Deuteleien führt. Greift man z. B. den erfahrungsmäßig gegebenen Begriff der Schuld auf, und statuirt nun eine Analogie zwischen ihm und dem Verhältnisse des Grundes des Daseins zu den Folgen jenes Grundes, so hat man in aller Form eine in's Große gehende Deutelei. Das Dasein wird wie eine Handlung aufgefaßt, und es wird auf Veranlassung gewisser Beschaffenheiten dieses Daseins auf den Charakter des Thäters geschlossen. Dieser Schluß vermittelt sich durch allerlei einzelne Deuteleien. So muß der Umstand, daß der Mensch mit Lust gezeugt und mit Schmerzen geboren wird, herhalten, um die Schuldhaftigkeit und Verworfenheit alles Lebensdranges und der gesammten Natur zu symbolisiren. In der Lust soll das beifällige, in dem Schmerze das verneinende Urtheil begründet sein. Dabei wird gänzlich vergessen, daß die Lust sich selbst bejaht und der Schmerz sich selbst, aber nicht das Leben verneint. Außerdem wird ja bereits mit dem Begriffe der Schuld eine metaphysisch entartete und verzerrte Vorstellung zum Ausgangspunkte genommen, so daß derjenige Begriff, welcher den Exponenten der kühnen Analogie abgeben soll, schon verfälscht ist, ehe er eine weitere Anwendung erfährt. Der erfahrungsmäßige Begriff der Schuld, von dem hier allenfalls ausgegangen werden könnte, ist eine Thatsache des Gewissens, d. h. des auf die intersubjectiven Beziehungen gerichteten Bewußtseins des Unrechts. Nun muß man erst künstlich ein intersubjectives Verhältniß zwischen der Natur als Thatsache und zwischen einem phantastisch gedachten Grunde derselben voraussetzen, um überhaupt den wesentlich intersubjectiven Begriff analog übertragen zu können. Eine Conception, die nur im Zusammenhange der socialen Welt einen verständlichen Sinn hat, wird auf das System der Dinge als Ganzes ausgedehnt. Die Welt mit ihren Sonnen und ihren Milchstraßen wird als Aeußerung eines verderbten, verkehrten (schließlich aber doch als grundlos zugestandenen) Wollens gedeutet. Die Kühnheit dieser Hypothesenbildung ist in der That unerreichbar. Mit einem Begriffe in der Hand, der wohl einen Leitfaden durch die kleine Welt der inneren Bewußtseinsvorgänge, in denen der Mensch an Seinesgleichen gemahnt wird, abgeben möchte, wird die Fahrt in das Meer des kosmischen Daseins unternommen, und dabei der zuversichtliche Glaube gehegt, es sei der Compaß aller philosophischen Betrachtung der Dinge aufgefunden. Selbst die kosmischen Körper müssen sich der Deutelei fügen; ihre Bewegungen werden als ein „Spielen nach lockenden Zielen" aufgefaßt.

Die Deutelei kennen wir jetzt wohl schon genügend; die Deutung, welche berechtigt ist, müssen wir noch kennzeichnen. Wer von der Physiognomie auf den zu Grunde liegenden Geist schließt, vollzieht Nichts als einen berechtigten Act der Hypothesenbildung. Wer dagegen von den Eindrücken, welche die unbelebte Natur auf uns macht, auf ein Inneres schließt, dessen Wesen es sei, diesen Eindrücken

mit dem eigenen Wollen zu entsprechen, thut in subtilerer Art dasselbe, was in roherer Gestalt den Fetischglauben ausmacht. Er denkt den Grund mit der Folge analog; er setzt voraus, daß, wo Affectionen stattfinden, dieselben noch einmal außer dem afficirten Subjecte vorhanden sein müssen. Der Vorgang in uns wird als die Handlung von Etwas außer uns angesehen; der Geist, der in uns wohnt, soll noch einmal außer uns sich wiederfinden. Derartige Voraussetzungen sind falsche Deutungen dessen, was in uns vorgeht. Dagegen wäre es nun aber nicht minder thöricht, den Schluß von dem Aeußeren auf das Innere gänzlich abthun zu wollen. Wir dürfen nie vergessen, daß es nicht blos eine subjective Beschaffenheit unseres Gemüths ist, was den harmonischen oder disharmonischen Eindruck mit sich bringt; die Objectivität muß eine gewisse Ordnung, unabhängig von allem subjectiven Bewußtsein, an sich tragen, damit das Gemüth gerade so und nicht anders afficirt werde. Es ist mithin erlaubt, von einer solchen Einrichtung der Dinge zu reden, durch welche es möglich werde, harmonische Eindrücke zu empfangen. Das Maß der Harmonie oder Disharmonie liegt in dem Trachten des menschlichen Wesens, und es wird daher eine doppelte Hypothese und mithin eine zwiefache Deutung der objectiven Bedingungen offen stehen. Wenn sich durchgängig zeigte, daß die objective Ordnung nicht zu dem subjectiven Streben stimmte, so würde es erlaubt sein, die Welt für Etwas zu erklären, was sicherlich nicht auf den Menschen in seiner gegenwärtigen Verfassung berechnet sei. Ja sogar könnte eine noch kühnere Hypothese Platz greifen, wenn man den Standpunkt innerhalb der im menschlichen Wesen selbst angelegten Verschiedenheiten nähme und etwa fände, daß die einzelnen Systeme von Ordnungen, die innerhalb der subjectiven Sphäre vertreten sind, mit einander unvereinbar und daher eine beständige Quelle der Unzufriedenheit wären. Alsdann würde das Urtheil der Disharmonie berechtigt, und eine Deutung des Wesens der verschiedenen zu einander nicht passenden Ordnungen erlaubt sein. Der Mensch würde, selbst wenn er in sich selbst den Grund des Zwiespalts suchen wollte, dennoch nicht im Stande sein, eine Hypothese aufzufinden, um die störenden Differenzen zu erklären. Allein die deutende Auslegung der Beschaffenheit der Seiten des Verhältnisses durch einander bliebe ihm unbenommen. Aus dem Standpunkte der objectiven Natur könnte er die Beschaffenheit seiner selbst und aus dem Standpunkte seiner Beschaffenheit die Ordnung der Natur beurtheilen. Er könnte einen letzten Grund der Differenz in der Verirrung des menschlichen Wesens oder (was allerdings eine Ungeheuerlichkeit ist) in einer fehlerhaften Ordnung der objectiven Natur suchen wollen. Bei näherer Betrachtung würde sich jedoch zeigen, daß beide Voraussetzungen keine letzten Gründe im Sinne der Metaphysik sind, d. h. daß sie sich blos auf gesonderte Begründungen der einzelnen Seiten, nicht aber auf die allgemeine Existenz des ganzen Verhältnisses einlassen. Glücklicherweise ist die ganze Voraussetzung der Disharmonie eine willkürliche und zufällige Annahme. Die wahre unbefangene Deutung der Wirklichkeit beruht

auf der Werthschätzung der objectiven Lebensbedingungen aus dem Gesichtspunkte des menschlichen Strebens. Eine eigentliche Deutung im gewöhnlichen Sinne ist hier nicht nöthig. Die Werthschätzung kann objectiv sein, so weit die sichere Kenntniß der Thatsachen reicht. Dagegen möchte der Glaube an den Werth des Lebens auf einer anticipirenden Deutung der Naturordnung als einer Harmonie, d. h. als eines Inbegriffs von Bedingungen der Befriedigung des menschlichen Wesens beruhen.

Wir können uns nicht weiter auf die Begriffe der Deutung und Deutelei einlassen. Unser Zweck ist erreicht, wenn wir bemerklich gemacht haben, daß Deuteleien keine Angaben letzter Gründe, sondern nur falsche Uebertragungen moralischer Begriffe sind, und daß Deutungen im verstandesmäßigen Sinne nichts weiter als Auslegungen durch Hypothesenbildung sein können. Nun wird es offenbar für den Charakter der Deutung entscheidend sein, welcher vermittelnde Begriff zur Hypothese überleitet. Jede Hypothese entsteht durch einen Act, welcher zwar der Consequenzenbildung entgegengesetzt ist, aber im Allgemeinen (d. h. von dem Richtungsgegensatze abgesehen) denselben einheitlichen vermittelnden Begriff erfordert. Wir werden daher nur durch solche Begriffe, vermittelst deren wir die Abfolge der Consequenzen erkennen, zu Hypothesen gelangen. Es wird mithin Alles auf die Causalitätsgattungen ankommen, deren Begriffe uns zu Gebote stehen. In dieser Hinsicht wird es keine andere Grenze als den natürlichen Umfang der uns bekannten Vorstellungen von Begründungen geben. Sehen wir uns daher etwa selbst, d. h. die Gruppe von Kräften und Anlagen, die unsere Individualität ausmachen und zu einer zwischen Geburt und Tod ablaufenden Reihe von Bewußtseinsbestimmungen führen, als etwas Unbedingtes und Festes, kurz als ein Ich an, um welches die Welt als bloßer Zubehör gravitirt, ja, halten wir überhaupt nur die gemeine metaphysisch entartete Verdinglichung des Ich fest, so fehlt es uns sicherlich nicht an dem Ausgangsbegriffe, um dem Systeme der Dinge dieselbe Form anzudichten, in welcher es uns beliebt, das Wesen unseres Ich vornehmlich zu finden. Diejenigen, welche das Ich im Denken sehen, werden das System der Dinge ebenfalls als ein Erzeugniß des Denkens auffassen. Wer aber glaubt, in der Wahrnehmung des eigenen Willens den Kern des subjectiven Wesens zu empfinden, wird durch diesen Begriff alles Naturdasein gekennzeichnet wähnen. Er wird dieselbe Macht, welche er in sich selbst als über den verschiedenen Gattungen der niederen Causalität erhaben antrifft, auch zum vermittelnden Begriffe der einheitlichen Vorstellung des Systems der Dinge und Vorgänge machen. Zugleich wird er vielleicht eine mystische Einheit zwischen seinem eigenen und dem der gesammten Natur zu Grunde liegenden Willen annehmen. Dieser mystische Begriff wird, wie jede mystische Conception, auf der Empfindung oder dem Gefühl, welches unter ganz besonderen Voraussetzungen (z. B. bei einer gewissen Art der betrachtenden Vertiefung) entsteht, beruhen müssen. Er wird daher wesentlich nur ein unklares Gefühlsurtheil sein können, welchem die nähere

Bestimmung durch den theoretischen Verstand abgeht. Ein solches Denken durch bloße Empfindungsurtheile wird den wesentlichen Gehalt der mystischen Deutungen ausmachen. Dabei versteht sich von selbst, daß der Unterschied zwischen Subject und Object, der innerhalb der Empfindung keinen Sinn hat, sorgfältig fern gehalten werden muß. Denn sonst würde die bloße Gefühlsvorstellung einen verstandesmäßigen Charakter annehmen und sich der Umgestaltung und Kritik durch rationale Ueberlegungen preisgeben.

Die einzige Art von Causalität, die wir nicht blos durch ihre Aeußerungen kennen, sondern unmittelbar in uns selbst ausüben, ist die Willenskraft. Sie ist der maßgebende Typus für alle besonderen Ursächlichkeitsvorstellungen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Mensch, wo er die gesammte in der Natur waltende Ursächlichkeit einheitlich denken wollte, zu der Analogie seines Willens griff. Diese natürliche Wendung muß von der künstlichen Weise, in welcher in neuerer Zeit eine Art Willensphilosophie concipirt worden ist, wohl unterschieden werden. Schopenhauers Begriff vom Willen ist gar nicht die gewöhnliche Vorstellung. Er nennt den erzeugenden Grund unseres subjectiven Wesens Willen zum Leben, und glaubt die Natur richtig zu deuten, wenn er ihr ein analoges Streben unterlegt. Diese Analogie führt, wie dies bei jeder Analogie der Fall sein muß, zu einer Vorstellung von der Einheit des Grundes. Die besondere Art, wie diese Einheit gedacht wird, ergiebt sich, je nachdem man eine idealistische oder eine realistische Anschauung zu Grunde legt. In dem einen Falle ist die Wahnvorstellung der numerischen Identität des subjectiven Willens und der objectiven Natur möglich; in dem andern Falle wird wenigstens nicht gegen den gesunden Verstand gesündigt, und es bleibt der Kritik Nichts als die besondere Art der Analogie zu bemängeln übrig. Streben, Trieb, Drang sind Vorstellungen, die wir durch Wahrnehmung kennen lernen. Es ist daher immer noch nöthig, den zeitlich ausgedehnten Vorgang in uns unter die Einheit eines reinen Begriffes zu bringen. Dieser Begriff wird der des Grundes der fraglichen Vorgänge sein. Dieser Grund selbst kann aber nur ganz formal gedacht werden, und seine Uebertragung mithin ebenfalls nur eine formale aber nicht materielle Analogie ergeben. Es wird mithin die Natur gar nicht gedeutet, sondern nur unter der Einheit eines Begriffes aufgefaßt, der in allem Denken unwillkürlich und auch ohne den Umweg einer vorgängigen Analogie zur Geltung kommt.

Nun haben wir aber jedenfalls ein Recht, nicht blos die einfacheren und niederen Stufen der in unserem subjectiven Wesen unmittelbar gegebenen Causalität, sondern auch die verwickelteren und höheren Verkettungsbegriffe zu Ausgangsconceptionen der Hypothesenbildung zu machen. So können wir behaupten, daß eine solche Art von Synthesis, wie sie durch die verstandesmäßige Zergliederung in den Dingen und Vorgängen aufgedeckt wird, auch an sich selbst und abgesehen von ihrem Erkanntwerden, in irgend einer Form vorhanden sei. Die Natur wird auf diese Weise nicht als ein nach Analogie

des menschlichen Verstandesbewußtseins handelndes Wesen, sondern nur als ein Inbegriff von Bestimmungen gedacht, die an sich selbst so beschaffen sind, daß der menschliche Verstand etwas ihm Entsprechendes zu zergliedern erhalte. Die bestimmten Analysen werden zwar nie die an sich vorhandene Synthesis erschöpfen. Dieser Umstand steht aber der tieferen Fassung der Beziehung zwischen dem menschlichen Verstande und der über diesen Verstand erhabenen Macht in den Dingen nicht entgegen. Man hat nur den Verstand selbst zutreffend und einheitlich, d. h. nicht als einen Inbegriff fertiger Vorstellungen, sondern überhaupt als den selbst nicht in's Bewußtsein tretenden Grund der Möglichkeit dieser Vorstellungen zu denken, um vor jeder hinkenden Vergleichung bewahrt zu bleiben. Die Macht, durch welche unser Verstand zu einem Inbegriff von Bewußtseinsbestimmungen und Kategorien wird, ist selbst kein Theil des Bewußtseins, sondern liegt demselben diesseits aller fertigen Vorstellungen zu Grunde. Nun ist es erlaubt, diesen Grund der Möglichkeit und Nothwendigkeit der Synthesis als vermittelnden Begriff zu einer Hypothese über den Naturzusammenhang zu gebrauchen. Indem wir den Grund unseres Verstandes als im Allgemeinen übereinstimmend mit dem Grunde denken, welchen die Natursynthesis verstandesmäßig gegliedert erscheinen läßt, erlauben wir uns nur eine Voraussetzung, die sich durch die besondere Betrachtung zu bestätigen hat. Es ist dies eine Deutung, deren Wahrheit keineswegs von vornherein feststehen soll, die vielmehr eine nähere Begründung aus den besonderen Erscheinungen erwartet. Der Verstand entwickelt sich nach Maßgabe der Gegenstände und Aufgaben, sowie des Umfangs seiner Bethätigung an der Wirklichkeit. Er ist daher selbst keine begrenzte Summe von Verkettungsbegriffen und kann mithin der anscheinend unendlichen Synthesis der Natur genügen. Die Deutung der Welt als eines verstandesmäßigen Zusammenhanges von Existenzen und Vorgängen ist in der That berechtigt, so lange man sich hütet, eine Summe bestimmter Begriffe für den Inbegriff aller möglichen Verstandeseinsicht zu nehmen.

Von der Gemüthsauffassung der Welt, die ebenfalls zu Deuteleien Anlaß giebt, werden wir bei einer anderen Gelegenheit handeln. Hier sei nur bemerkt, daß die Empfindung als solche eine Einheit ist, die durch den blos theoretischen Verstand nur in Theilempfindungen nicht aber etwa in Verstandesbegriffe aufgelöst werden kann. Ob daher die Beschaffenheit der Dinge unserem Gemüthsbedürfnisse entspreche, wird einzig und allein davon abhängen, ob die verschiedenen Empfindungen, deren Ursache das objective Naturdasein ist, mit sich selbst vereinbar und in sich selbst befriedigend gestaltet werden. Dagegen hat man sich ebenso wie bei der Voraussetzung eines in den Dingen wirksamen Verstandes vor einer falschen Uebertragung zu hüten. Die Empfindung darf nicht noch einmal außerhalb der Subjecte gesetzt werden, und es verbietet sich fast von selbst, unseren Gefühlen ein gleichartiges Gegenstück in der objectiven Natur entsprechen zu lassen. Wollen wir eine wahre Auslegung der Natur, so haben

wir die objectiven Ursachen, welche unsere Empfindung gestalten, darauf zu prüfen, ob sie mit einer gewissen Haltung und mit einem gewissen Gleichgewichte des Gemüths zusammenstimmen. Auf diese Weise erkennen wir die uns zugänglichen letzten Gründe unserer Gemüthsurtheile über die Dinge. Hierbei ist besonders festzuhalten, daß der unsere Hypothese ermöglichende Begriff nicht der einer Empfindung in dem Ganzen der Natur, sondern nur der einer solchen Beschaffenheit der Natur ist, durch welche es möglich wird, daß unsere Empfindungen befriedigend ausfallen. Wir dichten mithin der Natur kein Gemüth an, sondern setzen nur eine Macht voraus, durch welche den Bedürfnissen unseres Gefühls harmonisch entsprochen wird. Dies ist keine Deutelei, sondern eine rationale Auslegung der thatsächlichen Beschaffenheit der Dinge in Bezug auf einen bestimmten subjectiven Ausgangspunkt.

Viertes Capitel.

Der Verstand als letzte Instanz.

Der Mißbrauch der reinen Verstandesbegriffe machte das Wesen der Vernünftelei, der Mißbrauch der moralischen und Gemüthsvorstellungen das der Deutelei aus. Wir haben nun noch zu erwägen, inwiefern auch bei der Begriffsfassung der letzten Gründe der Verstand regelmäßig das letzte Wort behalten müsse, wofern nicht etwa eine Art Polizei, die innerhalb der Wissenschaft selbst eingerichtet wird, der natürlichen Entwickelung der Gedanken Zwang anthut.

Durch den Begriff des Grundes der Erscheinungen erfassen wir die Einheit sowohl im ganzen Systeme der Dinge und Vorgänge, als auch in den einzelnen Gruppen des Seienden. In dem Ansichsein kann zunächst weiter Nichts als der formale Begriff des völlig unbestimmten Grundes der gerade fraglichen Existenzen und Vorgänge gedacht werden. Die nähere und materielle Bestimmung dieses Begriffs kann nur durch die specifischen Kategorien des concreten Denkens gewonnen werden. In dieser bestimmteren Ausführung besteht die Erkenntniß, und es ist gar nicht zu sagen, wie noch auf andere Weise ein Wissen gedacht werden solle. Den Begriff des Wissens können wir nur aus der Verfassung unseres eigenen Denkens entnehmen, und es ist eine wunderliche Conception, wenn man einen die rein begrifflichen Verhältnisse (z. B. das Causalitätsverhältniß) unmittelbar, d. h. ohne Vermittelung der Grundformen der Sinnesauffassung anschauenden Verstand erdichtet. Was soll ein Anschauen der Verknüpfung von Ursache und Wirkung dennoch anders sein, als die uns bekannte Wahrnehmung des Verhältnisses, welches zwischen Willen und That statthat, und außerdem noch etwa eine beliebige nach der Analogie dieser Wahrnehmung gebildete Vorstellung von dem Zusammenhang äußerer Vorgänge?

Die Verstandesbegriffe lassen sich keineswegs dadurch einschränken, daß man auf die Sinneswahrnehmung als die Vermittlerin der Möglichkeit ihrer Anwendung hinweist. Denn gerade auf diesem Wege leisten sie Alles, was nur irgend gefordert werden kann. Was schadet es, daß wir im ganzen Bereiche unserer Erkenntniß niemals Objecte antreffen können, die nicht sinnlich bestimmt wären? Aus diesem Umstande folgt nur, daß es eine reine Einbildung ist, aus den Dingen, wie sie unabhängig von der sinnlichen Auffassung gedacht werden, noch besondere phantastische Wesenheiten zu machen. Allerdings muß der logische Begriff eines einheitlichen Grundes der Vorgänge und Existenzen festgehalten werden, und es würde ganz verkehrt sein, zu behaupten, daß es Nichts als Erscheinungen gäbe. Durch eine solche Annahme würde man sich einer haltlosen Träumerei und dem ärmlichsten Ideologismus überliefern. Man würde das Denken und Vorstellen zur ausschließlichen Form des Seins machen und gerade das, was die unentbehrliche Grundlage alles Bewußtseins ist, ich meine das unbewußte Sein unverschämter Weise ableugnen. Dergleichen Kunststückchen sind wohl für ein alles Ernstes baares sophistisches Treiben aber nicht für die besonnene Philosophie und Wissenschaft da. Die Erdichtung sogenannter intelligibler Wesen ist eine Methode, den Verstand brach zu legen. Kant ereifert sich (vgl. Kritik der reinen Vernunft, Unterscheidung der Phänomena und Noumena) ein wenig zu stark gegen diejenigen, welche behaupten, daß die Dinge, insofern sie durch reine Begriffe gedacht werden, nicht mehr bloße Erscheinungen sind. Er scheint seinem Fundamentalbegriffe des Ansichseins hier außer der rein logischen Bedeutung noch eine phantastische Beschaffenheit vindiciren zu wollen. Das Intelligible soll als solches eine abgesonderte Existenz haben. Es soll von vornherein gewiß sein, daß jeder Erscheinung etwas Ansichseiendes entspreche. Diese Vorstellungsart vorausgesetzt, muß man sich nur wundern, daß Kant übrigens keinen Gebrauch von derselben gemacht hat. Wie leicht wäre es nicht gewesen, durch Vermittelung des Intelligiblen eine Existenz unabhängig vom Zeitablauf nachzuweisen? Wir müssen daher die ganze Vorstellungsart als den gediegeneren Theilen der Kantischen Kritik widersprechend eliminiren.

Es ist uns nun erlaubt, überall und durchgängig vermittelst des Begriffs eines Grundes der Erscheinung jedes empirische Ding einheitlich zu denken. Jedoch wird diese ganze Vorstellung der Einheit zunächst nur formal und völlig unbestimmt sein können. Der letzte Grund, durch welchen wir die Erscheinungen erzeugt denken, ist eine zunächst ganz leere aber darum nicht weniger nothwendige und unentbehrliche Vorstellung. Der Irrthum liegt stets nur in dem Unternehmen, diesen letzten Grund an sich selbst kennzeichnen zu wollen, anstatt denselben nur als logisches Band des erfahrungsmäßig Gegebenen zu gebrauchen und übrigens gänzlich unbestimmt zu lassen.

Es steht Nichts entgegen, daß wir jeder Erscheinungsgruppe einen besonderen erzeugenden Grund zueignen. Nur wird das Verhältniß der verschiedenen erzeugenden Gründe, die wir auf dem Wege

der logischen Voraussetzung erhalten, einzig und allein durch Vermittelung der Erfahrung möglich sein. Wir kennen keine andere Welt als die empirische; Erfahrungsobjectivität muß uns Objectivität letzter Instanz sein. Wollen wir die Einheitlichkeit der Vorstellung des Systems der Dinge nicht völlig grundlos spalten, so kann es für uns gar keine intelligible Welt im Kantischen Sinne geben. Wir werden daher mit unseren Verstandesbegriffen auch völlig unbeschränkt verfahren dürfen, wenn wir uns nur davor hüten, die realen Gegenstücke der reinen Begrifflichkeiten in Weise der Imagination vorstellen zu wollen. Wir werden daher auch keine besondere Scheu vor der Handhabung der chimärischen Conceptionen der Phantasie zu hegen haben. Denn wir können mit diesen Conceptionen beliebig operiren und dieselben durch ihre eigenen Fehler verschwinden machen. Denn indem sich diese falschen Begriffe consequent zur Geltung bringen und sich so gleichsam an ihren empirischen Consequenzen messen, erkennen sie sich selbst als zum Theil fehlerhafte Voraussetzungen, und es scheidet sich so das Wahre von dem Falschen, das rein Begriffliche von der phantastischen Beigabe. In dieser Art sind vornehmlich die Begriffe des Grundes der inneren Erscheinungen und des Grundes der Dinge überhaupt zu behandeln. Doch nehmen wir von einer Ausführung dieser Gattung von Dialektik hier Abstand, da jedes vorurtheilsfreie verständige Raisonnement den gemeinten Weg unwillkürlich einschlägt, und es stets nur ein fremdartiges Interesse ist, was die Phantasie gegen den Verstand geltend gemacht wissen will.

Gefährlich für den gesunden Verstand werden Conceptionen nur dann, wenn sie, obwohl apriorisch nicht begründet, dennoch als außer dem Zusammenhange der Erfahrung und ohne Einfluß auf dieselbe bleibend gedacht werden. In diesem Falle läßt sich von vornherein absehen, daß man diese Conceptionen einer Kritik des empirischen Denkens nicht wird unterwerfen können. Indessen muß man sich hier nie an die willkürlichen Satzungen kehren, welche die Begriffe unantastbar machen und vor aller erfahrungsmäßigen Kritik sicher stellen sollen. Mit Ausnahme der rein apriorischen Conceptionen (deren es außerhalb der reinen Logik und reinen Mathematik gar nicht giebt) haben alle Begriffe, sie mögen so hoch oder niedrig sein als sie wollen, empirische Bestandtheile. An letztere muß man sich nun halten, um die Wendungen der natürlichen Dialektik einzuleiten. Selbst wenn man es mit völlig absurden Combinationen zu thun hat, darf man an einem natürlichen Auswege nicht verzweifeln. Man erinnere sich stets, daß der Weg durch das Unmögliche und Absurde für die Dialektik nicht minder als für die Mathematik des Imaginären offen steht, und daß eben auf diesem Wege die einfachste Lösung der Schwierigkeiten und die leichteste Beseitigung der Ungeheuerlichkeiten zu gewärtigen ist. Die Dialektik des entschlossenen Verstandes darf niemals Scheu hegen, sich auf den Standpunkt des Gegners zu stellen und dessen Behauptungen und Begriffsgebilde als vorläufige Hypothesen gelten zu lassen. Denn nur auf diese Weise wird es ihr möglich, den Unverstand empirisch zu verstricken und ihm so seine Nich-

tigkeit nachzuweisen. Weit entfernt also, mit Kant die natürliche Dialektik zu meiden, empfehlen wir dieselbe als die einzige Stütze des Verstandes. Keine künstliche Gedankenbewegung (wie sie z. B. zum Theil in den Kantischen Paralogismen und Antinomien herrscht) kann die Vortheile der Freiheit des sich ungezwungen bewegenden Denkens ersetzen. Nur wenn man von vornherein schon bestimmte Ziele abgesteckt hat, bei denen der Verstand als unausweichlichen Wahrheiten anlangen soll, wird eine geschraubte Dialektik nöthig. Derartige Ziele scheinen nun allerdings oft allgemein menschliche Interessen zu sein, und es ist daher verzeihlich, wenn sich die Forschung dieses Truges nicht gleich erwehren kann. Indessen kann es kein echtes Interesse geben, welches mit der unbestochenen Wahrheit stritte. So sind z. B. die Gemüthsbedürfnisse keineswegs an sich selbst fälschende Elemente der Dialektik; sondern sie werden es nur durch den Umstand, daß sie sich nicht in reiner Gestalt, sondern mit willkürlichen und zufälligen theoretischen Satzungen vermischt geltend machen. Ist einmal die Trennung zwischen der reinen Gemüthsvorstellung und ihrer falschen theoretischen Beigabe vollzogen, so kann sich der Verstand ungehemmt bethätigen, ohne hierbei Verletzungen der Gemüthssphäre besorgen zu müssen. Jene Trennung, die für die Freiheit des Denkens so überaus wichtig ist, wird aber selbst erst durch eine natürliche Dialektik, die in dem geschichtlichen Gange der Ideen ihr reales Gegenstück hat, vollzogen sein müssen, ehe an eine vollständige Erledigung der in dieses Gebiet einschlagenden Fragen zu denken ist. Die Kantische Art und Weise, den Verstand unter Vormundschaft zu setzen, konnte nicht befriedigen. In der That war es auch nicht eigentlich der Verstand, sondern nur die Meinung, daß sich aus bloßem Verstande ohne Hülfe empirischer Elemente Etwas ausmachen lasse, mithin nur die Einbildung eines metaphysischen Verstandes, was der Kritik wirklich unterlag. Insofern aber noch eine Instanz stehen blieb, welche, obwohl in die Gattung des Denkens gehörig, dennoch eine Schranke des Verstandes sein sollte, spielte die menschliche Intelligenz in der Kantischen Philosophie keineswegs die ihr gebührende Rolle. Die Beweislast wurde falsch geordnet, und durch diesen Kunstgriff einer Metaphysik, der es etwa belieben möchte, die Welt als einen Traum anzusehen, eine Hinterthür offen gelassen. Alles wurde problematisch, d. h. unentscheidbar, während der natürliche Verstand sich bewußt ist, zureichende Gründe nöthig zu haben, um auch nur zu einer Möglichkeitsvorstellung zu gelangen. Eine Philosophie, die wie die Kantische (vgl. Vorrede zur zweiten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft) sagen konnte: „Ich mußte das Wissen aufheben, um dem Glauben Platz zu machen", — eine solche Philosophie konnte dem Verstande nicht das letzte Wort gelassen haben.

Wie der Verstand (so wohl in seiner reinen als empirisch bestimmten Form) seine einzelnen Begriffe dialektisch geltend zu machen habe, werden wir bei der Erörterung der vermittelnden Conceptionen kennen lernen.

Dritter Abschnitt.

Vermittelnde Begriffe.

Erstes Capitel.

Entbehrliche Vermittelungen.

Wir unterscheiden streng zwischen Mittelbegriff und vermittelndem Begriff. Ersterer ist in den den Schluß bildenden Urtheilen einer der Seitenbegriffe und zwar derjenige, welcher sich in beiden gegebenen Urtheilen findet. Nun gehören alle Seitenbegriffe zum Stoffe der Urtheile und Schlüsse, während unsere Vorstellung von dem vermittelnden Begriffe die Form der Bindung (Copula im weiteren und logischen Sinne) betrifft. Obwohl sich nun zwei Arten vermittelnder Begriffe aus einander halten lassen, nämlich die, welche zunächst die Seitenbegriffe im gemeinen Urtheile, und dann die, welche die Bindungen in den Urtheilen durch ein noch allgemeineres Band verknüpfen und so den Syllogismus möglich machen, so ist doch dieser Unterschied nur in der Stufe der Allgemeinheit belegen, so daß sich die den Schlüssen zu Grunde liegenden Bindungsbegriffe nur als Vermittelungen so zu sagen zweiter Potenz auszeichnen.

Nachdem ich ganz im Allgemeinen an meine Bestimmung des vermittelnden Begriffs in der formalen Logik erinnert habe, muß ich nun auf die materielle Beschaffenheit der verschiedenen Vermittelungen ein wenig eingehen. In der mathematischen Analysis herrscht als eigenthümliche Form der Gedankenverbindung die Gleichsetzung. Jede Gleichung muß als ein Urtheil angesehen werden, dessen Bindungsbegriff fast ausschließlich die Vorstellung der Größengleichheit ist. So abstract sich auch der Calcül gestalten möge, so hat doch kein Operationszeichen (oder allgemeiner geredet kein Beziehungszeichen, wie etwa das der zahlentheoretischen Congruenzen) irgend welchen Sinn, sobald man auch noch von der Vielheit und mithin überhaupt von der Größe als möglicher Basis der fraglichen Verhältnißvorstellungen abgesehen wissen will. Wo wir daher z. B. verschiedene Reihenfolgen und Verbindungen von Operationen einander gleichwerthig setzen (was bei den sogenannten analytischen Gleichungen, die durch

Umformung identisch werden, der Fall ist), würde selbst diese Gleichwerthigkeit keinen deutlichen Sinn haben, falls die stoffliche Grundlage der Größenvorstellung weggedacht werden sollte. Der Begriff einer Operation ist eben nicht denkbar ohne einen Stoff, auf den sie sich bezieht. Nun müssen wir freilich in der Abstraction bis zur Betrachtung der Form an sich selbst aufsteigen, aber wir dürfen dabei nie vergessen, von welcher Beschaffenheit die Abstraction hier sein müsse. Wir sehen nicht von einem Stoffe überhaupt, sondern nur von der besonderen Art und Beschaffenheit dieses Stoffes im einzelnen Falle ab.

Der Umstand, daß wir in Gedanken die Form von dem Stoffe trennen d. h. mit anderen Worten, daß wir unser Augenmerk auf die Eigenthümlichkeiten der Form richten und den Stoff nur als eine selbstverständliche allgemeine Voraussetzung der Möglichkeit der hier fraglichen Begriffsfassung anerkennen, befreit uns keineswegs von der Nothwendigkeit, mit dem Begriffe der Form die mögliche Beziehung auf den Stoff stets als unabweisbare Vorstellung zu verbinden. Sonst erhielten wir schließlich noch einen Additionsbegriff, der sich von der Vorstellung der Quantität emancipirte. Wir halten mithin daran fest, daß die vermittelnden Begriffe der Analysis die allgemeine Form der Größengleichsetzungen selbst da haben, wo sich eine oberflächliche Logik einreden möchte, sie habe eine gleichsam in der Luft schwebende Gleichwerthigkeit von Operationscombinationen concipirt. Erklären wir uns durch Beispiele, deren Anführung an dieser Stelle zugleich die Beseitigung nicht unerheblicher Schwierigkeiten einschließen wird.

Die imaginären Vermittelungen sind eine schwache Seite in dem gewöhnlichen Bewußtsein über die logische Constitution der analytischen Gedankenverknüpfung. Bis jetzt hat man über diesen Punkt fast nur Redensarten zu Tage gefördert und ist nicht einmal dazu gelangt, die Schwierigkeit in einer gehörigen Fragestellung zu formuliren. Uns wird es nun sehr leicht, das wesentlich logische Problem, welches hier vorliegt, zutreffend in Begriffe zu fassen, — vorausgesetzt nämlich, daß man den Sinn unserer Vorstellung vom vermittelnden Begriffe gehörig kenne. Unsere Frage lautet: Wie ist der das Raisonnement vermittelnde Begriff in dem Fortschreiten durch imaginäre Gleichungen zu denken? Beschränken wir uns auf eine einzelne imaginäre Gleichsetzung, so läßt sich die Frage auch so stellen: Hat das Gleichheitszeichen auch in diesem besonderen Falle den Sinn der Größengleichheit? Letztere Frage hat man regelmäßig verneinen zu müssen geglaubt, weil die Seitenbegriffe selbst keine Größen seien. In der That ist auch die Quadratwurzel aus einem mit dem Zeichen der Negation behafteten Quantum keine Größenvorstellung, sondern nichts als der Gedanke der hypothetischen, aber dabei als unausführbar gedachten Combination zweier Operationen in Beziehung auf eine Größe. Nun würde es gar keine Logik mehr geben können, ja es würde alle freie und natürliche Dialektik in Fesseln geschlagen, wenn man das Unmögliche nicht einmal als Unmögliches im Raisonnement setzen und so die aus den einfachen Unmöglichkeiten folgenden verwickelteren

Unmöglichkeiten durch rein begriffliche Consequenzenziehung ableiten dürfte. Der Widerspruch liegt niemals darin, daß man das Unmögliche als unmöglich setzt und geltend macht, sondern darin, daß man es für etwas Mögliches ausgiebt. Aehnlich wie in der Logik überhaupt verhält es sich nun auch in der mathematischen Gedankenverknüpfung. Der Calcül mit dem Imaginären ist eine weitgreifende Form der indirecten Ermittelung reeller Beziehungen und so zu sagen eine großartige „Durchführung durch das Unmögliche", wie sie der abstracten Logik in diesem Umfange gar nicht bekannt ist. Nur die entfesselte natürliche Dialektik, welche vor keiner Begriffscombination zurückbebt, und gerade die Setzung des Unmöglichen als Unmöglichen zum Vehikel ihrer Gedankenbewegung macht, möchte annähernd Aehnliches leisten, wie die im Imaginären heimische Mathematik.

Gehen wir davon aus, daß der vermittelnde Begriff eines Urtheils (und ein solches ist die imaginäre Gleichung) eine bestimmte nachweisbare Gestalt haben müsse, so löst sich die gemeine Schwierigkeit leicht. Der vermittelnde Begriff ist in den imaginären Identischsetzungen sicherlich nicht derselbe, der er in einer Gleichung ist, deren Seiten als reelle Größen vorstellbar sind. Nichtsdestoweniger bezieht sich dieser vermittelnde Begriff auf Größen. Nun ist aber Größenbeziehung doch jedenfalls in letzter Instanz nur in reeller Weise (d. h. als Gleichheit, Ungleichheit, Verhältniß nach den verschiedenen Operationen) denkbar. In einer synthetischen, imaginären Gleichung (die ich im Gegensatze der blos analytischen verstehe) erscheint nun aber eine Größenbeziehung gar nicht denkbar, weil man nicht weiß, wie man durch unmögliche Combinationen die gegebenen Größen auf einander beziehen soll. Es wäre mithin nothwendig, daß ein größerer Zusammenhang die Ueberleitung zu reellen Beziehungen als möglich zeigte und so das zusammenhanglose Urtheil (welches die Identification der imaginären Seitenbegriffe in der That ist) in seiner wahren Bedeutung erscheinen ließe. Wirklich muß nun eine jede imaginäre Gleichung als Bruchstück eines logischen Ganzen betrachtet werden. Sie ist stets nur ein Merkmal, daß ein Durchgang durch das Unmögliche und zwar vermittelst der Setzung des Unmöglichen als Unmöglichen zur Erkenntnißvermittelung gebraucht werde. Ein solches Verfahren muß nun irgendwo in reellen Beziehungen anheben und ebenfalls mit solchen endigen. Es muß einen Ausgangspunkt und ein Ziel haben, so daß es zwischen beiden gleichsam einen Bogen beschreibt, in welchem nichts einen vollständigen Sinn haben kann, wenn es ganz und gar für sich genommen wird. Der vermittelnde Begriff bleibt also aller anscheinend entgegenstehenden Umstände ungeachtet die Vorstellung der reellen Größenbeziehung und die gemeine Form des in der Größengleichung gedachten Bandes. Wer es versucht, eine imaginäre Beziehung, die ein Stück des ganzen Zusammenhanges ist, für sich selbst durch den vermittelnden Begriff der Größengleichheit denken zu wollen, setzt den Widerspruch, schon ehe er ihn erkennt. Es muß mithin das Vorurtheil aufgegeben werden, als müsse das mathematische Gleichheitszeichen immer die bestimmtere Bedeutung

einer Größengleichheit haben. Außer dem Zusammenhange mit einem in sich abgeschlossenen Systeme von Operationen, die in ihrem End- und Ausgangspunkte einen reellen Sinn haben, bedeutet es nur die Vertauschbarkeit eines Inbegriffs von gesetzten (wenn auch immerhin als unmöglich gesetzten) Operationen mit einem anderen Inbegriffe der gleichen Art. Im Zusammenhange mit den zugehörigen Voraussetzungen und Entwickelungen bedeutet es dagegen die Gleichwerthigkeit zweier Operationscomplexe in Beziehung auf reelle Größenrelationen. Letzterer Umstand giebt ihm seinen reellen Sinn und macht die bekannte Zerfällung der gewöhnlich vorkommenden imaginären Gleichungen in Gleichungspaare, deren eines die abgesonderten reellen Beziehungen enthält, völlig begreiflich. Doch können wir hier nicht auf specifisch logisch-mathematische Entwickelungen und etwa auf eine besondere Kritik der im Grunde gar nichts leistenden Auskunft Cauchy's eingehen. Wir würden selbst das hier Gegebene unterdrückt haben, wenn nicht die imaginäre Gedankenvermittelung der Mathematik ein bedeutsames Licht auf die der natürlichen Dialektik nothwendige Kühnheit der sogenannten unmöglichen Gedankensynthesis werfen könnte.

Was ist nun in unserem Beispiele die entbehrliche Vermittelung? Offenbar die metaphysische Einbildung, was Wurzel aus minus Eins an sich selbst sei. Schon die Frage nach einer näheren Erkenntniß dessen, was etwa die höheren Wurzeln der Einheit an sich selbst vorstellen, ist verkehrt. Die beste Frage auf eine solche Antwort nach dem Was enthält das Wörtchen Chimäre. Wie die Frage, so muß auch die Antwort beschaffen sein. Wer in der Fragestellung einen metaphysisch entarteten Begriff, eine sich widersprechende Fiction vor Augen hat, darf sich nicht wundern, wenn man ihm in der Antwort die chimärische Natur der Voraussetzung, aus welcher er seine Frage stellt, vorrückt. Dagegen hat es einen guten Sinn, nach der realen Bedeutung der imaginären Beziehungen zu fragen. In dieser Hinsicht muß es jedoch bei der alten gesunden Vorstellung Carnots verbleiben, daß den Unmöglichkeiten des Calcüls auch die realen Unmöglichkeiten, insofern dieselben unter die vorausgesetzten abstracten Begriffe fallen, entsprechen müssen. Dagegen trifft die Bemängelung, welche der Ausdruck Unmöglichkeiten von Seiten der Gaußschen Metaphysik erfahren hat, nicht im Geringsten zu. Vielmehr gehört diese Metaphysik noch ganz und gar dem alten Schlage an, und es bewährt sich, daß Jemand ein bedeutender Mathematiker und dabei gar kein Logiker und Dialektiker sein könne. Die falschen Unendlichkeitsbegriffe sind ebenfalls in ihrer alten Nebelhaftigkeit beibehalten worden, nachdem ihnen von Lagrange und Carnot bereits gebührend die Thür gewiesen worden war. Doch hatten diese beiden großen Denker allerdings eine kleine Oeffnung nicht gänzlich zu schließen vermocht, und so begreift es sich, daß der mathematische Instinct (und auf etwas Anderem beruhen die Leistungen ersten Ranges, die sich zu keiner logischen Eleganz durcharbeiten, und gegen die Widerwärtigkeit einer falschen Metaphysik unempfindlich bleiben, niemals) in seine ursprüngliche Nebelhaftigkeit

zurückfiel, und uns die Cauchy's belehrten, daß hinter den Chimären doch wirklich Etwas stecke. Von der ganz plump gehandhabten sogenannten Grenzmethode, welche alle Schwierigkeiten wegzuleugnen sucht, kann als von einer Liebhaberei der Compendienverfasser und als von einer Erfindung für das weite Gewissen der Schulbank hier füglich Abstand genommen werden. Die logische Schulung, welche sich bei den Verfassern der Normalcompendien der Pariser polytechnischen Schule verräth, ist in Beziehung auf unsere Frage in der That so dürftig und ihres Vorgängers, des redlichen Lagrange, so unwürdig, daß wirklich Geduld dazu gehört, sich mit Vertretern der sogenannten Grenzmethode auf subtilere Gedanken einzulassen. Sie haben zunächst das Buch von Carnot (Reflexionen über die Metaphysik des Infinitesimalcalcüls) würdigen zu lernen, und dann möchten sie vielleicht vorbereitet sein, die folgende mit der Sache abschließende Ueberlegung zu verstehen. Mit der deutschen gerade nicht geringen Literatur der Frage läßt sich nun erst recht kein Staat machen; sie enthält nichts als lauter schwache Versuche, die, nachdem ein halbes Jahrhundert verstrichen, noch immer nichts davon wissen, daß sie schon im Jahre 1799 von Carnot überholt worden sind.

Zu dem, was wir bereits früher über die mathematischen Unendlichkeitsbegriffe beigebracht haben, fügen wir hier den Gesichtspunkt der Entbehrlichkeit der Chimären als vermittelnder Begriffe des Raisonnements hinzu. Aus dem Umstande, daß ein Mathematiker in Erdichtungen denkt und von dem falschen Begriffe des unendlich Kleinen in allen seinen Vorstellungen begleitet wird, folgt noch durchaus nicht, daß dieser Begriff das, was wirklich in der Rechnung vorgeht, richtig auslege. Sobald alle Proceduren ohne den chimärischen Begriff verständlich gemacht sind, ist die Schwierigkeit gelöst und zwar dadurch gelöst, daß sich der vermeintlich unentbehrliche falsche Begriff durch eine streng verstandesmäßige Vorstellung ersetzt findet. Man braucht eben keinen anderen Begriff, als den der ideellen Unbeschränktheit der Verkleinerung und der Vergrößerung, um Alles zu leisten, was bisher durch unästhetische, dem logischen Sinne hohnsprechende Fictionen vermittelt wurde. Man vergleiche, was oben in dieser Beziehung gesagt worden, und man erinnere sich stets, daß an sich selbst zwar immerhin jeder Unsinn Realität haben mag, daß aber für das Denken die Vorstellung einer Unzahl (so nenne ich hier die unendliche Zahl) kein Begriff, sondern ein Unbegriff ist, d. h. nie für uns Gegenstand werden kann. Was nun aber für den ganzen Zusammenhang unseres Denkens niemals möglich ist, kann auch keinen vermittelnden Begriff abgeben, außer insofern man sich etwa einer Art Gedankendelirium überläßt. Die falschen vermittelnden Begriffe müssen also hinausgeworfen, nicht aber noch erst lange auf ihre Wirklichkeit hin geprüft werden. Sie sind Gedankengespenster, deren Natur allerdings irgend einmal erkannt sein will. Ist dies aber geschehen, so wird sie nur noch der unwissende Pöbel für metaphysische Wesenheiten nehmen, während sich der gebildete Verstand an dem Begriffe der Hallucination genügen läßt. Freilich wird die Mystik (und es giebt auch eine ma-

thematische Mystik) stets mit dem Pöbel gemeinsame Sache machen. Dies hindert jedoch die strenge Wissenschaft nicht, in ihrem Felde aufzuräumen und umzukehren und eine Chimäre nach der anderen abzulegen. Die allgemeine logische Form, in welcher sie dies thut, muß regelmäßig die Nachweisung der gänzlichen Entbehrlichkeit der fraglichen Conceptionen sein. Denn nur auf diese Weise wird die alte Berufung abgeschnitten, daß die als bedenklich angefochtene Vorstellung von großem Nutzen und zur Betreibung des wissenschaftlichen Geschäfts so zu sagen als ein nothwendiges Uebel beibehalten werden müsse. Auch die Trägheit könnte, so weit es ihr nur um den symbolischen Mechanismus zu thun ist, bei der erwähnten Form der Verbesserung der logischen Verfassung der Wissenschaften ihre Rechnung finden, da sie sich in der That nirgend an eine neue Sprache zu gewöhnen, sondern nur zu lernen hat, mit den alten Ausdrücken richtigere Vorstellungen zu verbinden. Doch pflegt die Trennung der gewohnten Ideenassociationen viel zu viel Willenskraft zu erfordern, als daß man nicht bisweilen genöthigt wäre, jener Trägheit dadurch nachzuhelfen, daß man durch die Neuheit des Zeichens oder Ausdrucks an die Neuheit des zu fassenden Gedankens erinnert. Die Unvernunft beklagt sich dann oft über die vermehrte Unbequemlichkeit, indem sie nicht merkt, daß man ihr nur mit einer Art Gedankenhebel zu Hülfe kommt, um sie aus dem alten Geleise herauszureißen. Der Tact von Lagrange, einmal von der alten Symbolik gänzlich zu abstrahiren und so die Entbehrlichkeit der fictiven Vermittelungsbegriffe anschaulich zu machen, muß die Bewunderung eines jeden erregen, der die Schwierigkeiten der Mittheilung gerade der einfachsten Gedanken, sobald dieselben gegen die hergebrachte Routine verstoßen, zu würdigen weiß. Man muß auch außerhalb der Mathematik analog verfahren und die wichtigen Gedankenketten, auf deren reine und strenge Haltung es ankommt, zunächst unabhängig von gewöhnlich gemißbrauchten Ausdrücken ausführen. Späterhin, wenn die falschen Ideenassociationen durchbrochen sind, kann dann ohne Schaden zu den natürlichsten Bezeichnungen zurückgekehrt werden. Freilich könnte man es auch von vornherein versuchen, durch ausdrückliche Hinweisung zu der Verbindung der berichtigten Ideen mit den bisher die falschen Vorstellungen vertretenden Wörtern und Zeichen zu nöthigen.

Das Vorurtheil, daß das Gleichheitszeichen überall unmittelbar Größengleichheit andeute, wird am besten beseitigt, wenn man in den Fällen, wo dies nicht der Fall ist, für die Zwecke des Unterrichts eine Zeit lang Modificationen anbringt und so auch für die Sinne die Unterschiede des vermittelnden Begriffs bemerklich macht.

Verlassen wir jetzt die entbehrlichen Vermittelungen im Felde der Mathematik und orientiren wir uns über eine andere höchst wichtige Gattung falscher Begriffsfassungen. Der Streit über die Conception der Kraft pflegt immer wieder aufzutauchen, ohne daß es hierbei jemals zu einer abschließenden Entscheidung käme. Unsere dialektische Wendung (von der entbehrlichen Vermittelung) ist nun hier eine sichere Aushülfe. Es fragt sich, von welcher Conception

das Denken gar nicht abstrahiren könne, ohne sich selbst aufzugeben. In dem Bestreben, den phantastischen Begriff der Kraft als einer metaphysisch abgesonderten Wesenheit zu bekämpfen, hat man sich nicht selten bis zu einer völligen Confusion der verstandesmäßigen Unterscheidungen verirrt. Die Kraft und deren Erscheinung darf nicht verwechselt werden. Auch muß der Begriff des Stoffes streng von dem der Kraft unterschieden bleiben, wenn nicht das Denken bereits in der Mechanik confus und die Schärfe der strengen Wissenschaft geopfert werden soll. Auch haben sich in der That die Pfleger der höheren Mechanik (so weit sie Forscher ersten Ranges waren) nie beikommen lassen, den gemeinen Begriff der Kraft als einer Ursache der Bewegung in seiner scharfen Trennung von der Vorstellung des Stoffes, auf den die Kraft als wirkend gedacht wird, aufzugeben. Nur im Felde derjenigen Naturwissenschaften, welche bis jetzt noch von Mathematik und Mechanik ziemlich fern blieben, also besonders in der Physiologie und auch schon in der Chemie, haben die metaphysisch verzerrten Begriffsfassungen, die mit dem natürlichen Denken unvereinbar sind, bisweilen Liebhaber gefunden. Hierzu kommt noch, daß man der Meinung ist, es knüpften sich an die Begriffsfassung der Kraft moralische Consequenzen. Die roheste Routine des Denkens und ein falscher Sensualismus, der die reinen Begriffe leugnet, haben sich vereinigt, um den einfachen Begriff der Kraft, wie er im wirklichen Gedankengange unwillkürlich zur Geltung gebracht wird, in Wunder welche dialektische Schwierigkeiten zu verwickeln.

Es verhält sich nun mit dem Begriffe der Kraft ganz ähnlich, wie mit der Conception der reinen geometrischen Gebilde. Eine mathematische Linie ist insofern ein unabweisbarer Begriff, als er sich selbst in dem Denken derer, die ihn zu beseitigen vermeinen, stillschweigend und, um den Humor vollständig zu machen, gerade dann einfindet, wenn die sogenannten empirischen Trümpfe gegen die Wirklichkeit der rein ideellen Begriffsfassungen der Mathematiker ausgespielt werden. Indem man nämlich behauptet, eine jede Linie habe außer ihrer Länge noch zwei secundäre Dimensionen, stellt man dieselbe als einen Körper mit Grenzen vor und verfällt auf diese Weise, indem man diese Grenzen denkt, wiederum der reinen Vorstellungsweise, die man zu widerlegen gedachte. Eine gleiche Bemerkung läßt sich nun rücksichtlich der gewöhnlich ziemlich plump ausfallenden Angriffe auf den Kraftbegriff der im mechanischen Denken geschulten Naturwissenschaft machen. Man will den reinen Verstandesbegriff der Ursache der Bewegung oder Spannung mit der Vorstellung der äußerlichen Erscheinung identificiren und womöglich auch noch Stoff gleich Kraft setzen, während man doch bei jeder wirklichen Anwendung (die freilich den metaphysischen Bemängelern keine Sorge zu machen pflegt) gewahr wird, daß man ohne die scharfen Denkbegriffe keinen Schritt vorwärts gelange. Der richtige Begriff der mechanischen Kraft ergiebt sich daher, wenn wir untersuchen, von welcher Beschaffenheit der Begriff ist, der im Denken über mechanische Aufgaben nicht entbehrt werden kann. Eine solche Untersuchung, deren Ausführung wir dem Leser

überlassen müssen, zeigt nun, daß weder die Vorstellung einer metaphysischen Entität noch die sogenannte dialektische Confusion des Kraft- und Stoffbegriffs dem unbefangenen und scharfen Denken entspricht. Letzteres kennt keine phantastische Wesenheit, die als Kraft diesseit oder jenseit der Wirkung in abgesonderter Gestalt zu suchen wäre. Andererseits ist es aber auch erhaben über die sinnliche Plumpheit, welche glaubt, mit dem phantastischen Spuk auch auf die reinen Begriffe verzichten zu müssen. Es sieht daher in dem Kraftbegriffe einen Causalitätsbegriff besonderer Art und faßt ihn daher als eine nothwendige Vermittelung des empirischen Denkens auf. Hiernach erscheint denn die Frage, was die Kraft an sich selbst sei, nicht ganz unähnlich den auf das Was der mathematischen Chimären gerichteten Nachforschungen. Die Kraft ist eben das, was dem Begriffe der Ursache der mechanischen Bewegung oder Spannung correspondirt. Wissen wollen, was die Kraft an sich selbst sei, heißt daher verlangen, das Correlat des subjectiven Begriffs noch durch einen anderen Begriff zu denken. Nun ist aber der Begriff des Grundes der Erscheinungen bereits der höchste Denkbegriff und so zu sagen ein Begriff letzter Instanz, über den man nicht weiter hinaus kann. Es ist daher thöricht, auch nur die Frage zu stellen, was die Kraft an sich selbst sei. Durch Analogien kann allerdings auch in dieser Richtung unsere Erkenntniß erweitert werden. Man kann feststellen, daß alle Causalitätsbegriffe in einem gewissen Sinne Willensconceptionen sind; allein durch derartige Ueberlegungen ändert man an dem ursprünglichen Kraftbegriffe gar nichts.

Formuliren wir unsere Erörterung über den Kraftbegriff schließlich noch in besonderer Beziehung auf die Ueberschrift dieses Capitels. In der Mechanik und Physik und mithin überall und durchgängig ist die phantastische Vorstellung von der Kraft als einer metaphysischen Wesenheit ein Begriff, dessen Vermittlerrolle im Raisonnement nicht nur entbehrt werden kann, sondern auch muß. Auch in diesem Falle muß sich die strenge Wissenschaft von der metaphysischen Erdichtung, die aus der Verunreinigung des reinen Begriffs durch die Kategorien der Imagination herrührt, gänzlich befreien, begreiflicherweise aber nicht minder die andere Klippe der plumpsinnlichen (aber oft dialektisch genannten) Verwirrung der rein begrifflichen Sonderungen vermeiden. Wird der letztere Theil unserer natürlich dialektischen Vorschrift nicht beachtet, so kann es nicht überraschend sein, wenn vielleicht irgend ein logischer Tölpel mit dem Gedanken kommt, die Newtonsche Vorstellung der Gravitationskraft sei als aus der bloßen Reflexion stammend zu verwerfen, und es sei zu der rein empirischen Fassung der Keplerschen Gesetze zurückzukehren. Wirklich giebt es eine sogenannte Naturphilosophie, in welcher sich die Caricatur der Logik bis zu der erwähnten Behauptung verstiegen und in Newtons Analyse und Begründung der Keplerschen Gesetze geradezu einen Rückschritt entdeckt hat. Doch können wir hier nicht ausführlich auf jedes Zerrbild des logischen Geistes eingehen.

Sowohl der Begriff der mechanischen Kraft als die Vorstellungen anderer Kräftegattungen sind nichts als Vermittler der Einheit in dem Denken der Erscheinungen und Vorgänge. Uebergehen wir die mannichfaltigen Kraftbegriffe, welche in der Stufenfolge vom rein Mechanischen bis zum Organischen concipirt werden können, und begnügen wir uns mit einigen Bemerkungen über die viel bestrittene Fassung der Lebenskraft. Die heutige Physiologie scheint ihren Widerwillen auf das Wort zu beschränken, dagegen den an sich selbst verwerflichen Begriff nur nebenbei und oft nicht genügend zu kennzeichnen. Es giebt Leute, die vortrefflich darauf geschult sind, eine vornehme Miene anzunehmen, und von Unwissenheit zu reden, sobald ihnen der Ausdruck Lebenskraft in den Weg kommt. Man frage aber um Himmelswillen nicht nach, wie sich die Riesen, gegen die sie ihre Lanze einsetzen, im Tageslicht des gesunden Verstandes ausnehmen. Man würde alsdann die Windmühlen des Ritters von der traurigen Gestalt bald erkennen. In der That richtet sich die gewöhnliche Kriegführung rücksichtlich des Begriffs der Lebenskraft gegen das strenge Denken selbst. Nur die Forscher ersten Ranges pflegen zu wissen, was in jenem Begriffe verwerflich und was ganz unschuldig sei.

Insoweit der Ausdruck Lebenskraft nichts weiter will, als die Lebenserscheinungen auf einen ihnen eigenthümlichen Grund beziehen, vertritt er einen unanfechtbaren Begriff, ohne dessen Vermittelung das Denken über die fraglichen Vorgänge noch niemals von Statten gegangen ist. Allein wie sich überhaupt einem Begriffe des Grundes der Erscheinungen eine falsche Phantastik anschließen kann, so ist auch die Lebenskraft als eine selbständige Wesenheit mit mehr oder minder bestimmten Beschaffenheiten (z. B. als von einer bestimmten Größe seiend) vorgestellt worden. Derartige Vorstellungen waren nun Voraussetzungen, zu denen nicht nur jeder Grund fehlte, sondern auch die empirische Bestätigung ausbleiben mußte. Man kam daher überein, von einer derartigen Annahme künftighin abzustehen oder mit anderen Worten, den Begriff der Lebenskraft aus der strengen Wissenschaft zu verweisen. Für den unbefangenen Logiker steht nun aber fest, daß eine solche Verweisung nur die metaphysische Entartung und Verzerrung, nicht aber den empirisch berechtigten Gehalt der fraglichen Vorstellungen betreffen könne. Man muß die verschiedenen Kräfte, welche sich in verschiedenen Fällen unter übrigens gleichen Umständen in verschiedener Stärke äußern, auch einheitlich zusammenfassen und etwa, um hier einmal die Sprache des gemeinen Lebens zu gebrauchen, von einer stärkeren oder schwächeren Natur reden dürfen. In dem Begriffe der Energie der Lebensthätigkeit wird kein Fehler verborgen sein, so lange man sich bescheidet, nichts weiter zu denken, als wozu die erfahrungsmäßigen Thatsachen und die apriorischen Formen unserer Verstandesfunctionen unumgänglich nöthigen. Nun hat es freilich mit der Anerkennung der Thatsachen im Gebiete der strengen Wissenschaft keine sonderliche Schwierigkeit. Dagegen verschließt man sich häufig gegen die Anerkennung der übrigens unausweichlichen und stillschweigend immer zu Grunde liegenden Formen des Denkens. In

der Besorgniß, metaphysischen Einbildungen zu verfallen, möchte man die Wurzeln des Denkens selbst ausreißen. Kommt nun etwa gar noch eine plumpe Dialektik ins Spiel, so ist die Formlosigkeit und das Chaos gerade in den wesentlichsten Begriffsfassungen ohne Zweifel die wahre Weisheit. Man kehrt den Begriff der Kraft aus und zwar in derselben Humor erregenden Weise, mit welcher sich philosophische und positivistische Pedanten bemüht haben, den Begriff der Ursache fern zu halten. — Um nun schließlich direct anzugeben, wie man den falschen vermittelnden Begriff, der sich durch eine gewisse metaphysisch verunstaltete und über die Erfahrung hinausgehende Vorstellungsart der Lebenskraft in das Denken einschleichen kann, durch einen richtigen vermittelnden Begriff zu ersetzen habe, sei Folgendes bemerkt. Der Begriff des einheitlichen Grundes einer zusammengehörigen Gruppe von Vorgängen und Erscheinungen ist unvermeidlich, aber auch gänzlich formal. Was in bestimmterer Hinsicht bei diesem Begriffe zu denken sei, wird erst durch den Inhalt der Erscheinungen bestimmt, welche durch ihn zusammengefaßt werden. Die Inhaltsbestimmung ist mithin empirisch und hat die Form der Bildung besonderer Hypothesen. Diese Hypothesen werden innerhalb der Sphäre des empirischen Denkens concipirt und müssen sich daher dem Zuge des erfahrungsmäßigen Vorstellens gemäß gestalten und daher nach Maßgabe der gegebenen Thatsachen bestätigen, widerlegen, berichtigen, bis sie eine Form angenommen haben, die jede andere Möglichkeit des Vorstellens ausschließt. Man gewinnt daher von dem Grunde der Lebenserscheinungen einen zutreffenden Begriff einzig und allein dadurch, daß man die Erscheinungen, die zunächst völlig einheitlich vorgestellt wurden, in natürlich unterschiedene Gruppen sondert und die Einheit einer jeden so gewonnenen Gruppe wiederum durch denselben formalen Begriff des Grundes der Erscheinungen denkt. Auf diese Weise wird der apriorischen Form des Denkens, sowie den Thatsachen Rechnung getragen, ohne daß sich hierbei ein falscher vermittelnder Begriff einschleichen könnte. Der Kraftbegriff dient dann hier, wie überall, nur als nothwendige Form der einheitlichen Auffassung der Erscheinungen. Es wird in ihm Nichts gedacht, was sich nicht durch die Beziehung auf die Erscheinungen augenblicklich bewahrheiten ließe. Freilich (und dies ist dem Positivisten zur Beachtung zu empfehlen) kann die nothwendige Form des Denkens selbst, auf welcher die formale Beschaffenheit aller Ursächlichkeits- und Kraftbegriffe beruht, nicht auf besondere Erfahrungsthatsachen zurückgeführt werden. Denn man kann die allgemeine logische Function, die sich in der Auffassung jeder Thatsache bekunden muß, nicht in der besonderen Beschaffenheit des Inhalts einer einzelnen Erfahrung suchen.

Die verschiedenen Gattungen von Causalitätsbegriffen fungiren als vermittelnde Begriffe des empirischen Denkens. Ich erinnere in dieser Beziehung an die synthetischen Vorstellungen einerseits und an die ruhenden Gattungsvorstellungen andererseits. In letzteren ist regelmäßig ein synthetischer Begriff verborgen, so daß man die ganze Lehre von den vermittelnden Begriffen auf Causalitäten schlechthin

bezogen denken kann. Jeder vermittelnde Begriff kann unbegrenzt vielen Urtheilen zum Exponenten dienen. Man vereinfacht daher die logische Verfassung der Wissenschaften, wenn man die entbehrlichen Vermittelungen, die übrigens auch regelmäßig auf ursprünglich falschen Conceptionen beruhen werden, so zu sagen ächtet. Dieser Reinigungsproceß, der besonders auf die metaphysischen Spinneweben gerichtet sein muß, erhöht nicht nur die Sauberkeit und einfache Eleganz der Gedankenhaltung und Gedankenbewegung, sondern befreit uns auch in der That von einer Menge Vorstellungen, die eine unbefangene Betrachtung der Dinge und Vorgänge unmöglich machen.

Als durchgreifende Regel muß nun die Vorschrift gelten, niemals mehr in die Causalitätsbegriffe, welcher Art dieselben auch sein mögen, hineinzudenken, als was durch die erfahrungsmäßigen Thatsachen unumgänglich geboten ist. Es versteht sich hierbei von selbst, daß die allgemeine, aber völlig leere Form des Denkens der Ursächlichkeit überhaupt von vornherein feststeht und durch empirische Erwägungen gar nicht betroffen werden kann.

Vom Standpunkte einer sorgfältigen Durchforschung der verschiedenen dem menschlichen Denken zugänglichen Causalitätsconceptionen wird man leicht übersehen können, was Wissenschaft sein und nicht sein könne. Denn da die Gattungsübereinstimmungen im letzten Grunde auf der Gemeinschaft desselben Typus ursächlicher Erzeugung beruhen, so beherrscht man mit der Vorstellung des gesammten Inbegriffs der im menschlichen Wesen wurzelnden Formen der Causalität die ganze formale Möglichkeit des Wissens. Eine solche einheitliche Zusammenfassung der im Begriffe des Wissens anzutreffenden Elemente ist nicht gering anzuschlagen. Denn es wird durch dieselbe eine ganze Schaar von Kategorien des Scheinwissens von vornherein ausgeschlossen. Eliminirt man nämlich die falschen Vermittelungen, welche sich in Gestalt metaphysischer Einbildungen in die Betrachtung der Natur und der socialen Welt eingeschlichen haben, so verkürzt man nicht nur den Gedankengang, sondern verschafft auch dem soliden Wissen eine sichere selbstbewußte Haltung. Letzteres Ziel wurde schon von Kant ins Auge gefaßt, aber nicht erreicht, weil sich der Königsberger Kritiker, noch mehr oder minder in Gemüthsvorstellungen befangen, nicht entschließen konnte, die sogenannten Ideen als schon ihrer Form nach gänzlich unhaltbare Begriffe unbedingt zu verwerfen. Wir unsererseits sehen in den Ideen, wie sie von Kant concipirt wurden, nur Analogien der falschen Unendlichkeitsbegriffe, die wir in der Mathematik zurückgewiesen haben. Ehe wir nun auf eine unmittelbare Betrachtung der metaphysischen Einbildungen, welche als falsche Vermittelungen das gesunde Denken beeinträchtigen, eingehen können, müssen wir zuvor noch den Begriff der soliden Wissenschaft, wenn auch nur in wenigen Zügen, kennzeichnen.

Zweites Capitel.

Metaphysische Einbildungen.

Man bestimmt das solide Wissen, indem man auf die Kategorien hinweist, in denen es sich darstellt. Diese Kategorien werden vornehmlich in zwei Gruppen zu theilen sein. Einerseits wird es sich darum handeln, die objectiven von der menschlichen Auffassung nur der allgemeinen Erkenntnißform nach abhängigen Vorgänge festzustellen. Andererseits wird die Wirksamkeit im Subjecte der eigentliche Gegenstand der Betrachtung sein können. Bei beiden Arten des Wissens wird nun ferner das bloße abstracte Bewußtsein der unmittelbar gegebenen Begriffe von der Einsicht in die nicht unmittelbar gegebenen Vermittelungen zu unterscheiden sein. In dieser Beziehung wird das gesammte Wissen in zwei Bestandtheile zerlegt werden können. Der eine wird sich auf das Bewußtsein der Kategorien, in deren Form sich alles Wissen darstellen muß, beschränken. Der andere wird über diese billige Weisheit hinausgehen und das enthalten, was sich, wie man sagt, nicht von selbst versteht. Allerdings ist auch der erstere Bestandtheil für die Verdeutlichung des logischen Bewußtseins unentbehrlich. Indessen wird er im Werthe immer mehr sinken müssen, je ernstlicher sich die zweite Art des Wissens geltend macht. Die bisherige Philosophie gehört zu einem guten Theile dem identischen Elemente des Wissens an, d. h. sie überliefert meist nur Reflexionen über das, was unmittelbar im Hergange des Denkens gegeben wird. Nun hat bereits Kant die Parteigänger dieses in identischen Behauptungen seine Stärke suchenden Wissens dadurch in einige Verlegenheit gesetzt, daß er zwischen analytischen und synthetischen Einsichten unterschied. Jedoch scheint es uns, als ließe sich unabhängig von dem eben erwähnten Gegensatze eine fruchtbare Eintheilung aller Wissensmöglichkeit in selbstverständliche Identitätsvorstellungen und in wirkliche, die Erkenntniß vermehrende Einsichten aufstellen.

Philosophische Erörterungen, wie sie uns in neuester Zeit vielfach geboten worden sind, werden nicht leicht den Vorwurf der Langweiligkeit abweisen können. Ich glaube, daß diese nicht einladende Eigenschaft, die sich in den positiven Wissenschaften in so hohem Maße nicht findet, zum Theil auf Rechnung des Kramens in fast völlig identischen Behauptungen zu setzen sein möchte. Wenn sich der Logiker auf die Identität des Identischen beruft, so hat dies einen guten Sinn; wenn aber der Philosoph, der sich über Natur und sociale Welt vernehmen läßt, uns Nichts als das Echo derjenigen Begriffe auftischt, die Jedermann bereits hat, so kann dieses Verfahren wohl als Surrogat zur Ersetzung des Mangels an wirklichen Einsichten aufgefaßt werden, aber sicherlich nicht darauf rechnen, daß man ihm Geschmack abgewinne. Gewisse Begriffe (die sowohl sehr abstracter

als auch sehr concreter Natur sein können) sind dem apriorischen und dem empirischen Denken unwillkürlich. Der Verstand kann gar nicht functioniren, ohne sich in diesen Begriffen zu bewegen. Wenn man sich nun außerhalb der Logik, in welcher ein Hinweis auf die besonderen Functionen der Verstandesbethätigung, wenn auch nicht die Hauptsache, so doch jedenfalls am Orte ist, in Bemerkungen ergeht, die uns Nichts lehren, als daß wir gewisse Begriffe, die wir haben, wirklich zu haben uns auch bewußt werden können, so kann eine solche Weisheit gerade nicht auf besondere Beachtung rechnen. Wo es sich um Wissenschaft handelt, will man von der Mühe, den Gedanken anderer zu folgen, mit Recht eine echte Wissensvermehrung als Frucht davon tragen. Nun frage man sich gewissenhaft, wie es in dieser Hinsicht etwa mit Naturphilosophie und Psychologie bestellt sei. Fast Alles beruht in diesen Disciplinen auf metaphysischen Einbildungen, und die ganze Weisheit läßt sich meist auf das Schema der Behauptung, daß die Seele oder die Natur dies oder jenes thue, zurückführen. Wenn Einer in Beziehung auf eine innere Wahrnehmung auf irgend eine Weise gesagt hat, daß der Gegenstand dieser Wahrnehmung durch die Seele hervorgebracht sei, so meint er uns eine philosophische Einsicht überliefert zu haben. Mit gleichem Rechte könnte allerdings ein Naturforscher auf die Entdeckung, daß er die Vorstellung, es regne, in die Vorstellung, die Natur lasse es regnen, umgesetzt habe, einigermaßen stolz sein. Indessen möchte bereits die Zeit, in welcher ein derartiges Wissen keine Abnehmer findet, immer mehr reifen. Der gegenwärtige Verfall der sogenannten Philosophie ist uns die Bürgschaft einer Zukunft, in welcher nennenswerthe Einsichten die Stelle des in lauter Identitäten kramenden und höchstens durch den Schein falscher metaphysischer Vermittelungen täuschenden Wissens einnehmen werden. Es kann für die erste Schulung des noch rohen Verstandes zwar recht ersprießlich sein, die gemeinen Begriffe deutlich in's Bewußtsein zu erheben; aber es folgt hieraus nicht, daß die Wissenschaft weiter Nichts als ein Katalog der unmittelbar gegebenen Vorstellungen zu sein habe. Was würden wir von einem Mathematiker denken, der uns allerlei selbstverständliche Bemerkungen über die Möglichkeit dieser oder jener Gebilde als Wissenschaft auftischen wollte? Es kommt auf die Hervorhebung der verborgenen Beziehungen und auf die Feststellung der zu gewissen Zwecken erforderlichen Einsichten, nicht aber auf die Auskramung von allerlei selbstverständlichen Nothwendigkeiten an. Seichtheit und Pedanterie mögen sich in der Entwickelung des Interesselosen und in der Ausspinnung selbstverständlicher Behauptungen (gleichsam in einer Spiegelung der unmittelbar gegebenen Begriffe) gar sehr gefallen. Diese läppische Eitelkeit hohler Tröpfe darf nicht das Maß für den Begriff der gediegenen Wissenschaft werden. Man fragt jetzt mit Recht nach Einsichten, welche Etwas setzen, und deren fruchtbare Consequenzen innerhalb des positiven Wissens in Aussicht stehen. „Um unsere Kenntnisse zu vermehren, möchte Philosophie eine übrige Sache sein." Dieser Kantische Ausspruch kennzeichnet den rein formalen Charakter

der zweiseitig negativ gehaltenen Verstandeskritik. Die Abweisung eines jeden Dogmatismus, d. h. einer jeden für den Inbegriff des menschlichen Erkennens unbedingt gültigen Satzung ist mit „Aufhebung des Wissens" in der That identisch. Dennoch war der Kantische Gedankenkreis an sich selbst besser als seine aussichtslose Definition. Die Verbesserung der Begriffsfassung der räumlichen und zeitlichen Unendlichkeit war denn doch eine Vermehrung unserer „Kenntnisse". Ueberdies ist es gerade Kant, dem wir die bedeutsamsten Winke über die Art, wie die Philosophie „den sichern Gang einer Wissenschaft" einschlagen könne, zu verdanken haben. Nur die unselige Zweischneidigkeit, welche die Kritik des Verstandesgebrauchs um jeden Preis haben sollte, ist an der durchgängig zweideutigen und unentschiedenen Haltung des Kriticismus Schuld. Die metaphysischen Einbildungen wurden in ihrer alten Form, wenn auch nur als problematisch, geduldet, und so der natürlichen Dialektik, so wie einer strengen Begriffsfassung der Wissenschaft der Weg versperrt. Der Verstand kam nicht zu seinem vollen Rechte, sondern wurde dem Gemüthsbedürfniß oder vielmehr den als für letzteres unentbehrlich betrachteten Conceptionen geopfert.

Verweisen wir die metaphysisch verunstalteten Begriffsfassungen in das Reich der Chimären, so bleibt der die Erfahrung gering achtenden Simulation des Wissens gar Nichts, und der echten Speculation nur sehr wenig, worauf sie bei dem gegenwärtigen Stande der philosophischen Angelegenheiten fußen könnte. Seit Aristoteles giebt es eine Logik, und gegenwärtig ist von uns der Ursprung der durch jene Logik gegebenen wirklich synthetischen Einsichten nachgewiesen worden. Wir wissen mithin jetzt, daß jene wenigen reinen logischen Erkenntnisse das Fundament mit der reinen Mathematik gemeinsam haben. Was ferner die eigentliche Metaphysik betrifft, so ist als negativ synthetische Einsicht, d. h. als Auflösung einer ursprünglich falschen Synthesis nur die verbesserte Raum- und Zeitvorstellung anzuführen. Denn rücksichtlich der Causalität giebt es keine eigentliche Theorie, und kann es eine solche nicht geben. Nur der Mißbrauch des Begriffs der Ursache konnte zu einer negativen Kritik und zu der positiven Aufstellung der Voraussetzungen, unter denen die Vorstellungen der besonderen Causalitätsgattungen entstehen, Veranlassung geben. Die einzige Einsicht, auf die man in Beziehung auf die Causalität glaubte pochen zu dürfen, nämlich das gemeine Dogma vom zureichenden Grunde ist von uns als wissenschaftlicher Aberglaube gekennzeichnet und auf seine rein logische Bedeutung zurückgeführt worden. Gehen wir von der Logik und Metaphysik zur Psychologie über, so finden sich hier nur einige formale Behauptungen, die von vornherein und abgesehen von besonderen Erfahrungen gültig sind. Diese Behauptungen beschränken sich auf die räumliche und zeitliche Bestimmtheit alles dessen, was für uns Gegenstand werden soll. Sie wurzeln daher ebenfalls in der mathematischen Urtheilskraft. Uebrigens beruht alles psychologische Wissen auf Erfahrung, und leider sind wir bis jetzt nur zu sehr wenigen Einsichten gelangt, die über

die unmittelbare Beobachtung hinausgehen* und tiefere Beziehungen aufdecken. Auch in diesem Gebiete wuchert meist nur das Selbstverständliche, versetzt mit metaphysischen Fictionen, die dem Trivialen den Schein besonderer Tiefe geben sollen. In der Naturphilosophie (ich rede hier nicht von einer Wissenschaft Newtons) ist bei dem Kantischen Versuche nicht das Geringste herausgekommen, und was sich nachher unter jenem Namen vorgestellt hat, ist noch nicht einmal der Art und Weise des Aristoteles ebenbürtig. Der Stagirit liefert zwar Nichts weiter als eine Sammlung von allgemeinen Eindrücken und unmittelbaren Bemerkungen; aber seine Cultur der bloßen Begriffe, bei der er Nichts von möglichen synthetischen Einsichten weiß, ist doch wenigstens menschlich und kann zu einer naturgemäßen Uebung der Vorstellungskräfte dienen. Allein unsere heutige sogenannte specifische Naturphilosophie ermangelt nicht nur der synthetischen Einsichten, sondern enthält auch von der rein analytischen Weisheit nur ein durch metaphysische Verunstaltungen der gemeinen Begriffe erzeugtes Zerrbild. In der Wissenschaft der socialen Welt, so weit sie von den Fachphilosophen cultivirt wird, ist der Begriff der synthetischen Erkenntnisse noch ganz unbekannt. Alle sogenannten Theorien von Recht und Staat, sowie von der individuellen Moral, berufen sich entweder auf metaphysische Einbildungen oder beschränken sich auf ein wissenschaftlich aufgeputztes Inventar der allergewöhnlichsten Begriffe des gemeinen Verkehrs oder der entsprechenden positiven Disciplinen. Wie überhaupt in diesem Gebiete eine ernstliche Erweiterung der Erkenntniß, d. h. ein Wissen möglich sein solle, welches mehr enthält, als was man auch ohne besondere Untersuchung durch bloße unmittelbare Befragung seiner Vorstellungen erfahren kann, — dafür fehlte bis jetzt jedes Beispiel. Erst unser Hinweis auf die Analogie des Rechtsgefühls und der Rache kann für eine wahrhaft synthetische Einsicht, die daher auch nicht an der Oberfläche liegt, gelten. Um schließlich auch noch die Aesthetik zu erwähnen, so sind allerdings die Charaktere instinctiver Urtheile über besondere Fälle in Menge gekennzeichnet, aber es fehlt bis jetzt an einer sicheren Orientirung über die constituirenden Elemente dieser Art Urtheile. Wie aber eine synthetische Einsicht in der Aesthetik beschaffen sein solle, läßt sich bis jetzt noch nicht recht absehen. Der Ausgangspunkt möchte vielleicht von den rein formalen Eigenschaften der Sinnesauffassung zu nehmen sein.

Wenn ich mir erlaubt habe, kurz anzudeuten, wie wenig der Begriff des eigentlichen Wissens gerade in der specifischen fachmäßig gepflegten Philosophie zum Leitfaden der Untersuchungen diene, so gebe ich hiermit nur einer Empfindung Ausdruck, die selbst unter den Vertheidigern der fast verlorenen Sache häufiger besteht, als man gewöhnlich annimmt. Das Gefühl der Nichtsnutzigkeit des gewöhnlichen in metaphysischen Fictionen befangenen und übrigens nur in lauter Trivialitäten verlorenen Treibens ist bis zu einem gewissen Grade unwillkürlich und beschleicht daher auch diejenigen, die ein natürliches Interesse haben, sich die Fruchtlosigkeit ihres Geschäfts zu verhehlen. Die Vernachlässigung, welche die Philosophie von Seiten der Positi-

visten erfährt, dürfte durch die herkömmliche gegenseitige Beachtung, welche die specifischen Philosophen einander zu Theil werden lassen, schwerlich aufgewogen werden. Eine Art der Philosophie, welche nicht mehr im Stande ist, der positiven Forschung zu imponiren, muß den echten Begriff des Wissens verkennen; sonst würde sie es verstehen, die positive Forschung zu ergänzen und zu leiten. Statt dessen ist aber auch das Wenige, worauf die Philosophie stolz sein könnte, preisgegeben und durch das alte Kramen in metaphysischem Aberglauben ersetzt worden.

Nachdem ich versucht habe, mich über den Begriff des eigentlichen synthetischen Wissens durch eine Anführung bereits vorhandener synthetischer Einsichten verständlich zu machen, gehe ich nun auf Ursprung und Inhalt der erheblichsten metaphysischen Erdichtungen ein. Der Begriff der Ursache hat zu drei falschen Verdinglichungen Anlaß gegeben. Erstens hat man die Einheit der Natur, dann die Einheit des Bewußtseins und schließlich die Einheit der unseren Handlungen zu Grunde liegenden Causalitäten in unhaltbarer phantastischer Weise vorgestellt. So sind drei metaphysisch entartete Begriffe entstanden, die noch überdies für schlechter gelten müssen, als die ihnen entsprechenden gemeinsamen empirischen Conceptionen.

Was zunächst die Vorstellung der Einheit der Natur betrifft, so haben wir, abgesehen von besonderen Erfahrungen nur einen formalen Begriff der Einheit. Die vereinigende Function des Verstandes, durch welche Alles, was durch Erfahrung für uns Gegenstand werden mag, zusammengefaßt und auf einen gemeinsamen Grund bezogen wird, ist die einzige von vornherein vorhandene Bürgschaft der empirischen Einheitlichkeit der Dinge und Vorgänge. Wir setzen diese Einheit als Objectivität letzter Instanz, weil nämlich in uns selbst, insofern wir denken, der Grund der einheitlichen Auffassung anzutreffen ist. Wie sollte auch wohl eine dualistische Spaltung diese formale Einheit trennen können? Wir müßten aus unserem Denken zu einer zweiten Art des Denkens übergehen, um die Einheit der Auffassung aufzugeben. Doch auch in diesem Falle würde die eine Art des Denkens sich die andere unterordnen, auch wenn, wie wir voraussetzen, das eine Bewußtsein von dem anderen nichts wüßte. Der Dualismus ist mithin in formaler Hinsicht ganz unmöglich. Wie nun aber materiell die Einheit der Natur zu denken sei, kann nur durch das empirische Studium der in ihr gegebenen Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten festgestellt werden. Wie das Eine Vieles und wie das Viele Eines sein könne, bestimmt sich ausschließlich durch das erfahrungsmäßige Denken. Es heißt daher, der Natur eine falsche Einheit andichten, wenn man durchgängige Causalität in allen möglichen Richtungen von vornherein voraussetzt, anstatt zwischen relative Abhängigkeit und Unabhängigkeit zu unterscheiden und neben der Verbindung auch den Mangel der Verbindung als Wirklichkeit anzuerkennen. Allerdings entspricht unserer formalen Conception der Natureinheit eine objective Wirklichkeit (denn es giebt keinen einfachen Begriff, der nicht eine Beziehung auf Etwas außer dem Denken hätte); allein wir können aus dem formalen

Begriff nicht die geringste Consequenz über die materielle Beschaffenheit des die Naturdinge und Naturvorgänge vereinigenden Bandes ziehen. Die Natursynthesis ist nur empirisch zu erkennen, und unsere Vorstellung von der Einheit der Welt gewinnt (abgesehen von der formalen Einheit der Sinnesauffassung in Raum und Zeit) nur durch positive Forschung einen Inhalt. Stellt man nun aber, anstatt dem Zuge des empirischen Denkens zu folgen, die Natureinheit unter irgend einer Kategorie, etwa derjenigen der Causalität oder wohl gar ausschließlich unter dem Begriff der Substanz vor, so verfällt man einseitigen und falschen Analogien. Das System der Dinge darf nicht als Substanz gedacht werden; denn die Vorstellung des Subsistirens ist entweder rein formal oder hat, sobald sie materiell sein soll, empirische Schranken. Wir haben keinen Begriff von einer Beharrung im Wechsel außer durch die Erfahrung, und letztere liefert uns nur die Begriffe mehr oder minder dauernder Existenzen. Selbst der Begriff der Materie ist wesentlich empirisch; er bezieht sich auf die Beharrlichkeit derselben Menge des Wägbaren in allen wahrnehmbaren Veränderungen. Substanzen sind ruhende Gattungen, und das System der Dinge kann durch den Begriff einer ruhenden sich selbst gleichen Gattung offenbar nicht gedeckt werden. Ebenso ungehörig ist es, die gewöhnliche Causalitätsvorstellung zum Denken der Natureinheit verwerthen zu wollen. Der Begriff des Grundes der Erscheinungen ist allgemeiner als der Begriff der Causalität und genügt dennoch nicht, die Natureinheit materiell näher zu bestimmen. Verläßt man die Kette der innerhalb der Natur empirisch gegebenen Causalität, um das Gesetz der Reihe oder überhaupt der Gliederung als solches zu erfassen, so ist man formal im Recht, gewinnt aber auf diese Weise nicht die geringste materielle Einsicht von der Art, wie sich die Einheitlichkeit des Grundes in der jeweilig gegebenen Natur bekunde. Man vermeidet auf diese Weise Nichts als die phantastische Erdichtung einer letzten Ursache. Man könnte nun vielleicht meinen, daß die beiden Kategorien der Causalität und der Substanz, wenn auch nicht einzeln, so doch im Vereine zum Denken der Natureinheit geeignet sein möchten. Hier räume ich ein, daß, insofern es sich um empirisches Denken handelt, allerdings die näheren zunächst formalen Bestimmungen des begründenden Denkens (Gesetz und ruhende Gattung) eintreten müssen; jedoch wird eben hierdurch nur eine empirische Vorstellung der Einheit vorbereitet, und es darf nie zugegeben werden, daß die Natureinheit durch metaphysische Zerrbilder der Kategorien der Substanz und Causalität gedacht werde. Geschieht Letzteres, so wird der jeweiligen Beschaffenheit der Dinge eine Bedeutung zugeschrieben, die vorauszusetzen wir keinen Grund haben. Die Natur muß stets als Thatsache und darf nicht als Nothwendigkeit, die aus irgend einer Voraussetzung entspränge, vorgestellt werden. Ständen uns auch noch mehr als die erwähnten Kategorien zu Gebote, so würden wir durch diese formalen Begriffe stets nur unter Voraussetzung näherer Erfahrungsbestimmungen eine empirische Vorstellung der Natureinheit erreichen. Außerdem würde diese Einheit zunächst nur die

abstracteren oder concreteren Formen der Auffassung betreffen, von den an sich vorhandenen Arten der Synthesis aber noch gar nichts wissen. Wenn Jemand behauptete, die Natur sei ein einfaches Wesen, so würden wir ihm den Begriff der Einfachheit, insofern in demselben Nichts als die einheitliche subjective und objective Zusammenfassung gedacht wird, nicht bemängeln können. Ließe er sich aber einfallen, aus dieser seiner Vorstellung der Einfachheit bestimmte Folgerungen auf die besondere Beschaffenheit der Gliederung und Systematik der Natur ziehen zu wollen, so würden wir ein solches Unternehmen für eine Selbsttäuschung oder eine absichtliche Erschleichung erklären. Keine Art des Zusammenhanges, durch welche Begriffe derselbe auch gedacht werden möge, darf von vornherein (d. h. abgesehen von empirischen Analogien) vorausgesetzt werden. Es wäre auch in der That wunderlich, wenn die besondere Erkenntniß Nichts sollte liefern können, als was schon von vornherein feststände. Unsere Begriffe von der Natureinheit sind geschichtlich im Laufe einer langen Erfahrung und Forschung gebildet. Sie sind übrigens noch weit davon entfernt, uns eine befriedigende Vorstellung, welche dem Zuge des empirischen Denkens nur einigermaßen entspräche, zu gewähren. Von dem Ineinandergreifen der Naturgesetze, von ihrer relativen Abhängigkeit und Unabhängigkeit, wissen wir bis jetzt nur wenig. Die Atomistik, welche allein auf dem Wege zu einer zutreffenden Vorstellung der Hergänge ist, kann sich immer noch nicht von ihrem metaphysischen Zerrbilde befreien. Der Begriff der Individualität wird noch meist metaphysisch vorgestellt, d. h. es wird in ihn mehr hineingedacht, als die Erfahrung jemals bestätigen oder widerlegen kann. Alle Begriffe, welche die Einheit des Denkens vermitteln, werden metaphysisch verunstaltet, und besonders ist es die Vorstellung der Einfachheit, die in allen ihren Anwendungen (auf das Ganze der Natur, wie auf die Einzelnheiten) zu Fälschungen und Erschleichungen Anlaß giebt.

Für uns ist die Natur ein System von Dingen und Vorgängen, dessen Einheitlichkeit weder durch einen einzelnen besonderen Verstandesbegriff noch durch eine Vielheit solcher Begriffe zutreffend gedacht werden kann. Die Einheit, welche dem Verstande selbst zu Grunde liegt und daher gar nicht als besonderer Begriff in's Bewußtsein treten kann, wäre auch geeignet, eine Analogie der Natureinheit abzugeben. Allein der Grund des Denkens ist selbst keine Denkbestimmung und wird daher als diesseits aller besonderen Begriffe liegend gedacht. Wir können daher auch die Einheit des Verstandes nicht anders als in der Entwickelung der besonderen Beziehungen seiner Functionen näher bestimmen, und so ist denn die einheitliche Auffassung des Verstandes denselben Schwierigkeiten und Irrungen ausgesetzt wie die Idee der Natureinheit. Man würde nur die eine Unbestimmtheit durch die andere erklären, wenn man die Natureinheit als der Verstandeseinheit correlativ setzte. Der Begriff des Grundes der Erscheinungen ist zwar ganz unabhängig von dem Gegenstande, auf welchen er angewendet wird, ist aber selbst nur eine Form zur Vermittelung der besonderen empirischen Erkenntniß der Einheit und

daher weit entfernt, auch nur das Geringste über die materielle Beschaffenheit der Systematik an die Hand zu geben.

Wenn wir den Ausdruck „System der Dinge und Vorgänge" brauchen, so deuten wir bereits die beiden Grundformen der empirischen Vorstellung an, und es könnte scheinen, als verzichteten wir mit diesem Dualismus des Ausdrucks sogar auf die ursprüngliche, wenn auch nur formale Einheitlichkeit der rein gedanklichen Auffassung. Indessen bewahrt uns das Wörtchen System vor einem nachhaltigen Vorwurfe dieser Art. Wir geben die Einheitlichkeit des Begriffs der Natur durchaus nicht auf, sondern behaupten nur, daß sich aus der formalen Einheit unseres Begriffes materielle Consequenzen nicht ergeben können.

Sehen wir nun zu, wie sich metaphysisch eingebildete Vorstellungen der Natureinheit in das allergewöhnlichste Raisonnement einschleichen. Wenn Jemand in Beziehung auf einen bestimmten Vorgang sagt, die Natur verrichte ihn, so kann diese Redensart zwar einen ganz unschuldigen Begriff anzeigen sollen, wird aber auch sehr häufig einer metaphysischen Einbildung Ausdruck geben. Es kann nämlich gemeint sein, daß die Natur als solche, d. h. der Inbegriff aller in derselben vorhandenen Kräfte und Tendenzen zur Hervorbringung gerade dieses besonderen Erfolges zusammengewirkt habe. Alsdann wird die Gruppe von Antrieben, die im besonderen Falle in der That eingegriffen haben, mit dem Inbegriff des ganzen Seins in eine ungehörige Beziehung gesetzt. Man stellt sich die Natur nach Analogie einer animalischen Einheit vor; ja man beschränkt sich nicht einmal auf die Analogie, sondern geht, durch das falsche Dogma vom zureichenden Grunde verleitet, sogar bis zu der ungeheuerlichen Vorstellung fort, daß in dem einzelnen Vorgange die Kraft des Ganzen gegenwärtig sei. Begreiflicherweise entstehen aus derartigen ganz grundlosen und verfehlten Conceptionen allerlei Widersprüche. Die Natur muß es sich gefallen lassen, nicht ungeachtet sondern gerade wegen ihrer Einheitlichkeit mit sich selbst in Kampf zu gerathen. Sie muß sich auch wohl gar Inconsequenz andichten lassen und den Vorwurf hinnehmen, sie befolge bald diese bald jene Principien. Die synthetische Vorstellung des Ich, die gar sehr einer Kritik bedarf, wird ganz unbefangen der uns unbekannten Natureinheit untergeschoben. Anstatt aus der Erfahrung zu lernen, wie die Synthesis der Natur beschaffen sei, nimmt man den Ausgangspunkt von einer Vorstellung, die selbst schon metaphysisch verfälscht zu sein pflegt. Eine falsche Idee von der Einheit des Ich wird auf die objective Natur übertragen und so eine Art der Synthesis anticipirt, mit der die besonderen Erfahrungsvorstellungen nicht übereinstimmen können. Soll in eine Phrase, welche die Natur zum grammatischen Subjecte macht, kein falscher Sinn gelegt werden, so muß aus dem Zusammenhange zu entnehmen sein, welche Gruppe von Gesetzmäßigkeiten als im Spiele gedacht werden solle. Man kann freilich auch den Inbegriff aller Gesetzmäßigkeit, aber jedenfalls nur insofern meinen, als die besondere Handlung, welche der Natur zugeschrieben wird, auch unter die allgemeinsten Satzungen des Naturmechanismus gehört. Am besten wird man sich jeglicher Täuschung entziehen, wenn man den fraglichen

Vorgang ausschließlich nach den Kategorien der besonderen Naturwissenschaften betrachtet und die Natur als Subject für eine blos grammatische Subjectivität nimmt. Die wahre Erkenntniß wird nicht um das Geringste gesteigert (wohl aber verfälscht), wenn man die Natur als mystische Person zum Vermittler besonderer Vorgänge macht. Man denke beispielsweise an die Kühnheit, mit welcher erst neuerdings Schopenhauer die Natur unter dem Namen des Willens, der in jedem Wesen ganz und ungetheilt enthalten sei, zu einer mystischen Person gemacht hat. Wir brauchen das vereinigende Denken nicht aufzugeben, um uns von Erdichtungen des erwähnten Schlages frei zu halten. Auch können wir die gewöhnlichen Redewendungen beibehalten; denn es ist die Schuld der Auslegung, wenn der Zusammenhang unbeachtet gelassen und eine grammatische Subjectivität als reale Personification verstanden wird. Wenn wir sagen, daß wir auf die Natur vertrauen, so können wir nur die Vorstellung meinen, daß der Inbegriff der uns empirisch bekannten Thatsachen und Gesetzmäßigkeiten eine Bürgschaft der Bestätigung unserer Erwartungen enthalte. Ja es ist nicht einmal nöthig, sich nur auf den abgeschlossenen Theil der Naturthatsachen und Naturgesetzmäßigkeiten zu beschränken. Der empirische Zug des Denkens ist mit seinen Analogien und Anticipationen dem jeweiligen Bestande des strengen Wissens regelmäßig um einige Schritte voraus. Man vermuthet, wo man noch nicht weiß, und so kann es geschehen, daß der Glaube an die Natur einen guten von metaphysischen Erdichtungen freien Sinn habe. Er ist dann weiter Nichts als die durch den empirischen Zug des Denkens begründete Erwartung, daß die Chancen einer bestimmten Bestrebung günstig seien. Weit entfernt also, den deterministischen Aberglauben zuzulassen, ist die adäquate Vorstellung von der Natureinheit, wie sie sich durch Vermittelung der Erfahrung gestaltet, gerade dem freien Denken und Handeln unentbehrlich. Wir lassen den Grund der Natur nur als eine die Einheit des empirischen Denkens vermittelnde Conception zu, der allerdings eine Wirklichkeit entspricht, deren nähere Beschaffenheit aber eben nur durch erfahrungsmäßiges Denken festgestellt wird. Wer dagegen den Grund als solchen materiell nach Naturkategorien vorstellen will, verfällt einer begrifflichen Phantastik, deren Erzeugnisse, wie zum Theil schon von Kant nachgewiesen ist, von jeglicher Kategorie, die einer wiederholten Anwendung fähig ist, den Ausgangspunkt nehmen können. Jeder vermittelnde Begriff, der zur Auffassung der Naturvorgänge dient, kann gemißbraucht werden, um falsche Einheitsvorstellungen zu erzeugen. Die Kritik des Mißbrauchs der reinen Verstandesbegriffe ist bereits genügend gekennzeichnet. Es bleibt uns nun aber noch übrig, die falschen Einheitsvorstellungen, welche aus dem Gemüthe entspringen, kurz durchzugehen.

Die Natur kann als Ganzes nicht Gegenstand eines Affects sein. Einen universellen Affect, der auf die Natureinheit als solche ginge (etwa die verstandesmäßige Liebe, mit der Spinoza das System der Dinge und Vorgänge umfaßt wissen will), kann es nicht geben. Denn alle Gemüthserregungen sind partiell und beruhen gerade auf der

Affection durch das Besondere. Gefühl und Empfindung können sehr allgemeine Objecte haben; sie können sich auf die Schönheit der uns bekannten Systematik der Natur, ja sie können sich instinctiv durch eine Art von Anticipation auf den erst verstandesmäßig zu erkennenden Zusammenhang beziehen. Allein auch in dieser Weise ist die Universalität des Affects nur scheinbar. Unsere Gemüthserregungen müssen jeweilig eine Resultante haben; sie müssen den Charakter einer allgemeinen Stimmung annehmen, sobald sie durch Vermittelung des Verstandes einen größeren Kreis von Eindrücken beherrschen. Indessen der größere Kreis ist noch nicht das System der Dinge. Unser Urtheil über den Werth des Lebens mag die Form eines allgemeinen und vielseitigen Affects haben; aber die Natur als Ganzes wird in dieser Weise nicht gemessen. Es ist schließlich doch nur das Erzittern eines Instruments, welches von mannichfaltigen Luftströmungen berührt wird. Es ist schließlich doch nur das eigene Wesen in der Verwickelung mit gewissen Natureindrücken, woraus die Rückempfindung, die mit dem universellen Affecte verständigerweise gemeint sein kann, herstammt. Ist in diesem Affecte Harmonie, so beruht dieselbe auf dreierlei Zusammenstimmungen. Erstens muß das subjective Wesen in sich selbst, dann die objective Ordnung der Eindrücke an sich selbst und schließlich die Beziehung der subjectiven und objectiven Ordnung harmonisch sein. Der universelle Abschluß und mithin die uns zugängliche Vollkommenheit der Gemüthsempfindung ist nur in Beziehung auf unser subjectives Wesen begreiflich. Uebrigens sind zur ungestörten Erhaltung dieser einseitigen Universalität des Affects nur negative Voraussetzungen nothwendig. Es kann nämlich das Gemüth ernstlich nur in seiner eigenen Sphäre angegriffen d. h. nur durch Seinesgleichen in der Unbefangenheit seiner Vorstellungen beeinträchtigt werden. Wird nun dem von uns gekennzeichneten universellen Affecte (dessen unhaltbaren Begriff wir bereits zurückgewiesen haben) ein objectiver Gegenstand als das universelle Object beigegeben, und so die Gemüthsbeschaffenheit in die Dinge hineingedichtet, so müssen sich die verschiedenen Gemüthsbestimmungen zu den objectiv vorausgesetzten Gemüthseigenschaften in der Ordnung der Dinge in eine Art intersubjectives Verhältniß setzen. Das Gemüth wird durch das Gegenbild seiner selbst (welches freilich nur in der träumerischen Einbildung Bestand hat) und nicht mehr durch bloße Eindrücke erregt. Die Aeußerungen der Natur werden als Kundgebungen einer Art von Gemüth aufgefaßt, und die falschen Projectionen des universellen Affects beschatten das wahre Wesen der Dinge. Hierzu kommt noch, daß die gemüthliche Vorstellung der Natur nicht ganz und gar nach derselben Schablone ausfallen kann. Das System der Dinge muß es sich gefallen lassen, daß ihm durch ein falsches sich an den subjectiv universellen Affect anschließendes Urtheil unter verschiedenen Umständen auch die verschiedenen Gemüthsarten aufgedrungen werden. Hieraus entstehen dann die Conflicte über die Gebilde des universellen Affects. Ja sogar muß schließlich, wenn die Rohheit der ursprünglichen Gefühlsäußerungen individuell und geschichtlich überwunden und so die

Gemüthsvorstellungen veredelt worden sind, die Dichtung mit der Wahrheit, die Objectivirung des früheren mit der subjectiven Beschaffenheit des Gegenwärtigen in Streit gerathen. Dann ist es nicht mehr blos der kritische Verstand, welcher die Fälschung des Charakters der Natur entdeckt; dann löst dieselbe Macht, die den Trug erzeugt hat, ihn auch wieder auf. Das veredelte Gemüth empfindet dann Widerwillen gegen die Gemüthsbeschaffenheit, welche der Natur angedichtet worden ist. Es erkennt, daß es selbst viel besser sei, als sein vermeintes objectives Gegenbild. Eine weit erhabenere Vorstellung als die Verdoppelung des Gemüths, ersetzt die frühere Dichtung. So ergiebt sich schließlich eine solche Vorstellungsart der Natur, die ebenso sehr den Forderungen der Empfindung als den kritischen Satzungen des Verstandes Rechnung trägt. Man kann dann nicht mehr von einer gemüthlosen Philosophie reden, welche in den höchsten Angelegenheiten des Menschen rathlos oder gleichgültig wäre. Aber man darf sich dann auch nicht mehr versprechen, jemals zu den metaphysischen Einbildungen zurückkehren zu können. Mit dieser Art des unwillkürlichen Irrthums über den Charakter der Natur ist es dann ein für alle Mal vorüber. Das Gemüth befriedigt sich dann nicht mehr durch Dichtung, sondern durch Erkenntniß der affectlosen Beschaffenheit der Dinge. Es sucht die Wurzeln seiner Empfindungen in sich selbst und läßt sich an der verstandesmäßigen Vorstellung genügen, daß die objective Ordnung der Natur der mitwirkende Grund zur Erzeugung dieser Empfindungen sei. Die Gemüthsbegriffe (z. B. Liebe und nach unserer Vorstellungsart auch Gerechtigkeit) werden nicht mehr auf die Natur als Subject bezogen, sondern einzig und allein in bewußten Subjecten gesucht. Man kennt dann kein intersubjectives Verhältniß zwischen Natur und Mensch, sondern stellt alle fraglichen Beziehungen als ungleichartig vor. Die Natur wird auf diese Weise der falschen Gemüthseinheit entkleidet, in deren Hülle sie bis dahin aufgetreten war, und so der Mensch ernstlicher auf sich selbst hingewiesen. Der Traum verschwindet, aber die Macht, welche den Traum erzeugte, bleibt.

Wie ist nun, abgesehen von metaphysischen Einbildungen, die Befriedigung des Gemüths in der Betrachtung der Dinge möglich? Obwohl diese Frage nicht gerade ganz in der Richtung unserer Untersuchung liegt, so dürfen wir ihr doch nicht ausweichen, wenn wir nicht böswilligem Mißverstehen Vorschub leisten wollen. Gerade der mehr kritischen Richtung der Philosophie könnte man bis jetzt mit einigem Scheine den Vorwurf der Gemüthlosigkeit oder mindestens Gleichgültigkeit machen. Die negative Haltung, das Vorherrschen der zersetzenden Thätigkeit, die Bemühung, zunächst und vor allen Dingen die metaphysischen Wahnvorstellungen unmöglich zu machen, — das waren Momente, welche nicht direct zur Befriedigung der Gemüthsbedürfnisse beitragen konnten. Außerdem verirrte man sich in der Kritik gewisser Kategorien (besonders derjenigen des Zweckes) bis zur Hyperkritik. Anstatt blos die Analogie der bewußten Absicht zu verpönen, leugnete man die Objectivität der Analyse aus dem Gesichts-

punkte der Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit. Man schnitt sich auf diese Weise gerade diejenige Erkenntniß der Natur ab, die am meisten zur Befriedigung des Gemüths beiträgt. Allerdings soll und kann die Teleologie keine metaphysische Einbildung stützen; aber gerade abgesehen von Erdichtungen liefert sie die Elemente, die das Gemüth harmonisch zu stimmen vermögen. Diese Freude an der Betrachtung der Natur nach ihren zweckmäßigen und unzweckmäßigen Verbindungen kann durch keine Kritik zur Illusion umgeprägt werden. Nur der ideologische Wahn, demzufolge die Zweckmäßigkeiten und Unzweckmäßigkeiten gar nicht an sich selbst existiren sollen, und der überhaupt der Erkenntniß keine Objectivität letzter Instanz zugesteht, ist im Stande, die unbefangene Befriedigung zu stören. Da dieser Wahn aber selbst nur ein Erzeugniß der mißverstandenen Autorität ist und wohl niemals in dem Kopfe eines selbständigen Denkers als eigene ursprüngliche Ansicht existirt hat, so ist von dieser Seite Nichts zu besorgen. Man kann sich der unbefangenen Auffassung der objectiven Naturordnung aus dem Gesichtspunkte aller nur möglichen Kategorien hingeben, wenn man sich nur hütet, phantastische Wesenheiten zu creiren. Nun behaupte ich, daß das einzige wahre und bleibende Interesse des Gemüths darauf gerichtet ist, die objective Ordnung der Natur den Elementen des subjectiven Strebens im Allgemeinen entsprechend zu finden. Das unbefangene Gemüth setzt daher voraus, die Forschung werde ihm die Natur als eine Ordnung enthüllen, die mit dem Kerne seines Wesens zusammenstimme. Man kann diese Voraussetzung einen Glauben nennen; doch trägt dieser Glaube das Bedürfniß der objectiven Bestätigung in sich. Hätten die Begriffe, durch welche wir die verschiedenen Arten des Zusammenhanges und der Gliederung der Natur denken, nur subjective Bedeutung, so würde alle Erkenntniß eine Illusion sein, und es würde sich durch die Bethätigung dieser Begriffe gar keine Einsicht gewinnen lassen, die nicht schon in der ursprünglichen Voraussetzung vorhanden gewesen wäre. Nur dadurch, daß wir einen Zusammenhang erkennen, der nicht schon unmittelbar in unseren Begriffen gegeben ist, verkehren wir mit einer von unserem Denken und Fühlen unabhängigen Wirklichkeit, und werden auf diese Weise wahrer Freude theilhaftig. Wie der Wahrheitsbegriff und die Möglichkeit einer Erkenntniß auf der angedeuteten Differenz einer subjectiven Vorstellungswelt und einer außerhalb des Denkens und Empfindens vorhandenen Wirklichkeit beruht, ebenso ist eine echte Befriedigung des Gemüths nur da möglich, wo es sich nicht mit seinen eigenen Traumbildern so zu sagen begattet, sondern seine Erregungen unmittelbar d. h. ohne Zwischenvorstellung von der objectiven Beschaffenheit der Dinge empfängt. Bei einem solchen Verhalten entsteht aber auch kein falscher Naturbegriff; man hat den Vortheil, dem Zuge des Gemüths ebenso sehr, wie dem Zuge des kritischen Verstandes folgen zu können. Der Natur wird keine falsche Einheit angedichtet und dem Gemüthe kein Verzicht auf seine höheren Affecte zugemuthet. Was kümmert es uns, wie der objective Grund der Möglichkeit der Befriedigung des Gemüths noch anders als durch den reinen Begriff dieses Grundes selbst zu denken

sein möchte? Derartige Nachforschungen können wir denen überlassen, deren roher Vorstellungskreis noch durch keine Kritik des Verstandesgebrauchs gebildet worden ist.

Wir haben gezeigt, wie die Vorstellung von der Einheit der Natur weder die Schranken der besonderen Verstandesbegriffe (Substanz und Causalität) noch die Beschattung durch Gemüthsbegriffe vertrage. Man wird nun fragen, wie denn nun die Einheit der Natur zu denken sei. Hier kann ich nur meine Hinweisung auf die allgemeinen Formen des empirischen Daseins wiederholen. Die Natur darf nicht als ein Ding oder als ein bloßer Vorgang aufgefaßt werden; man muß sich erinnern, daß Erscheinungen und beharrliche Existenzen nichts weiter als zwei Grundgestalten sind, in denen die Natur für das Bewußtsein da ist. Die Einheit liegt tiefer; sie ist diesseits oder, wenn man durchaus will, jenseits jener beiden Grundgestalten zu suchen. Unser Begriff von dieser Einheit kann aber zunächst und von vornherein nur formal sein, und es ist daher ein eitles Beginnen, die bestimmtere Gestalt der Natureinheit in Begriffen angeben und dabei doch die formalen und materiellen empirischen Kennzeichnungen vermeiden zu wollen. Kant hat das Verdienst, den Begriff des Systems der Dinge dadurch verbessert zu haben, daß er die subjectiven Formen der Auffassung zum Ausgangspunkte der universellen Vorstellung machte. In der That läßt sich die Unendlichkeit der Natur nicht vermittelst der gewöhnlichen falschen Verdinglichung unendlicher Reihen und unendlicher Beziehungen denken; es bleibt vielmehr nichts übrig, als den Grund der Unbeschränktheit in einfacher Form d. h. als erzeugendes Gesetz der Reihenentwickelung und der Gliederung vorzustellen und zu diesem Behufe überall und durchgängig das subjective Centrum als wenn auch nur gedachten Beziehungspunkt festzuhalten. Doch hat man sich zu hüten, die Form der Subjectivität als die Gestalt alles Seins vorauszusetzen. Nur das Bewußtsein von der Natur hat die Form der Subjectivität, nicht aber der außerhalb alles Bewußtseins gelegene Grund des Bewußtseins. Der wichtigste Umstand in der einheitlichen Erfassung der Natur ist mithin die Möglichkeit, ein Sein außerhalb des Denkens als Fundament aller Gedankenbestimmungen zu concipiren. Ohne diesen Begriff ist jede Naturvorstellung ideologisch, und ohne diesen Begriff ermangelt das Denken über die Natur eines sicheren Leitfadens. Die richtige Vorstellung der Natureinheit macht die objective Forschung möglich, während die träumerische Einheitsvorstellung einen schwankenden Subjectivismus, der kaum noch die Unterscheidung von Wahrheit und Unwahrheit erlaubt, mit sich bringt. Die metaphysischen Einbildungen, durch welche eine falsche Natureinheit erdichtet wird, sind mit der Unbefangenheit und Wahrheit der Forschung geschweige der Philosophie unverträglich. Sie müssen daher aus dem strengen Denken nicht nur als völlig entbehrliche sondern auch fälschende Interpolationen entfernt werden. Verstand und Gemüth haben sich unmittelbar und nicht erst durch Einschiebung von Erdichtungen mit dem Systeme der Dinge in Verkehr zu setzen. Die vermittelnden Conceptionen, welche sich zwischen den Menschen und die Natur ein-

gedrängt haben, sind Erzeugnisse einseitiger Eindrücke, die sich einer Berichtigung durch dieselbe Macht, von der sie ursprünglich erdichtet wurden, nicht entziehen können.

Da wir über die sich an die Vorstellung der Natureinheit anknüpfenden metaphysischen Einbildungen ausführliche Rechenschaft abgelegt haben, so können wir rücksichtlich der anderen erheblichen Einheitsvorstellungen kurz sein. Die metaphysischen Gebilde haben nämlich, so verschieden auch ihre Gegenstände sein mögen, eine in vielen Beziehungen analoge Entstehungsart. Der Mißbrauch des Begriffs der Ursache d. h. die phantastische Vorstellung der Ursache als eines Dinges hat auf gleiche Weise die Vorstellungen vom Grunde der Natur, vom Grunde der Bewußtseinserscheinungen und vom Grunde des Handelns metaphysisch verunstaltet. Wir könnten also unsere Bemerkungen, denen zufolge die Begriffe der Substanz und Causalität zur Conception der universellen Natureinheit untauglich sind, für die anderen beiden Einheiten wiederholen. Indessen wollen wir diese mechanische Uebertragung der nämlichen dialektischen Wendung lieber dem Leser anheimgeben und uns hier auf neue Eigenthümlichkeiten beschränken. Die Vorstellung der Einheit des Bewußtseins darf nicht mit dem Begriffe der Einheit des unbewußten Grundes des Bewußtseins verwechselt werden. Letztere Einheit unterscheidet sich gar nicht von derjenigen eines jeden individuellen Dinges, während ausschließlich erstere zu dem Begriffe des Ich berechtigt. Vertauscht man diese beiden Einheitsvorstellungen, so setzt man an die Stelle des einzig haltbaren Begriffs vom Ich eine metaphysische Einbildung, oder man dichtet auch umgekehrt der allgemeinen Untheilbarkeit des organischen Daseins die Form der Bewußtseinseinheit d. h. ein Ich an. Die bisherige Kritik beschränkte sich auf eine Zurückweisung phantastischer Vorstellungen von dem Grunde der animalen Lebendigkeit. Man entfernte aus dem strengen Denken die falschen vermittelnden Begriffe, welche den Grund der vitalen Erscheinungen als selbständige Wesenheit von einem bestimmten empirischen Charakter imaginirten. Man unterließ es jedoch, die Kritik bis zu ihrer äußersten Grenze vorzuschieben und geradezu den gemeinen Begriff des Ich als bedenklich anzufechten. Eine solche Wendung (an die bereits Kant schon sehr nahe streifte) faßt den Irrthum bei seiner Wurzel. Woher will man falsche Analogien nehmen, wenn der Ausgangsbegriff dieser Analogien von metaphysisch verunstaltenden Elementen gesäubert ist?

Wir behaupten, daß die gemeine Vorstellung vom Ich nicht etwa einen zutreffenden Begriff von der Einheit des Bewußtseins sondern die Individualität selbst im Auge hat. Nun ist aber, wie schon vorher angedeutet, Individualität ganz unabhängig vom Bewußtsein und daher gleichgültig gegen den Begriff des Ich. Ein elastischer Körper hat Individualität, die zerstört wird, sobald durch Wärme oder sonstwie die Elasticität verschwindet. In dem uns unbekannten Grunde des Vorhandenseins der elastischen Eigenschaft wurzelte eine Art der Individualität, die nun beseitigt ist. Die Gliederung des Organischen

und Animalen hat nun im Allgemeinen d. h. in Beziehung auf ihre Zerstörlichkeit nichts vor der Elasticität voraus. Die hierher gehörigen Einheits- und Einfachheitsvorstellungen werden daher nur formal sein können und sich übrigens eine nähere Bestimmung und Beschränkung durch die Erfahrung gefallen lassen müssen. Individualität ist untheilbare Einfachheit; jedoch hat die Untheilbarkeit nur einen Sinn in Beziehung auf einen bestimmten Zusammenhang erfahrungsmäßiger Vorgänge. Die Consequenz der Individualität ist nach dem empirischen Begriffe derselben (und einen anderen haben wir nicht) die Nothwendigkeit der Zerstörung im Falle der Theilung. Weit entfernt also, den Begriff der Dauerbarkeit und Unzerstörlichkeit einzuschließen, ist die empirische Vorstellung des Individuellen gänzlich an den Gedanken der unter gewissen Voraussetzungen erfolgenden Vernichtung einer gewissen Art der Existenz geknüpft. Die Kategorie der Einfachheit muß erst metaphysisch entarten, wenn sie den Gegensatz der Trennbarkeit bezeichnen soll. Einfache Wesen (Monaden oder wie sonst die metaphysischen Erdichtungen heißen mögen) können niemals gehörig definirt werden. Es fehlt im Bereiche der empirischen Conceptionen in der That an Mitteln, um diese ausschließlich in einem nebelhaften Denken hausenden Gebilde näher zu bestimmen. Der Versuch einer näheren Charakteristik würde so zu sagen ihr Tod sein. Es ist daher wohl begreiflich, daß sich die Pfleger dieses metaphysischen Spuks instinctiv scheuen, von ihren Conceptionen gehörige d. h. in verstandesmäßige Begriffe gefaßte Rechenschaft abzulegen. Von Seiten des Begriffs der Individualität hätten wir also nunmehr keine falsche, über die Erfahrung hinausgehende Einheitsvorstellung des Grundes der Bewußtseinserscheinungen zu besorgen. Dagegen verführt die gemeine Vorstellung des Ich, welche nichts als eine falsche Verdinglichung ist, zur metaphysischen Conception einer mit dem Zuge des empirischen Denkens unverträglichen Einheitsvorstellung. Das Bewußtsein ist eine Mannichfaltigkeit von Wahrnehmungen und Gedanken. Wer giebt mir das Recht, demselben eine andere Einheit anzudichten, als in dem Grunde der Möglichkeit der Synthesis des Mannichfaltigen wirklich gegeben ist? Gegenwärtige Anschauung, Erinnerung und Anticipation sind die wesentlichen Gestalten des Bewußtseins. Die Einheit desselben darf also nur als ein uns übrigens unbekannter Grund des Daseins dieser Formen vorgestellt werden. Das Ich (im engeren Sinne des Begriffs d. h. abgesehen von der jedem beliebigen Dinge zukommenden Individualität) ist nur insofern vorhanden, als in der That eine Mannichfaltigkeit subjectiver Erregungen in demselben übergreifenden Bewußtsein zusammengefaßt wird. Denkt man sich diese Zusammenfassung gestört, so ist die Einheit der subjectiven Welt zerrissen. Der objective Zusammenhang der Vorgänge, also die Individualität mag immerhin bestehen. Wo einmal das Gedächtniß durch eine Schranke in seiner erinnernden Function unterbrochen ist, kann zwar noch die formale Einheit (d. h. die bloße Möglichkeit des Bewußtwerdens) vorhanden sein, muß jedoch materiell das Ich als getheilt angesehen werden. Ein Mensch, dem der gewöhnliche Umfang

der auf seine Individualität bezüglichen Erinnerung erheblich beschränkt würde, würde nicht viel mehr als die leere Form der Bewußtseinsmöglichkeit übrig behalten und so beweisen, daß die materielle Einheit des Bewußtseins von einer auf die Erfahrung bezüglichen Ausführung gewisser synthetischer Functionen abhängig sei. Aber auch ohne auf abnorme Vorgänge einzugehen, können wir die mannichfaltige Gestaltung der Bewußtseinseinheit aus verschiedenen allbekannten Zuständen kennen lernen. Was ist das Ich im Bewußtsein des Traumes? Wie ist die Einheit des Bewußtseins in dem noch unausgebildeten Verstande des Kindes beschaffen? Was gehört überhaupt in einem gegebenen Zeittheilchen zu unserer subjectiven Welt? Ueberlegt man die Beschaffenheit dieser verschiedenen Zustände nach Maßgabe der Unterscheidung zwischen der allgemeinen Form und der besonderen materiellen Ausdehnung des Bewußtseins, so zeigt sich, daß die Einheit des Bewußtseins nicht anders als die Einheit der Natur concipirt werden darf. Die Verdinglichung eines Ich, welches im Flusse der Erscheinungen beharrt, ist nur insoweit gerechtfertigt, als die Erfahrung zu dieser Vorstellung Anlaß giebt. Uebrigens ist aber jede Verdinglichung (auch die empirische) nicht als ausschließliche Form der Einheitsvorstellung anzuerkennen. Andernfalls wird ein falscher vermittelnder Begriff in das empirische Raisonnement verwebt, und es kann in Folge dessen an Widersprüchen nicht fehlen. Bescheiden wir uns dagegen, unsere Begriffe von Einheit und Einfachheit stets nur nach Maßgabe der erfahrungsmäßigen Thatsachen zu gebrauchen, so entgehen wir allem Scheine, welcher sich an die Dialektik, die mit der metaphysischen Caricatur des Ich getrieben wird, anknüpfen mag. Wir würden unsere dialektischen Bemerkungen für verloren erachten, wenn es sich nur darum handelte, dem metaphysischen Aberglauben zu steuern. In dieser Richtung giebt es viel mächtigere Beweggründe, als jemals in einem blos logischen Raisonnement enthalten sein können. Der Geist der strengen Wissenschaft und des energischen Handelns ist so sehr antimetaphysisch, daß sich gegenwärtig die Philosophie auf bloße Andeutungen zu beschränken hat, wenn sie nicht eine längst abgemachte Sache immer wieder von Neuem als Problem hinstellen will. Dagegen kommt es heute vornehmlich darauf an, das empirische Denken von metaphysischen Fesseln zu befreien, und nachzuweisen, wie gerade das wissenschaftliche Denken auch selbst dann, wenn es nicht über die Objecte der Erfahrung hinausgehen will, unwillkürlich falschen metaphysisch entarteten Conceptionen verfallen könne. Die Vorstellung des Ich verleitet häufig zur Confusion von Erscheinungen, die getrennt gehalten werden sollten. Man setzt nicht selten eine Uebereinstimmung des Denkens oder des Handelns gerade da voraus, wo man das subjective Centrum in Bestandtheile zerlegen sollte. Man macht auf diese Weise manche Thatsache scheinbar unbegreiflich, die gar nichts Ueberraschendes haben würde, wenn man sie nicht aus der Voraussetzung einer falschen Einheitlichkeit betrachtet hätte. Natureinheit und Bewußtseinseinheit dürfen ihrer materiellen Beschaffenheit nach nie anticipirt werden, sondern müssen sich als gegebene Thatsächlichkeiten

bekunden. Die ungelenkigen und plumpen Vorstellungen von menschlichen Charakteren sind nichts als falsche Einheitsconceptionen. Das Ich darf weder als Träger des Bewußtseins noch als Träger des Willens anders als formal gedacht werden. Sonst entstehen metaphysische Wesenheiten, mit denen das ehrliche Raisonnement nicht operiren kann, weil es nicht weiß, was es bei ihnen abgesehen von ihrer bloßen Form zu denken habe. Indessen wird es doch eine dialektische Wendung geben, durch welche man diese Wesenheiten beseitigen kann. Die metaphysische Charakteristik wird nämlich im Grunde stets empirischer Natur sein; denn auch die dichtende und träumende Metaphysik besitzt glücklicherweise keine Schöpferkraft und muß daher ihren Stoff irgendwo aus der Erfahrung entlehnt haben. Nun ziehe man kühn Consequenzen aus den im metaphysischen Gebilde enthaltenen empirischen Elementen und verwickele auf diese Weise den Inhalt des empirischen Begriffs in den Zusammenhang der Erfahrungswelt. Man kann sicher sein, daß in dieser Feuerprobe kein metaphysischer Begriff besteht. Die Berührung mit dem empirischen Denken ist für das Nebelreich der begrifflichen Phantastik unerträglich. Man nöthige daher stets zur Ziehung von Consequenzen, die sich im empirischen Zusammenhange bestätigen oder widerlegen müssen, und man wird die metaphysischen Herrlichkeiten leicht bezwingen. Diese allgemeine Regel bewährt sich vortrefflich in den falschen Einheitsvorstellungen, die den vermittelnden Begriff des Ich fälschen. Man setze voraus, daß ein sich selbst gleiches Ich mit bestimmten zu empirischen Consequenzen führenden Eigenschaften in einem besonderen Falle zu Grunde liege, und man wird durch Vergleichung der Consequenzen dieser metaphysischen Fiction mit den gegebenen Thatsachen beurtheilen können, inwiefern jene Voraussetzung richtig war. Durch diese Wendung kehrt sich das Verhältniß um. Zuerst sollte eine metaphysische Wesenheit uns zur Erkenntniß der Erscheinungen verhelfen; nun aber sind die Erscheinungen zum Maß des metaphysischen Begriffs geworden, der sich durch diesen Proceß in eine empirische Hypothese verwandelt hat. Anstatt eine bestimmte Art der Einheit von vornherein vorauszusetzen, schließt man auf eine solche erst aus den gegebenen Thatsachen und legt daher in den Einheitsbegriff Nichts hinein, wozu man nicht durch die Erfahrung berechtigt ist.

Die allerschlimmste metaphysische Einbildung, die das Interesse der Denker seit Jahrtausenden am meisten irre geleitet hat, ist die Vorstellung der Freiheit als einer bestimmten Kraft, die im Stande sei, alle Motive zu paralysiren. Wollen wir das hier fragliche Problem in einer ganz neuen Weise formuliren, so müssen wir sagen, daß die unhaltbaren Freiheitsbegriffe auf falschen Vorstellungen von der Vermittelung der Einheit im Handeln beruhen. Einerseits wird diese Einheit durch den Fatalismus in Form einer Nothwendigkeit gedacht, zu welcher die Voraussetzungen (denn keine Nothwendigkeit ist ohne Voraussetzung) im Dunkeln belassen und allenfalls mit einem Namen (etwa einer unerklärlichen Fatalität) beehrt werden. Anderer-

seits wird die Einheit des Geschehens und mithin auch des Handelns auf eine Macht zurückgeführt, die völlig selbständig und unabhängig von empirischen Bestimmungen über eine Handlung entscheiden soll. Beide Vorstellungsarten, so sehr sie auch von einander abweichen, stimmen doch wenigstens darin überein, auf metaphysisch entarteten Begriffsfassungen zu beruhen. Die Einheit der mannichfaltigen Causalitäten, die in einer Handlung zusammenwirken, darf nicht wiederum als Causalität und ebenso wenig als Substanz gedacht werden. Wir sind hier, wie überall, auf kritische Empirie angewiesen und haben in diesem besonderen Falle nur den Vortheil eines einfachen unmittelbaren Bewußtseins voraus. Da sich das unmittelbare Bewußtsein nur auf die formale Möglichkeit des Handelns (in Abstraction von objectiven Hemmungen) bezieht, so kann es nur insofern durch Erfahrung widerlegt oder bestätigt werden, als es zu materiellen Anticipationen übergeht. Dies ist nun aber der regelmäßige Fall. Es ist gar nicht möglich, verstandesmäßige Vorstellungen von der menschlichen Freiheit zu hegen, ohne über den leeren Möglichkeitsbegriff zu Inhaltsvorstellungen fortzuschreiten. Jedes bestimmte Urtheil über Freiheit oder Unfreiheit des Handelns bezieht sich auf Voraussetzungen, die in der Gesetzmäßigkeit der materiellen, sei es subjectiven, sei es objectiven Ordnung wurzeln. Das empirische Denken muß daher entscheiden, wie die Einheit in der Synthesis der mannichfaltigen Causalitäten im Allgemeinen, sowie im besonderen Falle vorzustellen sei. Hierbei ist es aber ganz unmöglich, den unmittelbaren blos formalen Möglichkeitsbegriff zur Illusion zu stempeln. Indem sich dieser Begriff für weiter nichts giebt, als was er wirklich unmittelbar ist, bleibt er vor jeder ernstlichen Anfechtung gesichert. Denn es giebt im ganzen Bereiche des empirischen Denkens keine Vorstellung von der Einheit des Handelns, in welcher Etwas für oder wider jene vermittelnde Möglichkeitsvorstellung enthalten sein könnte. Das Urtheil, welches stillschweigend in jenem Möglichkeitsbegriffe eingeschlossen ist, soll sich ja gar nicht auf die äußeren Bedingungen, sondern einzig und allein auf die allgemeine und unveräußerliche Form in der Entstehung aller Entschlüsse beziehen.

Räumt man auf die eben angedeutete Weise ebenso mit der metaphysischen Freiheit, wie mit dem metaphysischen Determinismus auf, so eröffnet sich eine Aussicht auf Untersuchungen der empirischen Freiheit, die der menschlichen Theilnahme würdig sind. An die Stelle erdichteter Einheitsvorstellungen tritt die Erforschung der Abhängigkeiten und Unabhängigkeiten. Diese Erforschung hat innerhalb des menschlichen Wesens dieselbe Aufgabe, wie im Gebiete der objectiven Natur. Nur ist die Beobachtungsart eine andere und sogar leichtere. Die unmittelbare Wahrnehmung belehrt uns über Verhältnisse und Grade der Determination und über die Abwesenheit von Nöthigungen. Dagegen ist freilich genaue Messung der quantitativen Bestimmungen bis jetzt noch nicht als möglich abzusehen. Doch könnte vielleicht eine indirecte Methode wenigstens zu annähernden Schätzungen und durchschnittlichen Werthen verhelfen.

Indessen geht uns hier die nähere Angabe der Bestimmung des empirischen Freiheitsbegriffs, der allein keine Erdichtung ist, nicht weiter an. Es genügt, darauf hingewiesen zu haben, daß eine in zwei Richtungen verfehlte Vorstellungsart der Einheit des Geschehens das Wesen der metaphysischen Einbildungen des Fatalismus und der sogenannten intelligiblen Freiheit ausmacht.

Nachdem wir die vermittelnden Begriffe, die den freien Verstandesgebrauch am meisten einschränken, in ihren Hauptgestalten gekennzeichnet haben, können wir nun auf das echte apriorische und auf das empirische Denken näher eingehen, ohne besorgen zu dürfen, metaphysische Hinterhalte im Rücken gelassen zu haben.

Vierter Abschnitt.

Entwickelung aus Begriffen.

Erstes Capitel.

Reines Denken.

Wir haben die Metaphysik in ihren falschen Begriffsfassungen so eben kennen gelernt. Es giebt nun aber noch eine, wenn auch unschuldige Wendung, den Schein des Wissens hervorzubringen. Der Versuch, aus Begriffen mehr zu entwickeln, als in ihnen wirklich enthalten ist, wurde schon sehr früh gemacht. Ursprünglich war es nicht betrügerische Absicht, sondern Selbsttäuschung, was zu dem Vorgeben führte, es lasse sich aus Begriffen Etwas entwickeln, was zunächst und unmittelbar gar nicht in ihnen gegeben sei. Die allgemeine Form, in welcher derartige logische Erschleichungen vor sich gingen, war folgende. Man wies auf einen einfachen Begriff hin, nahm dann den Ausgangspunkt von einer solchen Definition dieses Begriffes, welche das schon enthielt, was nachher in Form eines Urtheils formulirt werden sollte, und schloß nun ganz richtig analytisch aus dem Inhalte der Definition. Die Selbsttäuschung bestand in der Vernachlässigung des Umstandes, daß man im Anfange bereits concipirt hatte, was man erst zu erschließen glaubte. Man machte sich seinen eigenen Begriff deutlicher, indem man die in ihm enthaltenen Elemente gegliedert vorstellte; aber man vergaß, daß der ursprüngliche Ausgangsbegriff selbst eine Erdichtung sein konnte. Wir wollen hier nicht von ontologischen Beweisen reden, deren allgemeines Schema auf die mannichfaltigsten Objecte anwendbar ist; wir wollen uns nicht mit Erläuterungen aufhalten, wie man etwa das Dasein der Gespenster, der thierisch magnetischen Kraft und die reale Bedeutung des Ganzen an Halucinationen und abnorme Gehirnzustände geknüpften Apparats von Schwindelvorstellungen gut ontologisch beweisen könnte. Wir wollen sogleich die allgemeine Wurzel des Uebels bloslegen und auf diese Weise Sorge tragen, daß nicht inmitten der positiven und anscheinend strengen Wissenschaft ontologischer Spuk getrieben werde. Die Scheinbeweise aus Begriffen sind häufiger, als man gewöhnlich annimmt. Man denke nur daran, wie oft der Begriff des Staats

dienen muß, allerlei Satzungen der Politik den Anschein logischer Nothwendigkeit zu verleihen. Gegen derartige Künste schützt man sich ein für alle Mal, indem man sich das Schema des Truges verdeutlicht. Die Einführung von Definitionen, deren Berechtigung man nicht nachweist, ist die unschuldige Wendung, durch die man allerlei künftig zu ziehende Consequenzen einschmuggelt. Man würde allerdings dem Verstande, der sich durchschnittlich in den logischen Fassungen der positiven Wissenskreise des erwähnten Gebiets bekundet, zu viel Ehre anthun, wenn man völlig bewußte und im Voraus berechnete Täuschung als Grund jener Wendung voraussetzen wollte. Zur Sophistik bedarf es nicht des vollen logischen Bewußtseins über die trügerische Natur einer Wendung; der bloße Instinct genügt, um die täuschende Form unwillkürlich wählen zu lassen. Außerdem bedient sich natürlich auch die liebe Einfalt des ganzen logischen Trugapparats, dessen Schwäche sie wohl empfindet, aber nicht bloszulegen vermag. Eine einzige kurze Regel kann nun gegen die ganze erwähnte Classe von Täuschungen schützen. Man lasse keine Begriffsfassung oder Begriffsbestimmung zu, welche sich nicht als berechtigt nachweist. Man prüfe jede Synthesis, die in einer Definition eingeschlossen ist. Man fordere Entwickelungen der Begriffe, ehe man sich auf Entwickelungen aus diesen Begriffen einläßt. Man richte die Kritik nicht erst gegen die Consequenzen der Definitionen, sondern sogleich gegen die Definitionen selbst. Ja man beschränke diese kritische Arbeit nicht auf die ausdrücklichen Begriffsbestimmungen, sondern richte sie gerade mit besonderer Sorgfalt gegen die stillschweigend vorausgesetzten Begriffe.

In neuester Zeit hat man sich häufig den Anschein gegeben, als deducire man aus Begriffen. Es liege in dem Begriffe der Sache (heißt es oft), daß sich Etwas so oder so verhalten müsse. Woher stammt aber dieser Begriff der Sache? Ist er vielleicht inspirirt? Oder ist es nicht vielmehr die gemeine Begriffsbildung, auf die man zurückzuweisen hätte, falls man solide verfahren wollte? Der in der Luft schwebende Begriff ist eine sehr schlechte Stütze des Raisonnements. Er, der ein bloßer Durchgangspunkt sein sollte, wird sogleich zum Ausgangspunkte gemacht. Auf eine Nachfrage nach dem Ursprunge des Inhalts dieses Begriffs soll man selbstverständlich verzichten und sich wohl noch gar wundern, was die trügerische Dialektik Alles aus einem bloßen Begriffe herauszuklauben verstehe. Indessen es liegt, wendet man uns ein, in den Begriffen Etwas, was aller besonderen Begriffsbildung vorangeht, und daher nicht durch besondere Nachweisung gerechtfertigt zu werden braucht. Diesen Faktor der Begriffsbildung leugnen wir nicht. Aber wir sehen in ihm nur die Bethätigung formaler Functionen des Denkens und fordern daher für den materiellen Gehalt der Conceptionen stets eine besondere Nachweisung.

Die Regel vorausgesetzt, daß man aus Begriffen nur insofern Etwas entwickeln könne, als man die Begriffe selbst zuvor gebildet hat, ist es nun nicht schwer, für das ganze Gebiet der Wissenschaft zu bestimmen, was verständigerweise eine Entwickelung aus Begriffen sein könne. Wir unterscheiden zu diesem Behufe zwischen dem reinen

und dem empirischen Denken. Jenes hat bei uns den ganz bestimmten Sinn, die Bewegung im Gebiet der formal logischen und der rein mathematischen Vorstellungen zu bezeichnen, während das empirische Denken noch außerdem durch vermittelnde Erfahrungsbegriffe geleitet wird.

Wir können rücksichtlich des reinen Denkens sehr kurz sein. Formale Logik und reine Mathematik constituiren sich durch die Bethätigung ein und derselben Erkenntnißart. Ihre Einsichten sind daher im Kantischen Sinne des Worts synthetisch, d. h. sie haben die Form der Erfahrung ihrer Entstehung zu Grunde liegen. Man geht aus dem unmittelbaren Begriffe heraus, um einen andern Begriff herbeizuziehen. Dieser Hergang ist völlig derselbe wie in der Bildung der Erfahrungsurtheile. Der Unterschied besteht nur darin, daß in dem einen Falle die allgemeine Form der Vorstellungen der Gegenstand ist, während in dem andern Falle noch materielle Bestimmungen hinzukommen. Man könnte daher sagen, daß das reine Denken sich von dem empirischen dadurch unterscheidet, daß sich jenes auf innere formale Erfahrung beschränkt, dieses aber auf materielle Erfahrung ausdehnt. Entwickelung aus Begriffen findet daher im Gebiete des reinen Denkens nur insofern statt, als das ganze Gebiet ein Inbegriff rein ideeller Satzungen ist. Die logische Form der Entwickelung kann keine andere als im empirischen Denken sein. Zur Hervorbringung der Urtheile des Grundes und der Urtheile der Gattung dienen in beiden Gebieten dieselben vermittelnden Begriffe. Nur scheidet sich das apriorische Gebiet als ein maßgebender Inbegriff rein formaler Satzungen, denen kein besonderer Erfahrungsinhalt je widersprechen kann, von der Cultur der empirischen Begriffsbildung völlig ab und macht auf diese Weise eine selbstständige Sphäre der Gedankenbewegung aus. Man entwickelt in der Logik und Mathematik nicht eigentlich aus Begriffen, sondern aus dem Quell aller rein begrifflichen Bestimmungen. Der innere Grund der Vorstellungs- und Gedankengesetzmäßigkeit spielt hier dieselbe Rolle, wie im empirischen Denken der Grund der materiellen Thatsachen. Bloße Subsumtionen kommen natürlich im reinen Denken ebenso wie im empirischen Raisonnement vor; aber sie sind in beiden Sphären nicht die wichtigeren Mittel der Erkenntnißbildung.

Das Beweisen aus der Definition kann nie eine andere Bedeutung als die Anwendung des Satzes der Identität haben sollen. Geht man auf die Definition zurück, so erinnert man nur an den Ausgangsbegriff und an die Nothwendigkeit, die ursprüngliche Conception im Laufe des Raisonnements unverändert festzuhalten. Uebrigens kann aus der Definition nur durch formal logische Vermittelungen Etwas entwickelt werden. Man kann die Begriffselemente, die in der Definition vereinigt wurden, getrennt zur Geltung bringen und so durch Reflexion formal logische Einsichten gewinnen. Durch ein solches Verfahren wird aber der Stoff der Erkenntniß, auf den es vornehmlich abgesehen ist, nicht im Geringsten vermehrt. Außerdem wird die Richtigkeit der Definition vorausgesetzt. Nun kann aber

schon die Synthesis der in der Definition enthaltenen Begriffselemente auf falschen Urtheilen beruhen. Mithin sind die Begriffsfassungen keine letzte Instanz, sondern nur einfache Formen, ein Vorstellungsgebilde aus der übrigen Möglichkeit des Denkens und Setzens herauszuheben. Die fälschlich sogenannte Substanz des Begriffes bietet daher niemals einen Anhaltspunkt für mehr als analytische Consequenzenziehung dar. Aller Fortschritt der Einsicht vermittelt sich dagegen durch formale Erfahrung.

Der Mißbrauch, welcher mit der reinen Logik und Mathematik nicht selten getrieben wird, beruht auf der Annahme, daß das reine Denken an sich selbst zu materiellen Aufschlüssen verhelfen könne. Allerdings wird es der formalen Logik und reinen Mathematik in ihrer Absonderung von der empirischen Wissenschaft nicht leicht einfallen, die materielle Erfahrung durch reines Denken ersetzen zu wollen. Allein in den Verwickelungen der Anwendungsfälle geschieht häufig, was abgesehen von dieser Complication geradezu als widersinnig erscheint. Nicht bisweilen, sondern in der Regel wird es vergessen, daß bloße Logik und Mathematik nur insofern zur Entdeckung empirischer Wahrheiten und zum Nachweise empirischer Gesetze verhelfen können, als Erfahrungsprincipien vorhanden sind, an welche das Raisonnement anknüpft. Dem Satze „aus Nichts beweist sich Nichts" entspricht eine vielleicht noch wichtigere logische Regel, in welcher das Nichts nur relativ gemeint ist. Alle Verknüpfungen des rein logischen und rein mathematischen Raisonnements sind ein Nichts, wenn es sich auch nur um die geringste empirische Einsicht handelt. Die logische Regel, die wir hier meinen, läßt sich daher auch so ausdrücken: „Gleichartiges wird aus Gleichartigem abgeleitet". Der Ausgangspunkt muß ein empirischer Obersatz oder Untersatz, d. h. eine allgemeine oder besondere Thatsache der Erfahrung sein, wenn aus ihm andere empirische Vorstellungen gefolgert werden sollen. Es müssen empirische Principien vorausgesetzt werden, wenn es zu empirischen Consequenzen kommen soll. Es führt keine Brücke aus der Sphäre des formalen Denkens in die des materiellen Raisonnements. Die Gedankenbewegung im apriorischen Felde kann durch eigene Kraft nicht über sich selbst hinaus. Nur insofern jede empirische Thatsache in die reine Form des Denkens und Vorstellens eingehen muß, ist innerhalb der Sphäre des empirischen Urtheilens und Schließens die formale Vermittelung eines Ueberganges von einer Einsicht zur andern möglich. Man darf jedoch nie vergessen, daß bloße Logik und Mathematik nur dadurch empirische Ergebnisse liefern, daß sie zuvor von empirischen Voraussetzungen ausgehen. Durch bloße Logik (abgesehen von empirischen Anknüpfungspunkten) wird wiederum nur Logisches, und durch reine Mathematik (abgesehen von den Consequenzen, die im Anwendungsstoffe ihren Grund haben) wiederum nur rein Mathematisches gewonnen. Diese Behauptung mag trivial klingen. Indessen sehe man sich doch einmal in den Proceduren um, durch welche die Analytiker zweiten Ranges empirische Principien mathematisch zu beweisen suchen. Das Gesetz des sogenannten Parallelogramms der

Kräfte ist sogar noch von Cauchy mit einem neuen illusorischen Beweise versehen worden. Selbst in einem Ueberbleibsel des Alterthums, dem der Umstand, daß es so sehr allein steht, vielleicht einen zu hohen Rang verschafft hat, selbst bei dem unvergleichlichen Archimedes (der, beiläufig bemerkt, Aristarchs richtige Vorstellung vom Sonnensysteme als überlieferte Meinung berichtet aber nicht verwerthet) findet sich ein von Huyghens und Späteren gefühlter aber nicht logisch analysirter Verstoß gegen das von uns formulirte Gesetz. Auch Archimedes glaubte die Regel des Gleichgewichts am Hebel in einer Weise ableiten zu können, in welcher das Ungenügende der empirisch axiomatischen Voraussetzungen durch blos mathematisches Raisonnement ersetzt würde. Die Neueren würden die logische Verfassung der strengen Wissenschaften, in denen viel Mathematik angewendet wird, in weniger tumultuarischem Zustande belassen haben, wenn sie sich an die einfache Einsicht gehalten hätten, daß reine Logik und reine Mathematik die Elemente des Inhalts der empirischen Erkenntniß nur vermitteln, aber nicht schaffen können. Eine kritische Sichtung, die in der Sphäre der angewandten Mathematik bis auf den heutigen Tag viel zu thun findet, würde die Form des wissenschaftlichen Bewußtseins durchsichtiger gestalten und für die Zukunft viele unnütze Unternehmungen ersparen können. Von dem Mißbrauche der Logik als eines vermeintlich selbstgenugsamen Mittels, Einsichten zu schaffen, besonders zu reden, möchte überflüssig sein. Die Scholastik, deren Hauptvoraussetzung eben in der Meinung besteht, ein bloßer Formalismus könne zu materiellen Einsichten verhelfen, — die Scholastik ist in allen ihren Formen thatsächlich gehörig gewürdigt, d. h. verachtet. Wir können daher von Auseinandersetzungen Abstand nehmen, die Nichts weiter lehren würden, als daß das logische Raisonnement nur in Beziehung auf mathematische oder empirische Gegenstände der Anwendung ein materielles Wissen vermitteln kann. Die Entwickelung aus Begriffen kann daher nur in dem Maße von Statten gehen, als die zu entwickelnden Einsichten zuvor gewonnen und in der einfachen Form von Begriffen fixirt worden sind.

Der vorgeblichen Entwickelung aus einem Begriffe wird man, insofern die Entwickelung eine echte Synthesis enthält, am besten die Berufung auf den Satz „aus Nichts deducirt sich Nichts" entgegensetzen. Ein sogenanntes reines Denken, welches mit Nichts beginnt, kommt begreiflicherweise auch zu Nichts — wenigstens nicht, wenn es ohne Schwindelwendungen zugeht. Schmuggelt man dagegen ein, was man gerade braucht, so kann man sich in Arabesken hinschlängeln, wohin der Instinct treibt. Auf diese Weise kann man auch allenfalls eine Caricatur, oder besser gesagt, eine Verhöhnung der Logik und des gesunden Verstandes zu Wege bringen. Doch lassen wir hier die weitere Rücksichtnahme auf Erscheinungen, die es nur ganz äußerlichen Umständen verdanken, daß wir sie bisweilen mit einem flüchtigen Hinweise auf ihren pathologischen Charakter beehren.

Um schließlich noch unsern Begriff des reinen Denkens vor zweideutiger Auslegung zu sichern, wiederholen wir, daß wir unter dem-

selben nichts als die Gedankenbewegung in dem abgesonderten Gebiete der reinen Logik und Mathematik verstehen. Die Darstellung des empirischen Denkens wird ebenfalls dazu beitragen, das Wesen des reinen Verstandes durch den Gegensatz näher zu bestimmen.

Zweites Capitel.

Empirisches Denken.

Die falschen Behauptungen einer Entwickelung aus Begriffen werden innerhalb der reinen Logik und Mathematik sehr leicht widerlegt. Man braucht nur nach Beispielen der vorgeblichen Entwickelung zu fragen, um an deren Ausbleiben oder auch an der Beschaffenheit der Proben zu erkennen, was es mit der besagten Anmaßung für eine Bewandtniß habe. Schwerer hält es in den verwickelteren Gebieten des Wissens Scheinableitungen von echten Deductionen zu unterscheiden. Um sich in der logischen Verfassung des empirischen Gebiets zurecht zu finden, muß man die allereinfachsten Fälle empirischer Verknüpfung zum Ausgangspunkt nehmen. Um zu erkennen, wie eine begriffliche Entwickelung in den Erfahrungswissenschaften gestaltet sein müsse, ist es nöthig, die einzelnen Vermittelungsarten des Raisonnements in völliger Absonderung zu betrachten. Wir fragen uns daher, welcher Gestalt eine Entwickelung aus Begriffen in den Wissenschaften der Natur und in denen der socialen Welt sein könne. Ehe wir uns jedoch ein Urtheil erlauben, heben wir aus dem Naturwissen die Mechanik als einfachsten Fall heraus. Wie ist, fragen wir die Vertheidiger der Entwickelung aus Begriffen, das Deduciren mechanischer Sätze möglich? Doch wohl nur ganz auf dieselbe Weise, wie in jedem andern (etwa rein mathematischen) verstandesmäßigen Raisonnement. Man entwickelt aus den durch die Erfahrung gegebenen besonderen Thatsachen (Untersätzen) allgemeine empirische Hypothesen (empirische Axiome), die dann die Obersätze der ganz gewöhnlichen Schlüsse bilden. Es ist hier, wo wir keine Theorie der logischen Functionen geben, nicht unsere Aufgabe, die Bildung der empirischen Axiome zu erörtern. Nur müssen wir an den sehr wesentlichen Umstand erinnern, daß man sich die unmittelbare (d. h. ungerechtfertigte) Einführung empirischer Axiome (z. B. der mechanischen Trägheit oder Beharrung) nicht ebenso wie die der apriorischen Axiome gefallen lassen darf. Denn letztere sind unmittelbar evidente Einsichten; man braucht nur zu wissen, was gemeint sei, um sogleich mit dem eigenen Verstande der Wahrheit der fraglichen Vorstellungen beistimmen zu können. Die Function des Verstandes ist hier selbst die Bürgschaft, daß das fragliche Urtheil nicht auch anders ausfallen könne. In den empirischen

Axiomen haben wir aber nicht Functionen des Verstandes, sondern Satzungen der Natur, d. h. allgemeine Thatsachen, vor uns, die sich in allem besonderen Verhalten der Dinge wiederfinden sollen. Es ist daher ein besonderer Erkenntnißact nöthig, um nur überhaupt erst zu empirischen Axiomen zu gelangen. Die apriorischen Fundamentaleinsichten liegen so zu sagen diesseits, die empirischen aber jenseits der Erkenntnißthätigkeit. Begriffe von einem empirischen Zusammenhange müssen daher immer erst erworben werden, während die Nothwendigkeit apriorischer Axiome mit dem Verstande selbst gegeben ist. Leiten wir nun aus empirischen Obersätzen irgend etwas Besonderes ab, so ist die Form der Deduction offenbar ganz dieselbe, wie wenn das Ausgangsprincip apriorisch wäre. Man setzt die allgemeine Gültigkeit (z. B. des Beharrungsgesetzes) voraus und macht nun diesen Begriff gerade so geltend, als handelte es sich um die bloße Form eines allgemeinen Urtheils. Jeder empirische Schluß ist mithin stillschweigend durch die Voraussetzung eingeschränkt zu denken, daß der empirische Obersatz wirklich von strenger, d. h. ausnahmsloser Allgemeinheit sei. Nun ist aber der Werth eines empirischen Gesetzes oder, was dasselbe ist, eines empirischen synthetischen Begriffs gänzlich von der Zuverlässigkeit der in ihm enthaltenen Annahme abhängig. Ob und in wie weit eine empirische Thatsache allgemein sei, muß nun aus dem vorbereitenden Act, durch welchen sie aus den besonderen Thatsachen gewonnen wird, deutlich erhellen. Wir werden also wiederum die Entwickelung der Begriffe und zwar hier noch häufiger als im apriorischen Gebiete fordern müssen, ehe wir uns überhaupt auf die Vorstellung einer Entwickelung aus Begriffen einlassen können. Die Mechanik müßte daher, um ihre logische Verfassung zu verbessern, einen vorbereitenden Theil enthalten, in welchem gezeigt wird, wie man sich von der Allgemeingültigkeit der später in Bezug genommenen Axiome überzeugen könne. Hierdurch würde jeder Anschein einer Entwickelung aus Begriffen verschwinden, und die wahre Gestalt des empirischen Denkens gegliedert hervortreten.

Wenn wir einen allgemeinen Satz in einem besonderen Falle zur Anwendung bringen, so enthält die Folgerung in einer gewissen Hinsicht weniger als die ursprüngliche Voraussetzung. Die Hervorbringung der Erkenntniß beruht also, insofern sie den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen geht, streng genommen auf Einschränkungen.

Es wird nicht Alles, was in einem Begriffe enthalten ist, wirklich zur Geltung gebracht. Der Umfang des Wissens muß sich verengern, damit specielle Einsichten möglich werden. So scheint es denn, als hätte man in der Folgerung der Erkenntniß noch weniger als in der Voraussetzung. Indessen löst sich diese Paradoxie leicht auf. In der Hervorbringung der speciellen Erkenntniß kommt es uns gerade auf Einschränkungen an, damit Combination und Synthesis möglich werden. Man denke z. B. an die Art und Weise, wie die analytische Mechanik die wenigen empirischen Principien, von denen sie ausgeht, zur Vermittelung ganz bestimmter Einsichten benutzt, die sich auf mathematisch restringirte und wohl umgrenzte Aufgaben beziehen.

Der Gang der Entwickelung ist hier ganz dem Schema der Hervorbringung mathematischer Einsichten analog. Man schafft sich so zu sagen noch einmal eine Mathematik und zwar unter der Voraussetzung, daß die hier fraglich werdenden mathematischen Conceptionen nicht mehr rein formal, sondern empirisch näher bestimmt sind. Hieraus folgt, daß man von vornherein absehen kann, es werde sich der empirische Gehalt auch nicht um das Geringste über die Consequenzen der ursprünglichen Principien hinaus steigern lassen. Stellt sich daher eine Aufgabe, die (wie z. B. die Angabe des Erfolges im mechanischen Stoße) neue empirische Voraussetzungen fordert, so ist man mit der Entwickelung aus jenen ursprünglichen Principien am Ende. Eine Anwendung der Analysis findet allerdings auch in diesem Falle statt; aber man hält sich unmittelbar an die neuen Data der Erfahrung. Man braucht allermindestens die Voraussetzung innerer physikalischer Kräfte, die bisher außer dem Spiele gelassen werden konnten. Der einzige neuere Mathematiker, der für logische Schärfe und Eleganz ernstlichen Sinn zeigte, hat denn auch in der That zutreffend zwischen den verschiedenen Arten von Aufgaben unterschieden, zu denen im Fortgange der Entwickelung der Mechanik neue eigenthümliche Voraussetzungen erforderlich werden. In Lagrange's bis jetzt unübertroffener und unvergleichlicher Darstellung zeigt sich die Mechanik um so mehr als logisch gegliederte Wissenschaft, als die schwachen Stellen der Verkettung nicht verhüllt sondern hervorgehoben werden. Die Darsteller zweiten Ranges pflegen zu glauben, der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, wenn sie über die bedenklichen und unklaren Punkte möglichst leise hinwegschleichen. Man kann daher die logische Verfassung einer Wissenschaft nur aus den Darstellungen ersten Ranges kennen lernen. Das logische Bewußtsein, soweit es überhaupt nach dem jeweiligen Stande einer Wissenschaft vorhanden sein kann, wird sich in jenen Darstellungen nie verleugnen. Es bedarf dann nur einiger Reflexion, um den specifischen Logiker und Philosophen, dem es auf eine übersichtliche Vorstellung von der Gliederung der Wissenschaft ankommt, in den Stand zu setzen, mit leichter Mühe einen Schritt über die positive Darstellung hinaus zu thun. Nur eine solche bestimmte Verfolgung der Gestaltung einer Wissenschaft kann uns lehren, welcher Art die Entwickelung in dem fraglichen Gebiete überhaupt sein könne. Durch eine solche Untersuchung werden wir aber auch unsere allgemeinen Anticipationen, die wir versuchsweise zu Gesetzen erhoben, bestätigt finden. Die allgemeine Vorstellung, derzufolge alle eigentliche Entwickelung aus Begriffen auf Einschränkung beruht, bedarf allerdings ihrem allgemeinen Sinne nach gar keiner Bewährung. Sie steht von vornherein schematisch fest. Dagegen muß uns die besondere Betrachtung lehren, welches Element die eigenthümlichen Combinationen und so die Vermehrung der Einsicht möglich mache. Die Einschränkung der Allgemeinheit einer Vorstellung auf einen besonderen Fall ist, zunächst und einsetig betrachtet, eine Verminderung des Wissens. Die Vermehrung kann nur in der Verbindung mit anderen ähnlichen Einschränkungen bestehen. So zeigt sich, daß die sogenannte Entwickelung aus Begriffen in der That die Nebensache, die Syn-

thesis verschiedener Vorstellungen zu einem specielleren Begriffsgebilde aber die Hauptsache ist. Die reine Logik und Mathematik finden sich also mit ihrem Typus der Hervorbringung von Einsichten in aller Empirie wieder. Da keine materielle Vorstellung ohne die allgemeine Form des Denkens und Vorstellens sein kann, so ist es auch gar nicht überraschend, wenn die Form der Entwickelung für alle nur mögliche Wissenschaft im Wesentlichen dieselbe bleibt. Wie sollte auch der empirische Verstand, der doch die Form des reinen Denkens als Element einschließt, die Grundgestalt aller Gedankenverbindung verleugnen? Es ist daher ein Vorurtheil, wenn man glaubt, die logische Constitution der Wissenschaft sei dualistisch. Sie ist einheitlich, und es thut ihrer Einheit keinen Eintrag, daß die Empirie als Form eines vollständigeren Wissens auch eine reichere logische Gliederung haben muß. Während man in dem rein formalen Wissen die Axiome unmittelbar einführen kann, fordern, wie schon oben erwähnt, die empirischen Grundbegriffe eine Entwickelung aus besonderen Thatsachen, und es muß daher innerhalb der empirischen Wissenschaft die Begriffsbildung zugleich als Rechtfertigung der Begriffe dienen.

Ganz wie im Naturwissen, dessen einfachster Typus die rationale Mechanik ist, muß auch in den Wissenschaften des socialen Daseins die sogenannte Entwickelung aus Begriffen, so weit sie wirklich analytische Consequenzenziehung ist, auf Einschränkung beruhen. Die Synthesis, die regelmäßig das meiste Interesse haben wird, muß sich auch hier, so paradox es klingen mag, durch mathematische Urtheilskraft vermitteln. Die allgemeinen Arten der Synthesis (d. h. die verschiedenen Gattungen der Causalität) werden aus den durch die unmittelbare Erfahrung gegebenen Verknüpfungen in derselben Weise, wie die Axiome der Mechanik, abgeleitet. Die allgemeine Form dieser Ableitung ist überall und durchgängig in der gesammten empirischen Wissenschaft Hypothesenbildung im weiteren Sinne des Worts. Doch giebt es eine einzige freilich sehr weit reichende und zugleich tiefgehende Behandlungsart der socialen Erscheinungen, in welcher man die Axiome unmittelbar an die Spitze stellen kann. Sobald es sich nämlich um psychologische Begründungen handelt, können uns gewisse Synthesen unmittelbar einleuchten. Die regelmäßigen Verhältnisse und Eigenschaften gewisser Gemüthsbewegungen müssen unmittelbar empfunden werden, wenn überhaupt Erkenntniß statthaben soll. So thöricht es wäre, ein mathematisches Axiom erst noch entwickeln zu wollen, ebenso verkehrt würde es sein, den unmittelbaren Gehalt einer Empfindung aus äußeren Umständen herzuleiten. Wo das Urtheil seinem Wesen nach auf der Empfindung beruht, ist eben die Sphäre der Empfindung das einzige Gebiet, auf welches man sich zur Verständigung über die Identität eines Begriffes berufen darf. Der Eine, sagt man, empfindet denselben Reiz in dieser, der Andere in jener Weise. Ganz gewiß. Allein um auch nur diese Bemerkung zu machen, mußte die Vorstellung eines gemeinsamen Empfindungsmaßes zu Grunde liegen. Der Begriff eines gewissen Wärmegefühls, welches in verschiedenen Subjecten genau dasselbe sei, ist das einzige Mittel der Verständigung über die Unterschiedlichkeit der Empfindung

in besonderen Fällen (etwa bei gleichen äußerlichen Reizen). In allen Subjectivitätsurtheilen muß mithin der Ausgangspunkt von dem Gefühle genommen werden. Die subjective Affection enthält das Maß, wodurch wir das Objective in letzter Instanz würdigen. Der gewöhnliche Einwand gegen die Unzuverlässigkeit der Empfindungsbegriffe versteht sich selbst nicht gehörig. Es ist mit diesem Einwande ähnlich bewandt, wie mit der Verläumdung der Sinne. Anstatt die falschen Objectivitätsurtheile anzuklagen, wendet man sich gegen das unverrückbare Centrum selbst und mißtraut den unmittelbaren Anzeigen der Empfindung, die an sich selbst noch völlig complexe Urtheile ohne Unterscheidung der Variationen im subjectiven und im objectiven Factor ihrer Hervorbringung sind. Was thut es, daß auf gleichen objectiven Reiz abweichende Empfindungen oder Gefühle entstehen? Man kann getrost aus der Empfindung urtheilen; denn dieses Urtheil gilt nur unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß auch in anderen Subjecten eben diese und keine andere Empfindung zu Grunde liege. Man kann daher aus den psychologischen Gefühlsbegriffen nach Belieben analytische Consequenzen ziehen.

Die eben erwähnte Classe von Begriffen giebt oft Anlaß, da von apriorischer Entwickelung zu reden, wo man in der That Nichts weiter meint, als die Unabhängigkeit des subjectiven Urtheilens von dem Verhalten der Objectivität. Die Einsicht, welche unmittelbar mit einer Triebempfindung verbunden ist, bleibt völlig unabhängig von äußerlichen Einwirkungen. Was eine edlere Art der Empfindung sei, kann nur unmittelbar durch das Gefühl selbst entschieden werden. Es giebt eine von vornherein maßgebende Quelle von Urtheilen, die ihre Bestätigung von keiner besondern Erfahrung oder objectiven Untersuchung zu erwarten haben. Sämmtliche Begriffe moralischer Natur haben ihre Wurzeln im praktischen Wesen des Menschen und können daher niemals durch rein objective Bestimmungen ersetzt werden. Freilich wird man die außerhalb des Subjects belegenen Voraussetzungen der Entstehung der Subjectivitätsbegriffe festzustellen haben; aber man wird das Maß der moralischen Werthschätzung nur innerhalb des Gebiets der innern Vorgänge suchen dürfen. Der Subjectivismus ist also hier am Orte, darf aber nicht mit dem, was wir apriorische Satzung nennen, verwechselt oder gar für einen Beleg mehr als analytischer Begriffsentwickelung angesehen werden. Wenn wir uns z. B. überall bemühen, unsern Begriff von der Analogie des Rechtsgefühls und der Rache in allen nur erdenklichen Gerechtigkeitsconceptionen nachzuweisen, so sind wir uns bei dieser Unternehmung bewußt, Nichts weiter zu thun, als eine von vornherein subjectiv feststehende und über allen Zweifel erhabene Vorstellung in ihren Einschränkungen auf besondere Fälle so zu sagen zur Recognition zu bringen. Was in dem erwähnten hochwichtigen Begriffe an Synthesis bereits ursprünglich enthalten ist, wird in der analytischen Bethätigung desselben weder vermehrt noch vermindert. Es verhält sich mit diesem principiellen Ausgange wie mit dem physikalischen Beharrungsgesetze. Eine fruchtbare Anwendung wird erst durch die Combination mit

anderen Grundsätzen ermöglicht, während die rein analytischen Consequenzen eigentlich nur den Umfang des Begriffs illustriren. Das Interesse des Wissens haftet daher auch nicht sonderlich an analytischen Ausspinnungen. Man fordert geschickte Combination und betrachtet die Hervorbringung zweckentsprechender Einsichten als eine Kunst der Synthesis. Man anticipirt mit leichter Mühe die von vornherein feststehende Wahrheit, daß ein Begriff eine Sphäre habe. Man wird durch die Hinweisungen auf die einzelnen Fälle, in denen sich derselbe Begriff antreffen läßt, mit Recht gelangweilt. Man strebt nach Hervorbringung von Einsichten, die eine versteckte Verbindung enthüllen, und man verachtet ein bloß analytisches Gebahren als fade Weisheit. Was also wirklich durch Entwickelung aus Begriffen geleistet werden kann, ist auch in den moralischen Wissenschaften von verhältnißmäßig sehr geringem Werthe. Der Schwerpunkt des Wissens wird immer in die Combination, nicht in die bloße Entwickelung der Begriffsinhalte oder der Begriffsumfänge fallen. Bisweilen ist freilich eine blos analytische Ueberlegung, die sich vielleicht nur auf eine einzige empirisch subjective Beobachtung stützt, völlig genügend, ganze Systeme vermeintlicher Synthesen in Nichts aufzulösen. So ist die Bemerkung, daß eine moralische Zumuthung die Form des Sollens hat, verbunden mit der logischen Reflexion, daß die Principien den Consequenzen formal gleichartig sein müssen, für die Kritik eines ganzen Inbegriffs fundament- und haltungsloser Moralsysteme entscheidend. Man braucht sich nur zu fragen, ob der Urheber irgend einer Methode, moralische Satzungen zu begründen, stillschweigend oder ausdrücklich ein Sollen im Auge gehabt habe. Ist dies der Fall, und versucht er dennoch dieses Sollen in seinen principiellen oder axiomatischen Begriffen zu vertuschen, so weiß man wenigstens, daß nicht einmal die gemeine Logik zur Geltung gelangt ist. Denn das Sollen muß in den Obersätzen vorhanden sein, wenn es analytisch in den besonderen Satzungen zum Vorschein kommen soll. In diesem Falle nützt uns also unsere klare Vorstellung von der analytischen Natur einer Entwickelung aus Begriffen weit mehr, als dem vagen, aller abstracten Orientirung ermangelnden Denken sein oft nicht unansehnlicher Reichthum an allerlei materiellen Conceptionen.

Sehen wir jetzt von den empirischen Voraussetzungen aller empirischen Schlüsse ab, und fragen wir uns, auf welche Weise die Synthesis, oder anders ausgedrückt, die Combination gegebener Elemente des Wissens vor sich gehe. Die allgemeine Gestalt der Erfahrungscombination wird überall und durchgängig und mithin auch in der eigentlichen Speculation maßgebend sein. Die Vermittelung durch quantitativ bestimmtes Denken wird eine regelmäßige Voraussetzung der Ausführbarkeit der Synthesen bilden. Die Entwickelung wird daher in der Geltendmachung der apriorischen und empirischen Verstandesfunctionen, nicht aber in der bloßen identischen Festhaltung der einzelnen Begriffe bestehen. Verstandesmäßige Entwickelung, (in welcher die combinatorischen Functionen das erheblichste Element des Fortschritts bilden werden) ist nicht mit bloßer Entwickelung aus Be-

griffen zu verwechseln. Jene bezieht sich auf den einheitlichen Grund der formalen und materiellen Nothwendigkeit, diese dagegen nur auf den identischen Inhalt eines bestimmten ruhenden Begriffs. Synthesis findet daher nur dann statt, wenn man von einem Begriffe zum andern übergeht und, anstatt sich auf den Inhalt der fertigen Begriffe zu beschränken, zur Conception neuer Vorstellungen fortschreitet. Die wesentlich synthetischen Begriffe, welche die Urtheile des Grundes und der Ursächlichkeit vermitteln, sind die allgemeinen Ausgangspunkte für die Ueberleitung der Gedanken. Indessen spielen bei aller Synthesis die räumlichen und zeitlichen Voraussetzungen der Mannichfaltigkeit eine wichtige Rolle. Die Begriffe sind discontinuirlich, und es ist daher von einem zum andern nur durch einen Sprung zu gelangen. Dieser Sprung kann jedoch durch quantitativ stetige Veränderung eingeleitet werden. Aus diesem Gesichtspunkte eröffnet sich die Aussicht auf neue dialektische Wendungen, die mit der Vorstellung einer vermeintlichen Entwickelung aus Begriffen eng zusammenhängen. Wenn wir von diesen Wendungen gehandelt haben, können wir den wahren Sinn, der hinter den thörichten Vorstellungen von einer Entwickelung aus Begriffen zu suchen ist, nämlich die Idee einer organischen Gedankenentwickelung untersuchen.

Fünfter Abschnitt.

Unterbrechung und Stetigkeit.

Erstes Capitel.

Discontinuität in den Begriffen.

Unsere bisherige Darstellung hat gezeigt, wie der gewöhnliche Sinn, der sich an die Forderung letzter Begründungen knüpft, ungehörige Unendlichkeitsvorstellungen im Auge hat, und wie es mithin unthunlich sei, auf die gemeinen metaphysischen Fragestellungen zu antworten. Nun hat sich in der neueren Zeit und zwar ganz unabhängig von den Privatsystemen die Vorstellung, daß sich eine im höheren Sinne logisch zu nennende Consequenz an die Stelle der unhaltbaren Metaphysik setzen lasse, einige Anerkennung verschafft. Die Gestalt, in der man sich die Rolle der an Stelle der Metaphysik agirenden Logik denkt, wird häufig durch das Schlagwort einer Entwickelung aus Begriffen bezeichnet. In dem vorangehenden Abschnitte haben wir die Täuschungen angedeutet, denen man rücksichtlich der Tragweite vereinzelter Conceptionen leicht verfällt. Entwickelung aus Begriffen kann jedoch einen ganz allgemeinen Sinn haben sollen und in diesem Falle eine sehr wohl zu rechtfertigende Vorstellung sein. Denkt man nämlich an den Umstand, daß sich in einem Begriffe ein irgendwie variables Element finde, so kann die durch das spontane Denken eingeleitete wirkliche Veränderung desselben als logisches Mittel betrachtet werden, über den fraglichen Begriff hinauszukommen oder wenigstens an dessen Grenze zu gelangen. Hierdurch eröffnet sich die Möglichkeit, mit einer gewissen Stetigkeit von einem Begriffe zum andern überzugehen. Anstatt sogleich ein ganzes begriffliches Element aus dem Zusammenhange eines complexen Begriffsgebildes zu entfernen, verfährt man stufenweise und zwar in der Regel durch Steigerung oder Minderung in beliebigen Intervallen. Offenbar ist diese Art der dialektischen Vermittelung nur unter der Voraussetzung anwendbar, daß sich in dem gegebenen Begriff, von welchem die Ueberleitung ausgehen soll, wenigstens ein Element finde, welches der allmäligen Veränderung fähig ist. Anderenfalls würde von einem

Begriff zum andern nur durch einen Sprung zu gelangen sein. Die Begriffe an sich selbst, d. h. in Abstraction von der quantitativen Bestimmtheit ihrer Elemente betrachtet, sind discontinuirlich, und wenn man bisweilen den Grundsatz gelten läßt, daß die Natur keinen Sprung mache, so ist diese Voraussetzung entweder eine durchaus falsche Anticipation oder will mit besonderen Einschränkungen verstanden sein.

Von Gattung zu Gattung, von Art zu Art, von Gestalt zu Gestalt oder, um uns ganz allgemein auszudrücken, von einem ruhenden Schema zum anderen ist stets nur durch einen begrifflichen Sprung zu gelangen. Selbst die stetige quantitative Vermittelung, welche uns bisweilen die Einsicht verschafft, daß alle Möglichkeiten der Interpolation erschöpft seien, hebt die Nothwendigkeit des sprungweisen Ueberganges nicht auf. Nur durch Vermittelung falscher Unendlichkeitsbegriffe ist es möglich, den trügerischen Schein eines vollkommen stetigen Ueberganges hervorzubringen. Die Begriffe sind ihrer Natur nach discontinuirlich wie die Zahlen. Freilich schließt dieser Umstand die Häufung von Einschaltungen nicht aus. Zwischen einer Begriffsgestalt und einer anderen können sehr viele Zwischenglieder, aber, wie sich von selbst versteht, nur in endlicher Zahl gegeben sein. Man kann alsdann in einem gewissen Sinne ebenfalls von einem stetigen Uebergange reden. Doch wird der hier anwendbare Stetigkeitsbegriff von ganz anderer Natur sein, als derjenige, welcher die Veränderung der Quantitäten betrifft. Die Abänderung eines Begriffsgebildes kann verhältnißmäßig gering ausfallen, wenn das sprungweise hinzukommende Element die allgemeine Uebereinstimmung des ursprünglichen und des neuen Gebildes nur wenig stört. Die Aehnlichkeit läßt auch dann ein Mehr oder Minder zu, wenn es sich nicht um bloße Größenverschiedenheiten handelt. Man kann daher eine Reihe von Begriffen, die einander nahe verwandt sind, allenfalls stetig nennen, wenn Glied an Glied durch Vermittelung eines sehr gerngen begrifflichen Zusatzes gebunden erscheint. Ein begrifflicher Sprung kann eine größere und geringere Weite haben. Man kann die natürliche Scala beobachten oder Mittelglieder überspringen. In beiden Fällen ist der Fortschritt discontinuirlich, weil von Begriff zu Begriff kein blos quantitativer Uebergang möglich ist. Allein in dem einen Falle ist die Möglichkeit der Interpolation vielleicht erschöpft, während in dem anderen willkürliche Abstände gelassen sind. Der Zusammenhang eines begrifflichen Stufenganges kann zwar nur im Sinne des ununterbrochenen Fortganges der Zahlenreihe stetig heißen. Indessen auch diese Stetigkeit hat eine große Bedeutung für das logische Bewußtsein, und man sollte daher nie an dem Worte Anstoß nehmen, sobald nur der begriffliche Sinn, der aus dem Zusammenhange erhellen muß, irgendwie zu rechtfertigen ist. Die Schriftsteller bedienen sich häufig des Ausdrucks der Stetigkeit, wo sie nichts als eine gewisse Vollständigkeit der möglichen Einschaltungen meinen. In solchen Fällen würde es nur dialektische Chikane sein, wenn man absichtlich eine falsche Stetigkeitsvorstellung unterlegte. Ja sogar der vorher er-

wähnte uralte Grundsatz, dem zufolge die Natur in ihren Bildungen und Actionen keinen Sprung macht, könnte einen guten Sinn erhalten, wenn man ihn seines metaphysischen Gehalts entkleidete und auf eine rein logische Möglichkeitsvorstellung zurückführte. Doch müssen wir, ehe wir diese anscheinend bedenkliche Vertheidigung eines in seinem gewöhnlichen Sinne in der That unhaltbaren Princips unternehmen, zuvor den Begriff der Vollständigkeit der Einschaltungen auf dem uns vollkommen durchsichtigen apriorischen Gebiete entwickeln.

Art und Größe, d. h. begriffliche Regel und quantitative Bestimmtheit des durch diese Regel Gesetzten, sind die beiden Fundamentalvorstellungen, durch welche sich die Logik in zwei Gebiete zerlegt. Die Bestimmung nach Arten d. h. die Kennzeichnung nach Begriffen, sowie überhaupt alles Raisonnement, in welchem die quantitative Bestimmtheit der Conceptionen keiner besonderen Beachtung gewürdigt wird, hat etwas Vages und Unvollkommenes. Die Logik der bloßen Qualitäten (denn Qualität ist uns hier begriffliche Bestimmtheit im Gegensatze der Größenbestimmtheit) ist etwas Rudimentäres und so zu sagen eine Beschäftigung für den Kindheitsstandpunkt des Denkens. Das Raisonnement in vagen (d. h. quantitativ nicht gehörig bestimmten) Begriffen hat nur eine geringe Tragweite und erfährt sehr bald seine Beschränktheit und Ohnmacht. Eigentliche Gesetze, mögen sie sich nun auf subjective Empfindungsbegriffe (wie z. B. die Behauptungen Spinoza's über die Verkettung der Gemüthsbewegungen) oder auf objective Naturvorgänge beziehen, behalten so lange eine höchst unvollkommene Gestalt, als es nicht gelingt, dieselben auf Größenvoraussetzungen zu beziehen. Ja sogar wird es meist unmöglich sein, überhaupt richtige Gesetze ohne die stillschweigende Voraussetzung gewisser Größendata zu formuliren. In der That hat auch Spinoza seine Vorstellungen von der Gesetzmäßigkeit der Gemüthserregungen keineswegs von der Voraussetzung eines Mehr oder Minder der Affection unabhängig halten können. Innerhalb der Art muß eine stillschweigende oder ausdrückliche, annähernde oder genaue, oder doch mindestens hypothetische Größenbestimmung stattfinden, wenn überhaupt eine logische Beherrschung des Wirklichen angestrebt wird. Ein Gedankengang, der sich in bloßen Qualitätsbegriffen bewegt, ist streng genommen gar nicht möglich. Irgend welche stillschweigende Größenvoraussetzungen schieben sich unwillkürlich unter, und die wirkliche synthetische Erkenntniß wird regelmäßig nur durch die Vermittelung vollständig (d. h. nicht blos der Art, sondern auch der Größe nach) bestimmter Conceptionen gewonnen. Wenn wir daher von einem Raisonnement in vagen Begriffen reden, so verstehen wir unter demselben diejenige Gedankenhaltung, welcher das Bewußtsein abgeht, daß dem Denken quantitative Voraussetzungen unentbehrlich sind. Das vage Raisonnement bildet sich ein, mit der Cultur bloßer Artbegriffe die positive Erkenntniß fördern zu können, während es nur ein höchst unvollkommenes Mittel der vorläufigen Bestimmung der rohesten Verhältnisse ist.

Die eben gegebene Erläuterung über die Bestimmung nach Art und Größe setzt uns in den Stand, die Wichtigkeit eines quantitativ vermittelten Ueberganges von Begriff zu Begriff zu ermessen. Vollständige Disjunctionen oder mit anderen Worten erschöpfende Eintheilungen der Begriffssphären sind, wie sich im apriorischen Gebiete völlig evident machen läßt, nur durch quantitative Synthesis herzustellen. Man denke an das gemeine Beispiel der Gliederung der allgemeinen Vorstellung des Kegelschnitts. Hier kann man von der Parabel zur Ellipse durch quantitative Variation übergehen, d. h. man kann den begrifflichen Sprung, welcher von dem einen Gebilde zum anderen unerläßlich ist, durch allmälige Größenveränderung kenntlich machen und sich überzeugen, daß zwischen beiden Gebilden keine Einschaltung eines anderen Begriffes thunlich ist. Eine Scala von Begriffen, die nach einem allgemeinen Gesetze erzeugt ist, und bei welcher sich die Unmöglichkeit der Einschaltung von Zwischengliedern absehen läßt, nenne ich vollständig. Beispiele solcher Reihen können wir natürlich nur auf dem apriorischen Gebiete beibringen. Denn nur hier beherrschen wir den Inbegriff aller Constructionsmöglichkeit. Indessen sind gerade diese völlig durchsichtigen apriorischen Begriffsverhältnisse geeignet, eine deutliche Vorstellung von der wahren Beschaffenheit des sogenannten Ueberganges oder gar der Metamorphose der Conceptionen zu verschaffen. Bis jetzt waren nur verstandesmäßig unhaltbare Ideen von einem Uebergange der Begriffe im Umlaufe. Von den Caricaturen der Dialektik will ich hier gar nicht reden; nur an die Vorstellungen der strengsten Wissenschaft, der mathematischen Analysis, sei erinnert. Mit welcher Unklarheit ist nicht bei Mathematikern und Physikern die Idee des sogenannten Durchganges durch das Unendliche verbunden? Wo giebt es bis jetzt eine rationelle (also wohl gemerkt, nicht etwa mystische oder sonst nebelhafte und confuse) Rechenschaft über die eigentliche Bedeutung der unendlichen Steigerungen und Minderungen der variablen Elemente der Begriffe? Wer hat bis jetzt ernstlich zwischen der gemeinen Stetigkeit und der Vollständigkeit der begrifflich springenden Einschaltungen unterschieden? Unsinnige Redensarten, wie z. B. daß das Stetige discret und das Discrete stetig sei, und wahnwitzige sogenannte höhere Einheiten zwischen Stetigkeit und Unterbrechung giebt es wohl. Auch monadologische Erdichtungen, welche den Stetigkeitsbegriff verarbeiten, sind zu haben. Allein bei allen diesen Auskünften fehlt nichts, als der Verstand, und wir müssen uns daher wohl entschließen, die ganze Frage als neu zu betrachten.

Man überlege das von uns gegebene Beispiel, so gewinnt man eine Vorstellung von der einzig möglichen Art, von einem Begriffe zum anderen überzugehen. Der Gedanke einer begrifflichen Gliederung, die nicht weiter interpolirbar ist, erhält eine feste Gestalt; man erkennt den Grund und die Grenze der Discontinuität. Man begreift, was es heiße, wenn gesagt wird, die weitere Vermittelung zwischen zwei Begriffen sei ausschließlich quantitativ. Ja sogar der alte scholastische Begriff der Individuation wird durch jenes einfache apriorische Beispiel

beleuchtet. Wo die begriffliche Unterscheidungsmöglichkeit aufhört, tritt der reine Größenunterschied als das nur noch allein übrige Kriterium ein. Doch verwechsele man diesen Gedanken nur gar nicht mit jener Zwittervorstellung eines sogenannten Umschlagens der Quantität in die Qualität. Ein gewisser Begriff ist nur innerhalb eines gewissen Spielraumes von Größenverhältnissen zu verwirklichen. Dieser Satz enthält den haltbaren Kern jener Idee, welche die Qualität an eine gewisse Quantität bindet. Der Größenunterschied kann aber nie zum Artunterschied werden, wo nicht der Artbegriff überhaupt den Begriff der Größe als wesentlichen Bestandtheil enthält. Der Kahlkopf der Eleaten ist offenbar ein sinnlich gefaßter Begriff, und es scheint rücksichtlich des hierher gehörigen Schulspäßchens die Frage erlaubt, nicht bei dem wievielten Haare die Kahlköpfigkeit, sondern bei der wievielten Gedankenmonade die Gedankenlosigkeit aufhöre. Die Verknüpfung gewisser begrifflicher Eigenschaften mit gewissen quantitativen Grenzen ist apriorisch und empirisch eine bekannte Thatsache, aber wohlgemerkt nichts weiter als eine Thatsache. Im apriorischen Felde können wir eine deutliche Einsicht in die Beschaffenheit dieser Thatsache erreichen; im empirischen Gebiet (z. B. rücksichtlich der Tonempfindungen, deren Gattungen an die Schwingungszahl gebunden sind) müssen wir uns zunächst mit dem Gegebensein der fraglichen Abhängigkeit begnügen. Lassen wir jedoch jetzt diese dialektische Seitenwendung auf sich beruhen. Halten wir uns an die einfache verstandesmäßige Vorstellung der Bildung einer vollständigen Scala so zu sagen individueller Begriffe.

Könnten wir uns auf den Standpunkt der Actionen der Natur stellen, so würden wir vielleicht etwas Analoges, wie in der apriorischen Begriffserzeugung, wahrnehmen. Es hat allerdings gar keinen Sinn, eine Beschränktheit der Einschaltungsmöglichkeit ganz ohne Voraussetzung zu denken. Indessen bleibt uns doch noch eine Auskunft übrig. Was überhaupt sein und nicht sein könne, ist weder Gegenstand für unsere noch für eine andere Erkenntniß. Es widerstreitet dem Begriffe des Erkennens, daß voraussetzungslos bestimmt werde, was möglich oder nicht möglich sei. Derartige Behauptungen, die von dem Wesen des Denkens selbst abstrahiren, werden daher hier gar nicht in Frage kommen. Dagegen handelt es sich um die Erwägung, was unter Voraussetzung der Formen unseres Denkens in das Bewußtsein gelangen und nicht gelangen könne. An sich mag immerhin zwei gleich drei und ein Raum mit fünf Dimensionen vorhanden sein; für uns kann nur sein, was wenigstens formal mit den Eigenschaften der Denkbarkeit ausgestattet ist. Nun kann eine Begriffsscala von unendlich vielen Stufen gar nicht als gegeben gedacht werden. Es muß eine Grenze geben, bei welcher die nähere Bestimmung der allgemeinen Begriffsschemata Halt macht. Anderenfalls würde das Denken geradezu unmöglich sein. Soweit also die gedankliche Auffassung thatsächlich vorhanden ist, beruht sie auf der objectiven Begrenztheit der Gegenstände der Begriffe. Man bedenke nur ernstlich, was eine unendliche Einschaltung von Arten zwischen zwei gegebenen Extremen für eine

unhaltbare Conception sei. Die unendliche Zahl spielt hier wiederum eine Rolle. Die Unzahl von Interpolationen mag allenfalls als dichterische Hyperbel gelten, muß aber aus der Logik ausgeschlossen bleiben. Die Unzahl erhält hier eine analoge Bedeutung, wie das Unding. Man kann also eine Stufenfolge von Gattungen nur als eine unterbrochene Vielheit bestimmter Gebilde betrachten, innerhalb deren allerdings noch Veränderungen, aber nur ausschließlich quantitative Variationen möglich sind. Die Identität des Begriffs wird von disen Größenveränderungen gar nicht berührt. Wenn also die Natur in der That ohne Sprung verfahren sollte, so müßte sie alle nur denkbaren Größenverschiedenheiten des einen Gliedes der vollständigen Begriffsscala verwirklichen, ehe sie zu dem nächstfolgenden übergeht. Ist nun auch, wie wir im nächsten Capitel ausführlich erweisen werden, selbst innerhalb der stetigen Größenveränderung keine Verwirklichung unendlich vieler Stufen denkbar, so steht doch nichts entgegen, vorauszusetzen, daß die quantitative Steigerung in derjenigen Form, in welcher sie überhaupt denkbar ist, bei der Hervorbringung der discreten Begriffsreihen mitgewirkt habe. Ganz wie wir in unserem eigenen construirenden Denken von Begriff zu Begriff durch quantitative Vermittelungen gelangen können, dürfte auch die Natur in ihren Schöpfungen dieselbe Form des Fortschreitens eingehalten haben. Nur vergesse man nicht, daß diese Vorstellungsart zunächst eine bloße Möglichkeit ist und daher nur vermittelst des empirischen Denkens zur genau umgrenzten Thatsache erhoben werden kann. Die Naturbildungen bieten sich uns zunächst als isolirte Thatsachen dar; eine unterbrochene Reihe von Gebilden ist die Grundgestalt unserer bisherigen systematischen Vorstellungen. Nur würde es freilich überraschend sein, wenn sich die quantitative Variation innerhalb der äußersten begrifflich festen Formen als Mittel des Ueberganges erwiese. Doch hat es bis jetzt (aller Allmäligkeitsvorstellungen, mit welchen sich die Lyell und Darwin zu helfen suchen) nicht den Anschein, als sollten die begrifflichen Sprünge der Naturaction einem stetigen Flusse der Gebilde das Feld räumen. Der Zug unserer Vorstellungen strebt allerdings nach mehrgliedrigen Vermittelungen und deutet sogar darauf hin, daß es vielleicht einst möglich werden könnte, auch die nur quantitativen Interpolationsstufen aufzufinden. Allein die Stetigkeit, die in unseren Vorstellungen in abstracter Weise vorhanden ist, braucht nicht eine Form der Naturaction zu sein. Die Untersuchung des gemeinen quantitativen Stetigkeitsbegriffs, die wir bis jetzt zur Seite gelassen haben, wird uns noch weiter über den möglichen Sinn unseres uralten Princips der Naturphilosophie orientiren.

Zweites Capitel.

Stetigkeit in den quantitativen Uebergängen.

Von Begriff zu Begriff ist, wie wir gesehen haben, nur ein sprungweiser Uebergang möglich. Es fragt sich nun, ob von einer Größe zur anderen eine durchaus andere Art der Vermittelung statthabe. Fassen wir zwei verschiedene Größen, deren Unterschied noch so klein sein mag, so zu sagen ins Auge, d. h. fixiren wir die Vorstellungen derselben als beharrliche Unveränderlichkeiten, so haben wir es in der That mit zwei durch und durch bestimmten Begriffen zu thun, und können zunächst gar nicht angeben, wie die eine Conception aus der anderen hervorgehen solle. Unser Fall scheint gar nicht wesentlich von dem gewöhnlichen Verhalten der Artbegriffe abzuweichen. Zwischen der einen und der anderen Größe ist eine Kluft, die durch noch so viele Einschaltungen in ihrem Wesen nicht verändert wird. Es sind, so viel Zwischenstufen man auch einschalten mag, stets zwei unterschiedene Größen vorhanden, zwischen denen der Uebergang der Art nach unverändert bleibt, gleichviel ob der Abstand groß oder klein ist. Man täuscht sich, wenn man glaubt, die relative Kleinheit könne an dem Wesen des Verhältnisses etwas ändern. Allerdings ist es für die concrete Betrachtung von der größten Erheblichkeit, wie man die Intervalle des Fortschrittes wählt. Allein für unsere abstracte Frage nach der Vermittelung des Ueberganges kommt es einzig und allein auf den Gegensatz zwischen der Nothwendigkeit eines Sprunges und dem vollständig d. h. stetig vermittelten Uebergang an. Vorstellungen verschiedener Größen wollen jede für sich concipirt sein. Das Denken ist mithin gar nicht im Stande, anders als stufenweise (wenn auch freilich in beliebigen Intervallen) fortzuschreiten.

Der Stetigkeitsbegriff ist ein Unendlichkeitsbegriff. Es ist mithin eine wesentliche Aufgabe der Logik des Unendlichen, die Voraussetzungen der Denkbarkeit dieses Begriffes festzustellen. Die gemeine Definition der stetigen Größen ist zwar richtig, kann uns aber für unseren Zweck nicht aushelfen. Eine Quantität ist stetig, insofern die Theile derselben unmittelbar zusammenhängen, oder insofern, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, der eine Theil da anfängt, wo der andere aufhört. Diese Begriffsbestimmung hat in Beziehung auf die räumliche Ausdehnung keine Schwierigkeit. Sie wird aber bereits unbrauchbar, sobald es sich um stetige Intensitätsgrößen (z. B. Gewichte) handelt. Der unmittelbar gegebene Grad der Spannung ist offenbar ein Quantum, dessen Theilung beliebig ist. Man kann mithin behaupten, daß die Entstehung auch dieser Größenart als stetiger Vorgang concipirt werde. Indessen hat es doch eine gewisse Schwierigkeit, sich die Theile der zeitlichen Ausdehnung d. h. der beharrlichen Dauer in einer ähnlichen Weise

zusammenhängend zu denken, wie die Theile des Raumes. Nur indem man die Zeit unter der Form einer Linie vorstellt, ermöglicht man sich eine deutliche Anschauung ihrer Stetigkeit. Nun aber ist die Zeit nicht blos die Form der Aufeinanderfolge, sondern auch der Beharrung. Unsere ganze Vorstellungsart ändert sich, sobald wir nicht mehr einseitig an den Fluß der Erscheinungen, sondern auch an die Unveränderlichkeit und Beharrung von etwas Bestehendem denken. Alsdann scheint uns die doch immer nur symbolische Veranschaulichung der Zeit durch eine Linie nicht mehr ganz zuzutreffen. Der Punkt wäre vielleicht eher geeignet, die Form des sich selbst gleichen Bestehens anzuzeigen. Das Beharrende befindet sich gleichsam fortwährend an demselben Punkte, und es ist erst Veränderung und Bewegung, was uns nöthigt, die Zeit nach Art der Entstehung einer Linie zu denken. Nun dürfen wir uns aber nicht darüber täuschen, daß wir die gewöhnliche Veranschaulichung der Zeit nicht um des Begriffs der Zeit überhaupt willen, sondern ganz speciell behufs der Vorstellung der allgemeinen Form der erscheinenden Veränderung, gewählt haben. Gäbe es keine Veränderung (und die Veränderung ist in der That noch nicht mit dem allgemeinen Begriff der Zeit gegeben), so würden wir die Zeit nicht in Gestalt einer stetigen Summation, die sich durch eine Linie veranschaulichen läßt, denken dürfen. Nun sind die gegebenen Intensitäten wirklich auf einen ausdehnungslosen Zeitpunkt zu beziehen. Denn der Umstand, daß die Empfindung, die dem Intensitätsbegriffe correspondirt, stets eine wenn auch noch so kleine Zeitdauer einnimmt, betrifft gar nicht die Größe der als unabhängig von der Empfindung vorhanden gedachten Kraft. Die Intensitätsgröße ist mithin eine gleichzeitige Coordination von Theilen, deren Zusammenhang man der Art nach nicht näher kennt. Man kann gar nicht wissen, was es in diesem Falle heißen soll, wenn gesagt wird, der eine Theil der Spannungsgröße fange unmittelbar da an, wo der andere aufhört. Die besondere Art der Synthesis, durch welche man die Theile einer Kraftgröße verbunden zu denken hätte, ist nach der gewöhnlichen Vorstellung nicht recht klar. Was also ein stetiger Zusammenhang in dieser Gattung von Größenvorstellungen zu bedeuten habe, muß unmittelbar und nicht etwa auf dem indirecten Wege einer Hinweisung auf die räumliche Anschauung ausgemacht werden.

Halten wir uns zunächst an den einfachsten Fall der Stetigkeit einer mathematischen Linie. Hier stehen sich der Begriff des stetigen Zusammenhanges und die Vorstellung des ausdehnungslosen Punktes gegenüber. Zwei ausdehnungslose Punkte liegen immer außer einander und haben stets eine Entfernung. Denn ist dies nicht der Fall, so ist nur noch ein einheitlicher Punkt vorhanden. Die Erfindung einer dritten Möglichkeit überlassen wir billig denen, deren Weisheit sich darin gefällt, den Verstand auf irgend eine Weise aus der Philosophie auszuweisen.

Um ganz sicher zu gehen, lassen wir die Art von Realität, welche dem ausdehnungslosen Punkte beigelegt werden soll, ganz außer dem Spiele. Wir begnügen uns, auf der identischen Festhaltung des einmal

concipirten Begriffs zu bestehen. Wir fordern nur, was schon mit der Beobachtung des Identitätsprincips gegeben ist. Wir sind also weit entfernt zu behaupten, daß der ausdehnungslose Punkt eine Anschauung sei. Im Gegentheil wissen wir von vornherein, daß jede Anschauung eine Größe haben werde. Wir machen daher Nichts als die unausweichliche Nothwendigkeit des Denkens selbst geltend, welches zwischen einer linearen Ausdehnung und deren Grenzen einen scharf begrifflichen Unterschied unwillkürlich aufrecht erhält. Eine Ortsvorstellung ist völlig genau nur durch Vermittelung des Begriffs des ausdehnungslosen Punktes möglich. Wie soll nun aber die Ortsveränderung zutreffend gedacht werden?

Wir können stets nur eine bestimmte Anzahl von Zwischenörtern concipiren. Obwohl die Möglichkeit der Einschaltung (was die bloße Form des Denkens anbetrifft) unbeschränkt ist, so muß doch jede wirkliche Theilung, zu der sich das Vorstellungsvermögen veranlaßt findet, irgend welche Intervalle überspringen. Der Fortschritt des die Linie aus Theilen zusammensetzenden Denkens ist mithin nicht stetig, sondern unterbrochen. In der That zeigt auch die mathematische Analysis fast in jeder ihrer Proceduren die Nothwendigkeit einer stufenweisen Vorstellung der Größenerzeugung. Man muß sogleich von Theilen der gerade fraglichen Größen ausgehen, wenn überhaupt Zusammensetzung möglich sein soll. Diese Theile können, so lange es sich nicht um empirische Anwendungen handelt, beliebig klein gewählt werden, müssen aber stets von irgend einer Größe sein. Den Mißbegriff der unendlichen Kleinheit, der hier als Aushülfe einzutreten pflegt, haben wir bereits aus der strengen Wissenschaft ausgeschlossen und können daher diese Chimäre gänzlich außer dem Spiele lassen. Es steht mithin fest, daß das Denken der quantitativen Zusammensetzung discontinuirlich ist.

Nun sind aber die Theile, aus denen wir die Größen als entstanden vorstellen, wiederum Größen gleicher Art. Durch die Theilung gelangen wir nie zu Untheilbarkeiten. Wir treten nie aus der Gattung heraus, in der wir uns befinden. Die gerade fragliche Größenart bleibt ihrer letzten Zusammensetzung nach anscheinend unerklärlich. Wir begreifen wohl, wie sich aus gegebenen Größen durch Zusammenfassung wiederum Größen ergeben, aber wir erfahren nicht, wie eine Größe aus Etwas entstehen könne, was selbst nicht Größe ist. Es fehlen uns immer noch die letzten Elemente der Synthesis, und es scheint, als müßte hier die Metaphysik mit ihren Aufschlüssen dazwischen treten. Die Schwierigkeit, die Größenerzeugung zu denken, sei, sagt man, nicht gelöst, sondern durch die fortgesetzten Theilungen nur hinausgeschoben. Man habe noch immer keinen Begriff von der stetigen Größenerzeugung aus ursprünglichen Elementen.

Wer sich den Geist unserer Behandlung der Unendlichkeitsbegriffe angeeignet hat, wird um eine Antwort auf die eben erwähnten Ausstellungen nicht verlegen sein. Er wird erkennen, daß die Conception der ursprünglichen Elemente nur eine neue Form der chimärischen Idee eines letzten Ergebnisses der unbegrenzten Theilung sei. Er

wird die Zumuthung, eine dieser Idee entsprechende Realität anzugeben, von vornherein zurückweisen. Er wird Theilbarkeit und Stetigkeit nur auf den Act des Denkens beziehen und so die Unbegrenztheit des ungehemmten Fortganges der Theilungen begreiflich machen. Eine unendliche Theilung kann nicht in der Form des Gegebenseins vorgestellt werden. Sie kann nur die negative Schrankenlosigkeit des Vorstellungsvermögens bedeuten. Die unbegrenzte Theilbarkeit ist mithin ein Möglichkeits- aber kein Wirklichkeitsbegriff. Sie betrifft die allgemeinen Formen der Sinnesauffassung und zwar das subjectiv Willkürliche in der Bethätigung dieser Formen. An sich selbst, d. h. in der Form des fertigen Gegebenseins kann die unendliche Theilung gar nicht gedacht werden.

Wie schwankend die Begriffsfassung der unbegrenzten Theilbarkeit auszufallen pflegt, beweist eine beachtenswerthe aber freilich bis jetzt unbeachtet gelassene Unterscheidung Kants. Innerhalb gegebener Grenzen, meint er, gehe die Getheiltheit des Wirklichen in der That in's Unendliche, d. h. man habe vorauszusetzen, daß die Gliederung (z. B. des Organischen) gar nicht aufhöre. Dagegen sei für die so zu sagen divergirende, nach beiden Seiten über die gegebenen Grenzen hinausgehende Zusammensetzung nicht ein Fortgang in's Unendliche, sondern nur in's Unbestimmte anzunehmen. Es scheint, daß Kant an der Wüstheit der gewöhnlichen divergirenden Unendlichkeitsvorstellung Anstoß genommen, sich aber bei der in's Innere dringenden unendlichen Zergliederung als einer übersichtlichen Idee beruhigt habe. Auch vermißt man in der angeführten Distinction die Consequenzen der verbesserten Raum- und Zeitvorstellung. Es sieht fast aus, als sei in diesem Fall die formale Natur der sinnlichen Synthesis (und mithin auch Analysis) vergessen worden. Zwischen bloßer Möglichkeit einerseits und gegebener Wirklichkeit andererseits wird nicht gehörig unterschieden. Sonst hätte der Stetigkeitsbegriff sammt allen Unendlichkeitsvorstellungen als blos in der Form des Vorstellens gegeben erkannt und übrigens für den empirischen Inhalt dieser Form die atomistische Vorstellungsart als Voraussetzung der Möglichkeit des empirischen Denkens vertheidigt werden müssen. Bekanntlich hat nun aber der Königsberger Kritiker zwar nicht, wie man gegenwärtig bisweilen glaubt, die Atomistik als offenbar falsche Vorstellungsart verworfen, aber doch die andere Conceptionsweise als eine wenigstens offen zu lassende Möglichkeit geltend gemacht. Wir treffen in dieser Beziehung auf dieselbe Unentschiedenheit und Zweideutigkeit, welche der kritischen Philosophie in der Behandlung aller Fragen eigen ist, zu deren bestimmter Beantwortung sie sich selbst die Mittel abgeschnitten hat, und über die sie sich nun doch, durch die unwillkürliche Nöthigung des Vorstellens getrieben, irgendwie auslassen muß. Es zeigt sich also gerade in unserem Falle, wie es ohne eine gewisse Art des Dogmatismus in der That nicht gehe. Irgend eine Vorstellungsart muß im Geiste vorhanden sein, und nur mit dem Verzicht auf das Denken selbst würde man auch der Bestimmtheit der Conceptionen entgehen.

Was kann es überhaupt heißen, die Begriffsbestimmung der Größe fordern? Offenbar können wir einen Begriff nur dadurch begreiflicher machen, daß wir ihn in Bestandtheile zerlegen. Ist dann der eine Bestandtheil eine leichter faßbare Vorstellung, so ist durch die Angabe derselben der speciellere Begriff als erläutert zu betrachten. Der Begriff der Zahl (selbstverständlich der ganzen Zahl) ist abstracter als der Größenbegriff. Wenigstens muß, damit die Größenvorstellung entstehe, noch etwas zu der bloßen Zahlenvorstellung hinzugedacht werden. Wie diese specificirende Ergänzung beschaffen sei, kann uns gleichgültig bleiben. Es ist genug, daß wir den Größenbegriff als in zwei Bestandtheile zerlegbar vorstellen. Auch wie das synthetische Band beschaffen sei, welches unserer Analyse entspricht, geht uns Nichts an. Denn wir haben nicht die Fähigkeit, die ursprüngliche Synthesis der Natur nachzubilden. Wie mithin die ursprünglichen als wirklich gedachten Einheiten beschaffen sein mögen, ist eine Frage, die ihrer Natur nach unbeantwortet bleiben muß. Jeder Versuch einer Beantwortung derselben muß in monadologische Erdichtungen ausarten. So weit also Größen an sich selbst, d. h. in der Form des Gegebenseins vorhanden sind, müssen sie als benannte Zahlen betrachtet werden, deren Benennung jedoch im Allgemeinen nicht angegeben werden kann.

Die bestimmte Vorstellung einer Größe ist, wie wir oben gezeigt haben, stets discontinuirlich. Der haltbare Kern des Stetigkeitsbegriffes beschränkt sich auf die formale Möglichkeit der Einschaltungen. Die allgemeine Form der Sinnesvorstellung, deren Mannichfaltigkeit Gegenstand der reinen Mathematik ist, muß daher als in demselben Sinne stetig gedacht werden, wie etwa der Fortgang, der zu dem gemeinen Begriffe des unendlichen Raumes führt, als ununterbrochener Zusammenhang betrachtet wird. Die Stetigkeit betrifft die Wiederholbarkeit derselben Vorstellungsform. Es liegt im Denken selbst keine Schranke, die allgemeine Größenvorstellung zu theilen. Hieraus folgt aber noch keineswegs die Haltbarkeit eines Begriffes der unendlichen Getheiltheit in der Form des Gegebenseins. Wir nehmen daher keinen Anstand, auch hier die Consequenzen unserer Kritik des Begriffes der unendlichen Zahl geltend zu machen, und zu behaupten, daß jede an sich vorhandene Gattung des Seienden nur als in endlicher Anzahl vorhanden gedacht werden dürfe. Insofern also die Größenvorstellung in letzter Analyse auf die Idee der identischen Wiederholung eines uns seiner Natur nach im Allgemeinen unbekannten Inhalts zurückführt, kann diese Wiederholung nur nach Art der Zahlenreihe unendlich sein, und es fallen mithin alle wüsten Fassungen des Stetigkeitsbegriffes hinweg. Innerhalb derselben Gattung kann eine Häufung der Zahl nach deutlich und ohne Widerspruch gedacht werden. Uebrigens muß die scheinbare Unendlichkeit als eine Hinweisung auf eine begriffliche oder (wenn man durchaus den beliebten unbestimmten Ausdruck gebraucht wissen will) qualitative Begrenzung betrachtet werden. So lange man innerhalb derselben Gattung bleibt, findet der reine Verstand in sich selbst keinen Grund,

die Wiederholungen zu unterbrechen. Dagegen kann das empirische Denken, welches der wirklichen Beschaffenheit der Dinge und nicht mehr blos der Form des Vorstellens Rechnung zu tragen hat, in der That an die Grenzen einer gewissen Art der Gliederung oder überhaupt Zusammengesetztheit stoßen und so zu einem begrifflichen Sprung in eine andere Gattung genöthigt werden. Stetige Gliederung (die, wie oben erwähnt, noch ein Kant im Organischen annehmen wollte) kann daher einen ebenso unhaltbaren Begriff anzeigen sollen, wie die gewöhnliche Conception der unendlichen Zahl ist. Gegliedert sein und ohne Unterbrechung zusammenhängen — sind unvereinbare Vorstellungen.

Man hat behauptet, daß der Grundsatz der Stetigkeit noch niemals streng bewiesen sei. Es hat hiermit eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Princip der zureichenden Begründung. Der Mangel eines Beweises würde unerheblich sein; denn ein erstes Fundamentalprincip muß unmittelbar einleuchten. In der That soll der fragliche Vorwurf auch nur ganz im Allgemeinen daran erinnern, daß der Behauptung des stetigen Ueberganges die erforderliche Evidenz abgehe. Nun dürfte sich die ganze Verlegenheit in derselben Weise beseitigen lassen, in welcher wir den wissenschaftlichen Aberglauben an das Dogma vom zureichenden Grunde auf eine rationale Vorstellung zurückgeführt haben. Die Behauptung, daß an sich selbst und unabhängig von der sinnlichen Form der Auffassung eine unendliche Vielheit von Zwischenstufen durchlaufen werde, kann nicht evident gemacht werden, nicht weil es an Mitteln zur Hervorbringung der fraglichen Einsicht fehlte, sondern weil diese vermeinte Einsicht grundfalsch ist. Beschränken wir daher unseren Begriff von der Stetigkeit auf eine bloße Möglichkeitsvorstellung, und behaupten wir weiter Nichts, als daß die abstracte Vorstellung rücksichtlich der Einschaltungen von Zwischenstufen unbehindert sei, so bleiben wir mit unseren Gedanken innerhalb dessen, was wirklich unmittelbar evident ist und daher keines vermittelnden Beweises bedarf. Durch den empirischen Factor der Vorstellungen wird nun aber die allgemeine unbegrenzte Möglichkeit der Einschaltungen und Unterbrechungen in irgend einer bestimmten Weise gleichsam ausgefüllt, so daß das empirische Denken niemals in den Fall kommen kann, es mit unendlichen Stufenfolgen zu thun zu haben. Die Unendlichkeit, die sich zwischen zwei empirisch gegebenen Grenzen verwirklicht finden soll, ist ein Unbegriff. Der Umstand, daß wir von der Synthesis der Natur nur Thatsächlichkeitsvorstellungen haben, berechtigt uns nicht, die Möglichkeit unseres Vorstellens zum Maße der Wirklichkeit zu machen. Wie an sich selbst der Uebergang von einem Zeitpunkte zum andern beschaffen sei, kann nicht angegeben werden. Denn die Antwort auf eine solche Frage würde nichts Geringeres enthalten müssen, als eine Rechenschaft, warum überhaupt eine Zeit, und schließlich wohl gar, warum eine Welt gerade in dieser und keiner anderen Form existire. Derartige Zumuthungen, die mit dem Begriff nicht nur unserer Erkenntniß, sondern jeglicher Erkenntniß streiten, haben wir bereits früher zurückgewiesen, und wir überlassen daher jene Rechenschaftsablegung denen, die mehr als Alles zu wissen vermeinen.

Im ganzen Bereich der apriorischen und empirischen Wissenschaft bedürfen wir des metaphysisch entarteten und chimärisch gestalteten Stetigkeitsbegriffes niemals. Erinnern wir uns unserer Auseinandersetzung über die entbehrlichen Vermittelungen. Schon die bloße Rücksicht auf die Eleganz der Darstellung fordert, daß man selbst unter der Voraussetzung, daß man einen metaphysischen Privatglauben an die Unbegriffe noch nicht aufgegeben habe, dennoch die positive Exposition von den verdächtigen Begriffsfassungen frei erhalte. Die Stetigkeitsvorstellungen, um die es sich in den Anwendungen der Mathematik handeln kann, gestalten sich ganz von selbst so, daß jeder Widerspruch von vornherein ausgeschlossen bleibt. Wir haben es stets nur einerseits mit dem rein formalen Gedanken der unbegrenzten Einschaltungsmöglichkeit und andererseits mit Einschaltungen zu thun, die in einer bestimmten Anzahl gegeben oder als gegeben vorgestellt werden. Der Stetigkeitsbegriff spielt mithin keine andere Rolle als jeder andere Unendlichkeitsbegriff.

Der sogenannte Durchgang durch das Unendliche kann als Beispiel für die Entbehrlichkeit des falschen Stetigkeitsbegriffes dienen. Zwischen der parallelen Lage von zwei geraden Linien, deren eine als fest und deren andere als um einen beliebigen Punkt drehbar betrachtet wird, und zwischen einer jeden Lage, in welcher die beiden Linien einander schneiden, befindet sich so zu sagen eine begriffliche Kluft, die durch keine Stetigkeitsvorstellung ausgefüllt werden kann. Wenn man nicht etwa mit dem Synthetiker Steiner die chimärische Idee der Schneidung paralleler Linien in einem unendlich entfernten Punkte cultiviren und den übel angebrachten Scharfsinn, der nur einen und nicht etwa zwei unendlich entfernte Durchschnittspunkte statuirt, noch gar bewundern will, so wird man wohl bei dem gemeinen und gesunden Verstande, mit welchem die Archimedes ausreichten, vorlieb nehmen müssen. Man wird sich zu der etwas nüchternen Vorstellung, derzufolge ein begrifflicher Sprung unentbehrlich ist, zu bequemen haben. Man wird einsehen, daß auch die geringste Richtungsveränderung, obwohl sie Nichts als eine Vermehrung der Winkelgröße ist, eine begriffliche Variation, welche die Identität des allgemeinen Begriffes unterbricht, mit sich bringen könne. So lange der Durchschnittspunkt nur in die Ferne rückt, wird der allgemeine Begriff (nämlich von zwei sich schneidenden Linien) nicht verändert. Innerhalb dieses Artbegriffs ist eine unendliche, schrankenlose Variation möglich. So lange der Richtungsunterschied noch eine Größe hat, d. h. so lange er überhaupt noch vorhanden ist, bleibt auch jener allgemeine Artbegriff bestehen. Es giebt kein Mittel, durch bloße Größenvariation aus der fraglichen Gattung des Vorstellens hinaus zu gelangen. Erst indem man den Richtungsunterschied gänzlich fortfallen läßt, gewinnt man das neue Lageverhältniß. Der Begriff der unbegrenzten Entfernung des Durchschnittspunktes hat eine wesentliche Voraussetzung, nämlich die Vorstellung einer Durchschneidung überhaupt. Wer könnte nun wohl behaupten, daß der unserer Vorstellung nach auf der festen Linie unbeschränkt in immer weitere Entfernung rückende Durchschnittspunkt

jemals durch diese Art des Fortschritts zur parallelen Lage der Linien führen könne? Indem wir diesen Begriff von dem immer weiteren Fortschreiten festhalten und innerhalb desselben die ganze Möglichkeit der quantitativen Variationen in Rechnung bringen, bleiben wir doch stets innerhalb gewisser Schranken, über die uns die Stetigkeit der Größenvorstellung nicht hinausbringt. Wir müssen den ursprünglichen Begriff selbst verlassen; wir müssen plötzlich in die parallele Lage überspringen; wir müssen bei irgend einem, wenn auch noch so weit entfernten Durchschnittspunkte mit der Verfolgung der weiteren Möglichkeit des Hinausrückens abbrechen und mit einem Male zur parallelen Lage überspringen. Ein plumper Sensualismus mag sich auf den Schein der sinnlichen Stetigkeit in der Vermehrung der Winkelgröße berufen. Er mag darauf hinweisen, daß wir den Schenkel bei der Beschreibung eines Winkels durch alle möglichen Lagen hindurchführen. Er mag geltend machen, daß wenn die bewegliche Linie stetig aus einer Lage in die andere übergeht, auch jene divergirende Uebergangsvorstellung, an welcher wir die Nothwendigkeit eines Sprunges erweisen, stetig ausgefüllt zu denken sei. Wir unsererseits beharren aber bei dem Hinweise auf die Unmöglichkeit, den sogenannten Durchgang durch das Unendliche als an sich selbst und ohne begrifflichen Sprung vollzogen vorzustellen. Der Schein der sinnlichen Vermittelung durch blos quantitative Variation verschwindet, wenn man die Anordnung so gestaltet, daß die vermeinten stetig durchlaufenen Unendlichkeiten nicht zwischen übersichtliche Grenzen fallen, sondern die Form der divergirenden Composition annehmen. Durch ein solches Arrangement überzeugt man sich, wie illusorisch die gewöhnliche Vorstellung von der zwischen zwei gegebenen Punkten durchlaufenen Unendlichkeit sei. Man erkennt, daß es um Nichts rationeller sei, in dem einen Falle das Durchlaufen einer Unendlichkeit zu leugnen, in dem anderen aber als haltbaren Begriff zuzulassen. Die Kritik darf sich hier nicht durch den sinnlichen Fluß des Vorstellens zu einer unhaltbaren Unterscheidung bestimmen lassen. Jeder Uebergang von einer Größe zur anderen ist in einem gewissen Sinne ein sogenannter Durchgang durch das Unendliche; denn die Möglichkeit der Einschaltung entspricht genau der Möglichkeit der divergirenden Composition. Beiden Möglichkeiten muß dieselbe Art von Wirklichkeit zugeschrieben werden. Beide dürfen nur als dem formalen Denken angehörig concipirt werden. Empirisch kann die Unendlichkeit der Interpolation nicht verwirklicht werden. Unser Bewußtsein kann successiv verschiedene Größen, aber nicht ein eigentliches Fließen der Größen vorstellen. In der That ist denn auch stets nur ein Stufengang Gegenstand des empirischen Denkens.

Machen wir von der eben gewonnenen Einsicht eine reale Anwendung. Es ist ganz überflüssig, die Häufung geringer blos quantitativer Veränderungen als einen stetigen Fluß innerhalb der Naturaction vorzustellen. Man kann sich mit der negativen Behauptung begnügen, daß innerhalb derselben Gattung Nichts als bloße Größenunterschiede möglich sind. Der Umstand, daß die quantitative Variation

beliebig viele Stufen haben könne, ist für die Naturbetrachtung gleichgültig. Es ist genug, daß die allgemeine Form unseres Vorstellungsvermögens darauf eingerichtet ist, einer jeden angebbaren, wenn auch noch so vielgliedrigen Abstufung Rechnung zu tragen. Jede Größe, die als Stufe vorgestellt wird, muß, um überhaupt Gegenstand der Betrachtung werden zu können, irgend welchen, wenn auch noch so kurz bemessenen Bestand haben. Eine Theorie, welche glaubt, den Uebergang von Art zu Art durch blos quantitativen Fortschritt vermitteln zu können, braucht um die Schwierigkeiten des falschen Stetigkeitsbegriffes keine Sorge zu tragen. Die Analyse kann nur eine unterbrochene Vielheit von Gebilden liefern. Der Punkt, welcher in dem gegenwärtigen Augenblicke fixirt wird, hängt mit keinem anderen Punkte außer durch den Begriff der ideellen Synthesis zusammen. Jede Stufe als solche hat ihre Dauer und damit zugleich eine gewisse Selbständigkeit. Zu einer anderen Stufe wird nur übergegangen, indem sich empirisch die Veränderung als vollendete Thatsache aufdrängt. Es ist eine Täuschung, wenn wir glauben, in das ursprüngliche Werden der Erscheinungen einzubringen. Wir empfangen nur thatsächliche Anregungen, die uns nöthigen, die geschehene Veränderung zu constatiren. Wir erkennen also nicht eigentlich, wie die Veränderung, sondern nur daß sie stattgefunden hat. In unserem Bewußtsein ist an die Stelle der einen Conception eine andere getreten, und indem nun die Erinnerung die beiden Begriffe mit einander vergleicht, erkennt sie an der begrifflichen Verschiedenheit die Thatsache der Veränderung. Diese Bemerkung ist wichtig; denn sie zeigt, daß der Begriff der Veränderung mit dem der identischen Beharrung, also überhaupt mit der Recognition der Begriffsidentitäten zusammenhänge. Der Naturforscher wird daher nie von einer Veränderung, außer auf der Grundlage irgend einer allgemeinen Beharrung reden dürfen. Andernfalls würde seinem Denken das die Ueberleitung vermittelnde Band abgehen. Aehnlich verhält es sich nun auch mit der empirischen Stetigkeitsvorstellung. Die unveränderte Wiederholung desselben begrifflichen Inhalts ergiebt eine blos quantitative Steigerung. Dasselbe wird noch einmal zu sich selbst gesetzt, — hierin liegt die Form der begrifflichen Stetigkeit. Wie nun die empirischen Elemente, die den unmittelbaren Gegenstand der Betrachtung bilden, an sich selbst beschaffen sein mögen, geht den Denker als solchen Nichts an. Denn das Denken wird durch Etwas begrenzt, was nicht Denken ist. Die Erkenntniß findet ihre Schranke nicht etwa an einer höheren Erkenntniß, sondern an Etwas, was der Gattung nach vom Denken verschieden ist. Der positive Forscher hat daher keiner Metaphysik Complimente zu machen, sondern kann sich selbst genügen, sobald er nur der natürlich dialektischen Nothwendigkeit folgt. Die Theorien eines Darwin können ohne metaphysische Fiction viel sauberer dargestellt werden, als gewöhnlich geschieht. Man muß sich gar nicht darauf einlassen, von einer Stetigkeit zu reden, deren Begriff mehr enthielte, als erfahrungsmäßige Vorstellungen enthalten können. Man muß es nie vergessen, daß das sogenannte Fließen der Vorstel-

lungen, selbst wenn sie sich innerhalb bloßer Quantitätsveränderungen halten, nur eine sinnliche Metapher ist, die aufgegeben werden muß, sobald es sich um streng begriffliches Denken handelt. Hinsichtlich der Entstehung und Umwandlung der Arten kann die Frage nach dem Wie nur die Auffindung einer Stufenfolge von Erscheinungen bedeuten. Eine Metamorphose der Begriffe, die etwa gar durch die falsche Vorstellungsart der quantitativen Stetigkeit unterstützt werden soll, ist eine Conception, die in die Märchenwelt, aber nicht in die Wissenschaft gehört. Alle unsere Wahrnehmungen sind unterbrochen und werden nur durch das synthetische Bewußtsein formal zusammengefaßt. Diese Regel gilt in gleicher Weise von den elementaren Größenperceptionen wie von den Artbegriffen. Es geht mithin nicht an, die mathematisch formale Stetigkeit in das Empirische hinein zu dichten und so vorauszusetzen, die Natur habe irgendwie eine unendliche Vielheit von Stufen (wenn auch nur im quantitativen Fortschritt) verwirklicht. Ebenso verkehrt würde es aber sein, da wo Nichts als die reine Form des Vorstellens den ganzen Inhalt des Begriffs ausmacht, eine an sich vorhandene Discontinuität vorauszusetzen. Die reine Mathematik hat es überhaupt nur mit solchen Wirklichkeiten zu thun, wie sie in der bloßen Form des Vorstellens vorhanden sein können. Die mathematische Linie ist der Wirklichkeit nach nur insofern getheilt, als es dem Verstande beliebt hat, Theilungen in ihr vorauszusetzen. Sie enthält nur so viel discrete Punkte, als es dem Verstande beliebt hat, in ihr gesetzt zu denken. Die Möglichkeit der unbeschränkten Vervielfältigung hat ihren Grund nicht erst in der Beschaffenheit des Begriffsgebildes (d. h. in unserem Falle der Linie), sondern schon in den das Gebilde erzeugenden Verstandesfunctionen. Nun wäre es eine falsche Anticipation, die unbeschränkte Möglichkeit in der Form des Gegebenseins denken zu wollen. Dies thut jedoch der Mathematiker, wenn er seine Linie als einen gegebenen Inbegriff unendlich vieler Punkte vorstellt. Diese Art der Begriffsfassung der stetigen Linie ist mithin auch ein fehlerhafter Unendlichkeitsbegriff. Hat man sich dieser anscheinend ganz unschuldigen Conception entledigt, so hat man zugleich ein Schema gewonnen, die in der Empirie vorkommenden Mißbegriffe der quantitativen Stetigkeit auszumerzen. Von Art zu Art gelangt man vielleicht durch nachweisbare quantitative Intervalle; allein von einem Intervall zum andern ist ein Sprung nothwendig, der sich freilich der Gattung nach von dem eigentlich begrifflichen Sprung unterscheidet. Die Naturforschung hat es daher regelmäßig mit quantitativen Unterbrochenheiten zu thun; das stetige Wachsen der Größen, die sie betrachtet, bezieht sich nur auf die ebenmäßige Art des Stufenganges. Die Atomistik muß mithin selbst auf die successive Erfüllung der formal stetigen Zeit ausgedehnt werden. Die räumliche und materielle Atomistik ist nur ein halber Schritt. Um gründlich mit den falschen Stetigkeitsvorstellungen aufzuräumen, muß die Voraussetzung empirischer Atome als unumgängliche Vorbedingung des Begriffes der Erscheinung geltend gemacht werden. Erst so wird das Denken der hemmenden Vorurtheile entledigt, die den

Verstand mit sich selbst veruneinigen und metaphysischen Fictionen einen Schein von Berechtigung geben.

Die Gestalt, in welcher der Satz, daß die Natur keinen Sprung mache, einen guten Sinn haben kann, ist nun nicht mehr zweifelhaft. Das vermeinte metaphysische Gesetz verwandelt sich in eine allgemeine Thatsache. Nur insofern uns die empirischen Analogien eine gewisse Art der Vermittelung als thatsächliche Uebergangsform durchgängig zeigen, ist man zu der Anticipation berechtigt, auch in anderen Fällen ähnliche Einschaltungen anzutreffen. Es ist also der Zug der Analogie, welcher uns veranlaßt, unter ähnlichen Voraussetzungen auch ähnliche Stufenfolgen als vorhanden anzunehmen. Es giebt aber kein transcendentales Princip, welches uns mehr als die Möglichkeit der Einschaltungen gewährleistete. In unserem Verstande liegt kein hinderndes Element, welches uns nöthigte, vor einer bestimmten Grenze Halt zu machen. Nur der Begriff einer apriorisch erschöpfenden Disjunction steht dem Fließen der Vorstellungen entgegen. In unserem Verstande liegt aber auch keine Nöthigung, die empirisch gegebenen Stufen noch weiter zu interpoliren. Der empirische Factor des Denkens muß hierzu mitwirken; sonst kommen wir nicht über blos negative Möglichkeitsvorstellungen hinaus. Jenes uralte Princip der Naturphilosophie ist also als metaphysische Behauptung unhaltbar, im Sinne einer empirischen Analogie aber insoweit richtig, als sich die Verneinung des sprungweisen Fortschreitens nur auf die Möglichkeit gewisser Einschaltungen bezieht. Eine weniger einseitige Formel würden wir dadurch erhalten, daß wir die nothwendige Gestalt des erfahrungsmäßigen Denkens zum Ausgangspunkt aller Erfahrungsnothwendigkeit machten. Hierdurch würden wir die Stetigkeit in der einen Hinsicht und die Unterbrochenheit in der anderen Hinsicht als unerläßliche Elemente einer jeden Erfahrung geltend machen. Doch ist es hier nicht nöthig, noch einmal auszuführen, wie Unendlichkeit und mithin auch Stetigkeit im falschen Sinne nie Gegenstand der Erfahrung sein können.

Sechster Abschnitt.

Vorstellungen von einer organischen Gedankenentwickelung.

Erstes Capitel.

Die gestaltenden Kräfte im Denken.

Die vage Vorstellung von letzten Gründen ist der gewöhnliche Ausgangspunkt metaphysischer Entwickelungen. Ohne zu wissen, wie letzte Begründungen im Allgemeinen beschaffen sein können, giebt man sich nicht selten den Anschein, die besonderen Erkenntnisse bis in die letzten Ursachen alles Seins verfolgt zu haben. Wir haben nun nachgewiesen, daß der Begriff letzter Begründungen nur innerhalb der möglichen Erkenntnißkategorien einen Sinn habe. Das Centrum der Subjectivität ist der Ort, in welchem alle letzten Erkenntnißgründe zu suchen sind. Die Conception eines letzten Grundes erwies sich als vermittelnder Begriff, der zur Bildung von Analogien dient, ohne jemals an ein Ende im Sein zu führen. In diesem Sinne müssen letzte Begründungen von jeder strengen Wissenschaft gefordert werden, während die falsche Begriffsfassung der letzten Gründe einer vernünftelnden und deutelnden Metaphysik und mithin bloßen Scheinwissenschaft zu überlassen ist.

Steht es einmal fest, daß der Anfang der tieferen Begründungen im Subject zu setzen sei, so bieten sich sogleich andere Möglichkeiten der Abirrung dar. Die Metaphysik alten Schlages ist allerdings unmöglich gemacht. Allein an ihre Stelle treten nun Versuche, den letzten subjectiven Begründungen eine falsche Einheit anzudichten. Auf die Synthesis der objectiven Naturvorgänge hat man verzichten müssen; nun will man auch erfahren, daß im subjectiven Centrum ebenfalls nur Analysis und keine die subjective Natur deckende Synthesis möglich sei. Die gleichsam alchymistischen Bemühungen, von dem einen Felde verdrängt, geben ihre Sache noch nicht verloren. Der Stein der Weisen wird jetzt im Gebiete der logischen Functionen gesucht. Dort sollen die Geheimnisse aller Verkettung aufzudecken sein; dort soll sich der Schlüssel finden, durch welchen man sich einen Eingang in den Zusammenhang des Seins eröffnet. Die Affectation letzter Begründungen nimmt nun die Form der Enthüllung vermeintlicher

Gesetze des Denkens an. Allgemeine Thatsachen werden für ursprünglich maßgebende und aus dem bloßen Verstande stammende Nothwendigkeiten ausgegeben. Der Apriorismus macht sich überall geltend und stellt, um nicht zu einem bloßen Formalismus zu werden, materiell empirische Thatsächlichkeiten als von vornherein gegebene Einsichten dar. Man vermuthet in den einseitigen Kräften des von der Empirie getrennten reinen Denkens verborgene Mächte, welche im Stande seien, bloße Thatsächlichkeiten der Naturbetrachtung in gedankliche Nothwendigkeiten umzuwandeln. Im Vertrauen auf diese Mittel des reinen Verstandes unternimmt man es, die empirischen Principien der Mechanik metaphysisch zu beweisen. Man verkennt, daß mit dem Begriff der Materie das formale Denken aufhöre, und daß es außer reiner Logik und Mathematik (die Phoronomie eingeschlossen) keine rein aprioriſche Erkenntniß gebe. Um die Blöße der vermeinten Entwickelung zu bedecken, wird an die Stelle der Materie das bloße Phantasma der Materie (wie es auch in den Träumen gegeben ist) gesetzt. Doch bleibt die ganze Art des Philosophirens noch immer rational. Der Fehler, der in Kants Vorstellung transcendentaler Naturgesetze, die sich auch zum Theil auf den Inhalt und nicht blos auf die Form des Denkens beziehen sollen, gemacht ist, wird der Anknüpfungspunkt für ganz bodenlose Erdichtungen. Man glaubt aus bloßem Verstande entwickeln zu können, wozu sonst Erfahrung für unerläßlich gehalten wurde. Man stellt sich das Denken als eine organische Triebkraft vor, die aus sich selbst die Gestaltung der Erkenntniß bestimme. Man vergißt hierbei nur den geringfügigen Umstand, daß die organisch gestaltenden Kräfte der äußeren Reize und der Stoffzuführung bedürfen. Die sogenannte Speculation versucht es, sich mit ein Paar Traumbildern und mit eingeschmuggelten empirischen Vorstellungen zu nähren. Ihre Ergebnisse bezeugen ihre Armseligkeit. Sie urtheilt wie ein halb Träumender halb Wachender. Wo sie sich in Angelegenheiten der wohlbegründeten Wissenschaft mischt, bewährt sie überall ihre leichtfertige Unwissenheit. Die einzige Quelle, aus welcher sich über die Realität urtheilen läßt, hat sie sich verschlossen. Kein Wunder, daß sie charakterlos und in den meisten Fällen ohne wirkliche Ueberzeugung ist. Anmaßung und Geheimnißkrämerei sollen ihren vermeinten Offenbarungen Ansehen verschaffen. Allein nur Superstition und Ignoranz verfallen dem Obscurantismus der kritik- und erfahrungslosen Speculation. Die vorgebliche Entwickelung aus Begriffen wird schließlich selbst denen verdächtig, die daran gewöhnt sind, einige Absurditäten als selbstverständlichen Bestandtheil einer guten Metaphysik in den Kauf zu nehmen. Man fragt sich, wie denn eigentlich Speculation möglich sei, und mit dieser Frage ist es um die Seifenblasen der Privatsystemchen geschehen. Was dem allgemeinen Verstande widerspricht, wird, wie es sein muß, als Unsinn geächtet und nicht mehr unter der Firma metaphysischer Offenbarung zugelassen. Dieser Standpunkt räumt denn auch mit dem Wahne eines sich aus sich selbst herausspinnenden Gedankensystems auf. Organische Gedankenentwickelung erscheint allerdings als möglich,

aber nur unter der Voraussetzung, daß das formale Denken den gegebenen empirischen Stoff verarbeite. Die gestaltenden Kräfte der rein formalen Gedankennothwendigkeit werden zur Geltung gebracht; die Aussicht auf ein natürliches System im Gegensatze der künstlichen Isolirungen eröffnet sich; aber der Weg hierzu wird nur durch den Verzicht auf alle über die Erfahrung hinausgehende Metaphysik gebahnt. Indem die Einheit zwischen dem formalen und dem materiellen Denken hergestellt und die reine Logik nur als ein Inbegriff formaler Vermittelungen des empirischen Denkens erkannt wird, gestaltet sich die Speculation empirisch und die Empirie speculativ. Die organische Einheit des Denkens muß dann aber auch zu einer organischen Gestaltung des Systems der Wissenschaft führen. Jegliche Darstellung eines wissenschaftlichen Stoffes muß die organische Einfachheit im Grunde der Gedankenthätigkeit erkennen lassen. Freilich ist die ursprüngliche Synthesis, welche diesseits aller fertigen Gedanken vorauszusetzen ist, kein Gegenstand der Erkenntniß. Denn sie wurzelt in Etwas, was zwar erzeugender Grund der Gedankengestaltung, aber nicht selbst Denken ist. Wie bei jedem organischen Gebilde ist uns auch bei den Erzeugnissen der gestaltenden Gedankenkräfte nur eine thatsächliche Auffassung und äußerliche Zergliederung möglich. In die Gründe der thatsächlichen Verbindungen können wir in beiden Fällen nicht eindringen. Ein Chemiker, der sich einbildete, Organismen aus der Retorte hervorgehen lassen zu können, würde in keinem größeren Irrthume befangen sein, als diejenigen, welche glauben, die gestaltenden Kräfte des Denkens blosgelegt und zum beliebigen Gebrauche abgesondert zu haben.

Allerdings lassen sich gewisse Verfahrungsarten, in denen sich der natürliche Gedankengang unwillkürlich bewegt, unzweideutig kennzeichnen. Allein eine solche Charakteristik der organischen Entwickelung ist kein Aufschluß über die sogenannten ursprünglichen Gründe der Gedankenverkettung. Die Gewohnheiten des Denkens sind noch nicht ausgemachte Denkgesetze. Die Anziehungen und Abstoßungen, die in der Entwickelung eines allgemeinen Gedankens bemerkbar werden, lassen sich nicht auf Regeln bringen, deren Schablone den natürlichen Gedankengang ersetzen könnte. Dennoch sind Reflexionen über die Charaktere des organischen Denkens nicht unnütz. Indem man die Schemata erkennt, in denen sich die gestaltenden Kräfte bethätigen, sichert man sich gegen Unterschiebungen eines nur scheinbar organischen Zusammenhanges. Das beste Mittel gegen die Trugvorstellung eines sich an Widersprüchen forthelfenden und den Uebergang der Begriffe predigenden sogenannten Denkens ist die Erkenntniß derjenigen Formen, in welchen wirklich eine Ueberleitung von einem Begriff zum anderen möglich ist. Wir haben diese Formen im vorigen Abschnitte angegeben. Ueberall, wo quantitative Variation möglich ist, läßt sich durch Vermehrung oder Verminderung in gleichen Abstufungen an die sinnliche Grenze eines Begriffes gelangen. Diese natürlich dialektische Wendung, die den Mathematikern und Physikern ganz geläufig ist, unterscheidet sich aber himmelweit von dem allge-

meinen Fluß der Begriffe, in welchem jede feste Bestimmung des Verstandes vermeintlich fortgerissen wird.

Der Widerspruch in den Begriffen soll zu höheren Begriffsfassungen nöthigen. Diese zuerst von Kant aufgestellte Behauptung ist in einem gewissen Umfange richtig. Sobald wir nämlich in einer Conception eine gedankliche Unvereinbarkeit antreffen, werden wir genöthigt, gleichsam einen Schritt zurückzuthun und im ferneren Denken uns des verunstaltenden Fehlers zu enthalten. So ist die gemeine Vorstellung, welche die Mathematiker vom unendlichen Raume zu haben pflegen, eine ursprünglich falsche Satzung, von der man zurückkommen muß, wenn der Widerspruch vermieden werden soll. Auf diese Weise wird das Denken und Vorstellen allerdings zurechtgestoßen. Allein man kann in diesen Rückwirkungen der unwillkürlich zugelassenen Widersprüche und der vielleicht unvermeidlichen Irrthümer keine positiv gestaltende Kraft erkennen. Nur wenn man, wie die widerspruchseligen Philosophirer, den Verstand den Chimären opfert, und es etwa gar als Aufgabe der Metaphysik hinstellt, die Unvereinbarkeiten zu vereinigen, dann kann man auch allenfalls den Widerspruch für ein organisches Entwickelungsprincip halten. Das natürliche Verhalten unterscheidet sich von der falschen Ausbeutung der Widersprüche dadurch, daß es die unhaltbare Synthesis in ihre Elemente auflöst und nun, anstatt wie die Dialektik des Truges die einfachen Begriffe zu verunstalten, ganz einfach den Irrthum in dem synthetischen Urtheil selbst aufsucht. Nach dieser fast selbstverständlichen Methode haben wir die falschen Unendlichkeitsbegriffe (denen stets ein synthetisches Urtheil zu Grunde liegt) eliminirt. Doch liegt es uns sehr fern, in einem solchen Verfahren die organisch gestaltenden Kräfte des Denkens finden zu wollen.

Die einer Gruppe von Verstandesbestimmungen einheitlich zu Grunde liegenden Gedanken werden vornehmlich dann, wenn es sich um einen vorherrschenden Trieb oder Zweck der Entwickelungen handelt, den Namen gestaltender Mächte verdienen. Ein wissenschaftliches System verdankt seine Grundform irgend einer Fundamentalvorstellung, welche sich durch alle besonderen Einsichten hindurchzieht. Die gestaltenden Kräfte sind also in derjenigen Art von Principien anzutreffen, die dem Gedankengange seine Richtung vorzeichnen. Wie diese Principien von einfachen aber fertigen Einsichten zu unterscheiden seien, werden wir sogleich erörtern und hiermit denn auch endgültig ausmachen, in welchem Sinne eine organische Gedankenentwickelung möglich sei.

Zweites Capitel.

Die Principien.

Welche Form kann ein wissenschaftliches System haben? Diese Frage wollen wir hier möglichst kurz beantworten, ohne uns jedoch zu verhehlen, daß eine Bekanntschaft mit Einsichten, welche die Theorie der logischen Functionen angehen, einerseits eine unerläßliche und andererseits eine bedenkliche Voraussetzung ist. Dürfte ich annehmen, daß die allgemeine logische Gliederung des Euklidischen Systems, so wie die gemeine Form des Raisonnements in den empirischen Wissenschaften durchgängig gehörig erkannt und gewürdigt wäre, so brauchte ich mich nur auf die logische Constitution des bereits vorhandenen unzweifelhaften Wissens zu berufen. Indessen weiß ich zu gut, daß ein einfacher logischer Cursus gegenwärtig zu den überwundenen Gewohnheiten gehört. Ich wende mich daher an die positivistischen Denker und Forscher, welche in ihren besonderen Wissenskreisen mehr logische Schulung finden, als die Pfleger der eigentlichen Philosophie. Nur den Positivisten glaube ich mich verständlich zu machen, wenn ich behaupte, daß es nur eine einzige logische Verfassung der Wissenschaften geben könne, und daß in dieser Hinsicht kein Unterschied zwischen dem apriorischen und dem empirischen Verstande zu machen sei. Die Gedankenverkettung ist durchgängig und überall dieselbe. Wo es Ableitungen geben soll, muß von Axiomen, d. h. von einfachen, durch sich selbst evidenten Einsichten ausgegangen werden. Die Vermittelungen müssen die allgemeinen Formen der synthetischen und der subsumtiven Schlüsse haben. Eigentliche Synthesis ist nur durch Vermittelung der formalen oder mathematischen Urtheilskraft möglich. Die empirischen Verknüpfungen sind ihrer allgemeinen Form nach apriorisch. Hieraus folgt, daß alle Erfahrungssynthesis formal sinnliche Urtheilskraft (d. h. in einem gewissen Sinne mathematisches Denken) voraussetzt. So ist denn die Einheit der logischen Verfassung des wissenschaftlichen Denkens nicht überraschend. Die Grundform des systematischen Gerüstes zeigt überall die Einheit ihrer Entstehung. Das materiell empirische Denken kann die Schemata des apriorischen Vorstellens nicht verleugnen. Nur kann es den einfachen Typus des einseitig apriorischen Denkens noch durch einige eigenthümliche Züge bereichern. Aber auch diese Züge (zu denen besonders das Ausgehen von letzten Untersätzen und die Formen der Hypothesenbildung gehören) können im apriorischen Denken vorkommen, so daß der einzige Unterschied zwischen beiden Gebieten darin besteht, daß in dem einen Felde jene Formen nur vorbereitend sind und einer höheren Art der Evidenz weichen müssen, in dem anderen Felde aber nie gänzlich entbehrt werden können. Der rationale Zusammenhang

der Empire bezieht sich auf einen Stoff, der gegeben sein muß. Es kann nie gelingen, das seiner Natur nach Thatsächliche durch rationale Vermittelungen völlig zu decken. Die Materie des Denkens kann eben nie in bloße Formbestimmungen aufgelöst werden. Man bedarf daher für eine jede empirische Wissenschaft auch empirische Axiome, die aus letzten Untersätzen durch Vermittelung des formalen Denkens gewonnen werden. Die empirischen Allgemeinheiten sind also nicht von vornherein, wie die apriorischen, im Verstande gegeben. Es giebt keinen empirischen Verstand, der etwa das Gesetz der Beharrung von vornherein gewährleistete. Das System der Wissenschaft hat mithin eine complexe Gestalt, in welcher die Schematik des apriorischen Denkens als Typus enthalten ist. Die Behauptungen, welche die gewöhnliche logische Gliederung des mathematischen Wissens nicht für andere Erkenntnißgattungen gelten lassen wollen, verwechseln die specifisch mathematische Synthesis mit der allgemeinen logischen Verfassung des Systems. Jene Synthesis kann nur insoweit übertragen werden, als in einer empirischen Wissenschaft Größenurtheile erforderlich werden. Diese allgemeine logische Form aber darf nicht fehlen, wo nicht etwa der Verstand durch einen Ueberverstand ersetzt werden soll. Wie schon früher erwähnt, müßte man zweierlei Verstand statuiren, um die Behauptung der Nothwendigkeit einer neuen Systemform, die über die gemeine logische Verfassung erhaben sei, zu vertheidigen.

Mit Rücksicht auf die eben angedeutete Vorstellung von einem wissenschaftlichen System überhaupt läßt sich die Rolle der Principien im Gegensatz der Axiome sehr einfach angeben. So paradox es klingen mag, so sind die Principien in der fertig gegliederten Darstellung eines Erkenntnißsystems, welches nicht etwa die Erkenntnißtheorie selbst zum Gegenstande macht, sondern nur objective Einsichten überliefert, nirgend anzutreffen. Apriorische oder empirische Axiome werden an die Spitze gestellt, aber die Principien sind die richtenden und treibenden Kräfte, welche Umfang und Inhalt des Ganzen bestimmt haben, ohne als besondere Glieder in den Zusammenhang einzutreten. Die Principien sind nicht Ideen oder allgemeine Sätze; sie sind Elemente des Willens, der sich in einer gewissen Richtung zum Denken bestimmt. Sie sind daher auch gar nicht als Axiome formulirbar, wie alle fehlgeschlagenen Versuche, die eigentlichen Principien in Form theoretischer Einsichten auszudrücken, genügend bewiesen haben. Die Principien sind etwas Triebförmiges und können daher nur als Triebkräfte gedacht werden. Sie bestimmen die specielle Form des Systems, aber wohl gemerkt, ohne jemals mit der gemeinen logischen Verfassung desselben in Widerstreit zu gerathen. Ehe wir noch irgend einen bestimmten Gedanken hegen, ist unser Gedankengang bereits in einer gewissen Richtung determinirt. Wir sagen dann gewöhnlich, daß wir eine vage Vorstellung oder Idee von einer möglichen Erkenntniß haben. In Wahrheit haben wir aber gar keine eigentliche Vorstellung, sondern sind erst in der Bildung einer Idee begriffen. Hat sich der noch dunkle Gestaltungstrieb schon die Form

eines mehr oder minder bewußten Zweckes gegeben, so läßt sich die Richtung, welche eingeschlagen wird, bereits verstandesmäßig formuliren. Allein jeder Zweck lehnt sich an einen Trieb, und so würde es denn doch einseitig sein, die Principien als herrschende Zweckvorstellungen kennzeichnen zu wollen. In den Principien liegt eine unendliche Möglichkeit der Erkenntniß. Sie sind die einfachen Formen, in denen die Unbeschränktheit der verstandesmäßigen Durchdringung des Gegebenen gedacht werden muß. Sie sind Unendlichkeitsbegriffe eigenthümlicher Art; denn sie sind durch Axiome nicht zu erschöpfen. Sie liegen diesseits des Denkens und wurzeln in Etwas, was nicht Gedanke ist. Sie bestimmen die besonderen Gedanken, ohne je selbst zu vereinzelten Gedanken zu werden.

Man wird es einer systematischen Darstellung ebenso leicht als einem stofflichen Gebilde ansehen können, ob die letzten Gründe der organischen Einheit, d. h. die in unserem Sinn verstandenen Principien an seiner äußeren Gestalt einen Antheil haben. Wenn uns die Physiognomie den organisirenden Geist nicht verräth, so werden ihn uns besondere Ankündigungen wahrlich nicht ersetzen. Im Gegentheil sind die ausdrücklichen Hinweisungen, daß hier oder dort der Uebergang gerade so und nicht anders gemacht werden müsse, als Spuren einer rohen Vorstellung der Principien zu betrachten.

Principien im Unterschiede von Axiomen und Postulaten sind schon sehr früh in das philosophische Bewußtsein eingetreten; aber zu allen Zeiten sind sie mehr oder minder unbestimmt vorgestellt worden. Mit dem Begriff der ersten Anfänge hat es eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Begriff der letzten Gründe. Beiderlei Conceptionen kommen darin überein, in der Regel von unzutreffenden Unendlichkeitsvorstellungen gefälscht zu werden. Es ist ein für alle Mal vergebens, einen einzelnen Gedanken (ein Axiom oder eine Fundamentalthatsache) zum eigentlichen Princip umprägen zu wollen. Die wirklichen Principien ergeben, wenn man sie wider ihre Natur als Grundsätze formulirt, zum Theil falsche, zum Theil anscheinend nichtssagende Formeln. Man denke an das Dogma vom zureichenden Grunde und an das Princip der Identität. Jenes ist, in der Form des Axioms ausgesprochen, eine Unwahrheit; dieses ergiebt in seinen gewöhnlichen Fassungen anscheinende Tautologien, während es doch aller logischen Vermittelung als Triebkraft zu Grunde liegt.

Die Principien sind erste Anfänge, aber nicht innerhalb, sondern diesseits der bestimmt gestalteten Gedanken. Sie sind gestaltende Kräfte, die den Gedankenerscheinungen zu Grunde liegen. Man kann von ihnen nicht mehr wissen, als was man auch von den gestaltenden Mächten in der organischen Natur behaupten kann, — nämlich daß sie keine Ideen sind. Der Begriff des Grundes überhaupt ist die einzige Form, unter der sie sich zutreffend denken lassen. Die Vorstellung einer Triebkraft ist bereits eine organische Analogie, für die der Exponent selbst unbekannt ist. Dennoch kann diese Analogie sehr wohl dienen, den Begriff einer organischen Gestaltung zu erläutern. Jedes wissenschaftliche System, welches nicht etwa willkürlich gemacht

ist, sondern der natürlichen Entfaltung des menschlichen Geistes seine Entstehung verdankt, hat ein mehr oder minder organisches Gepräge, je nachdem die Gedankenkräfte in höherem oder geringerem Maße zur Bethätigung gelangt sind. Freilich wird die organische Einheit nur selten durch die Darstellung bemerklich gemacht. Wer fragt z. B. darnach, wie es gekommen sei, daß gerade diese und nicht andere Sätze den Stamm des unentbehrlichen mathematischen Wissens ausmachen? Hier ist ein Feld für eine tiefer gehende Erkenntnißtheorie, die der natürlich organischen Gliederung des vorhandenen Wissens nachforscht, anstatt einen Zusammenhang zu erkünsteln, der nirgend anzutreffen ist.

Die Principien müssen als Kräfte betrachtet werden, die man nur in ihren Aeußerungen kennen lernt. Der organische Zusammenhang des Wissens läßt sich nach keiner Schablone hervorbringen. Die Principien können daher auch nicht durch Entwickelungsschemata gedeckt werden, aber wohl kann man auf gewisse Grundformen hinweisen, in denen sich die principielle Einheit verräth. Eine solche Charakteristik gehört jedoch nicht zu einer Dialektik des Unendlichen. Unsere Aufgabe ist gelöst; denn wir haben die falschen Unendlichkeitsbegriffe in allen Winkeln aufgespürt und schließlich sogar da, wo sie am täuschendsten maskirt sind (d. h. in der Begriffsfassung der Principien und in den Vorstellungen von organischen Verbindungen der Wissenselemente) entlarvt. Ein organisches System kann seine Einheit nicht von einer angebbaren dialektischen Bindungsform, sondern nur von einer Macht haben, die anstatt in einem Schematismus aufzugehen, vielmehr selbst der erzeugende Grund alles Schematismus ist.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this book was charged out.

DUE 2 WEEKS AFTER DATE

[30m-6,'11]

YC109409

BC
73
D8